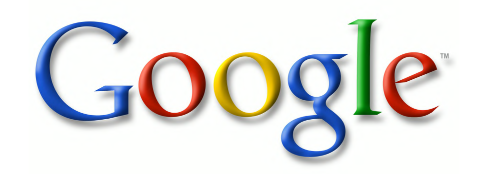
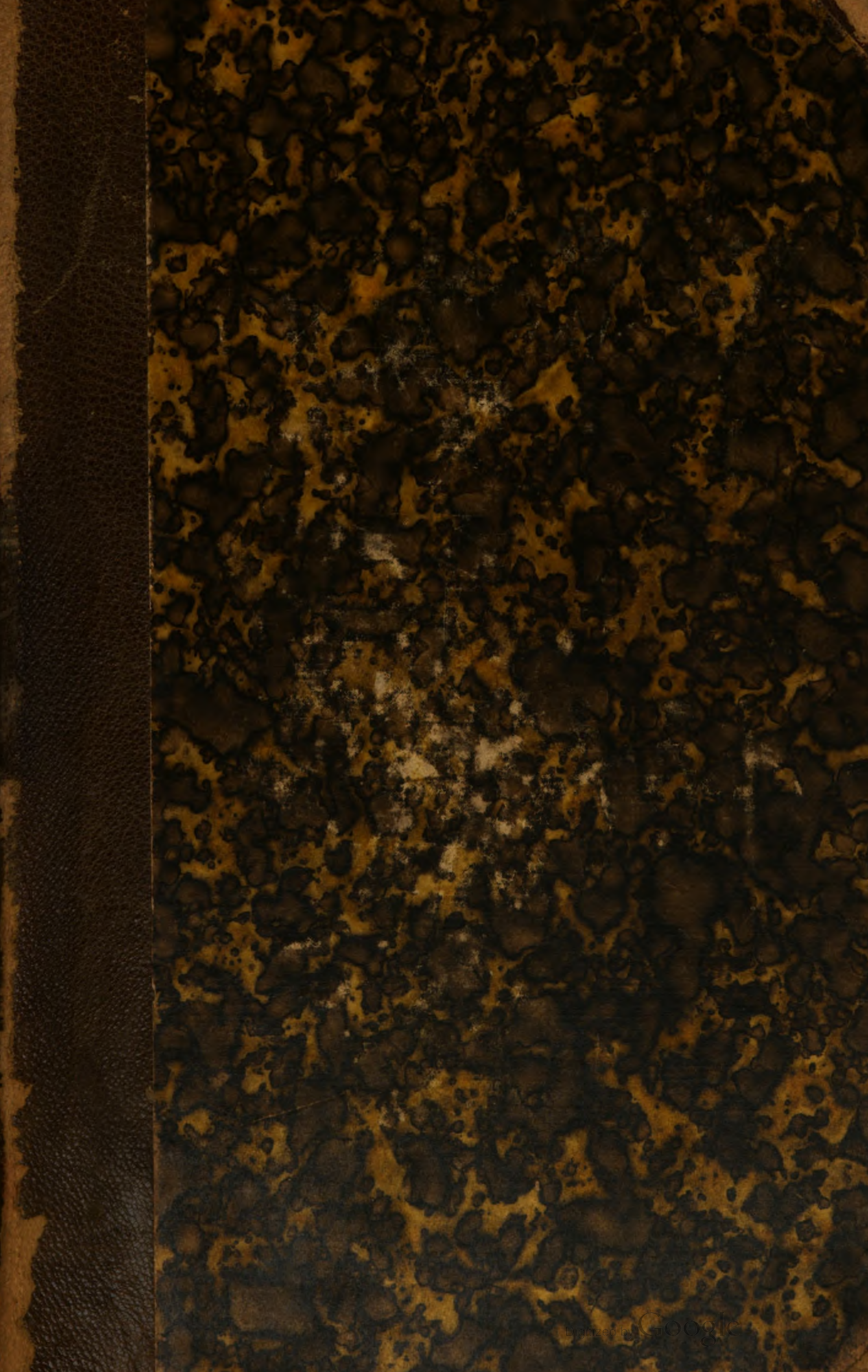
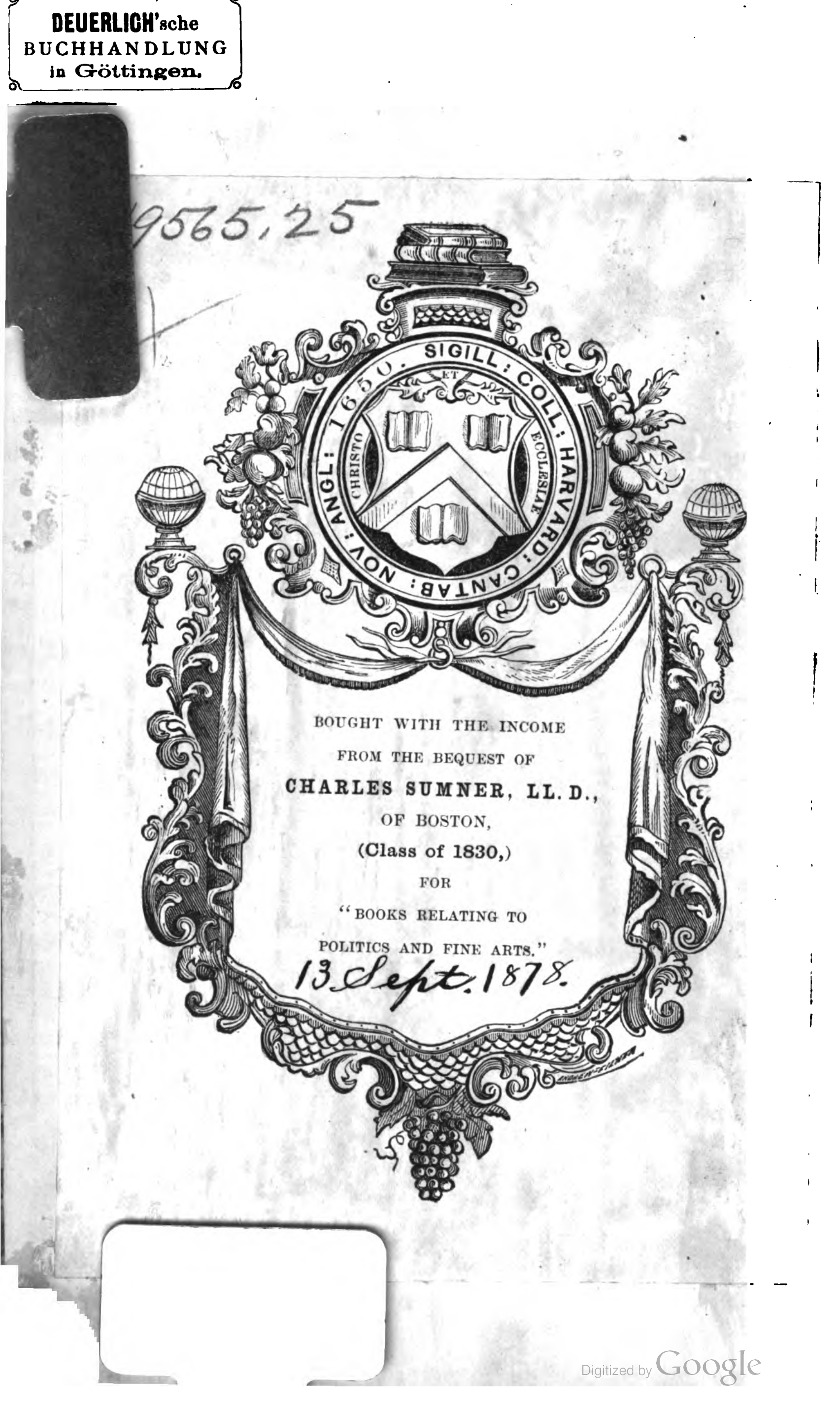





DEUERLICH'sche
BUCHHANDLUNG
in Göttingen.
9565,25
SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE BEQUEST OF
CHARLES SUMNER, LL. D.,
OF BOSTON,
(Class of 1830,)
FOR
"BOOKS RELATING TO
POLITICS AND FINE ARTS."
13 Sept. 1878.
Digitized by Google

Ansel.

Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Erster Band.

Frankreich und die Franzosen.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Berlin,
Verlag von Robert Oppenheim.
1874.

Geog.
§ France.
(cir. 1870.)

Frankreich und die Franzosen

in der

zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts.

Eindrücke und Erfahrungen

von

Karl Hillebrand.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Berlin
Verlag von Robert Oppenheim
1874.

Seinem lieben

Hans von Bülow

sendet dieses Büchlein

als Freundesgruß aus der Ferne

der Verfasser.

Inhalt.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die hier in erweiterter Gestalt erscheinenden „Eindrücke und Erfahrungen“ aus dem französischen Leben sind so freundlich aufgenommen und selbst von Andersdenkenden so nachsichtig beurtheilt worden, daß ein Paar Worte des Dankes und der Verständigung wohl am Platze sein dürften.

Einmüthig haben die zahlreichen Stimmen, welche über das fast zufällig entstandene, kaum als Buch gemeinte Büchlein laut geworden sind, die redliche Absicht des Verfassers zugegeben, seine Kenntniß von Land und Leuten betont, seinen Standpunkt gebilligt: und das ist ja einem Schriftsteller, dem seine Arbeit am Herzen liegt, wohl die dankenswertheste Anerkennung. Namentlich hat die englische und amerikanische Kritik — bezeichnender Weise hat in Frankreich auch nicht eine

Seele von der Schrift Notiz genommen — die ganze Ausführung sogleich cum grano salis verstanden und die Grundanschauung des Verfassers, wie seine augenblickliche Absicht, wenn hier überhaupt von Absicht die Rede sein kann, sofort herausgefühlt. Nicht ganz so gut ist es ihm mit der deutschen Presse ergangen, die ihn zwar durchgängig mit dem größten Wohlwollen belobt, jedoch durchaus nicht immer errathen hat, ihn bald zu wörtlich nahm, bald hinter dem Ausgesprochensten Nebenmotive voraussetzte. An Meinungsverschiedenheit hat es natürlich auch nicht gefehlt: doch daran darf sich Niemand stoßen, noch weniger versuchen wollen sie durch Ueberredung zu beseitigen; und der Verfasser überläßt es ruhig den Ereignissen und dem Urtheil der Spätergebornen zu entscheiden, ob seine Auffassung von Menschen und Verhältnissen die richtigere ist oder diejenige, welche allgemein in Deutschland gang und gäbe ist. Anders ist es mit Mißverständnissen. So oft ein solches vorwaltet, ist es ausschließlich dem Schriftsteller zur Last zu legen. Seine erste Pflicht ist es sich so auszudrücken, daß für den Leser keine Zweideutigkeit möglich sei. Hat er aber, wie der Verfasser dieser Aufzeichnungen, lange zu einem fremden Publikum geredet, so muß er vor Allem sich selber fragen, ob er nicht hie und da einen Ton angeschlagen, der dem vaterländischen Leser nicht geläufig ist. Einige Fragen, in denen der Verfasser fürchtet nicht verständlich genug geredet zu haben, erlaube man ihm hier noch einmal kurz zu berühren.

Zweimal in der kleinen Schrift ist es ausdrücklich hervorgehoben worden, wie nothwendig es sei, von dem verkommenen öffentlichen Leben der französischen Nation keine nachtheiligen Rückschlüsse auf das Privatleben zu machen. Nichtsdestoweniger haben manche Recensenten in der Constatirung des, von dem germanischen so verschiednen, moralischen Standpunktes der Franzosen ein sittliches Verdammungsurtheil sehen wollen. Der Verfasser aber, der sich stets bemüht hat, Spinoza's Rath zu befolgen und, soviel wie möglich, die Dinge zu verstehen, nicht zu tadeln, noch zu loben, hat nie daran gedacht aus seinen Sympathien und Antipathien für diesen oder jenen moralischen Standpunkt Kriterien für den Werth derselben machen zu wollen. Er kann daher nur ein drittes Mal wiederholen, daß er im französischen Privatleben ebensoviel Beneidenswerthes findet, als er in dem politischen Leben der Nation wenig Symptome einer wiederkehrenden Gesundheit zu sehen vermag. Will ihn doch bedünken, daß eher in den acht Monaten, welche seit dem Erscheinen der ersten Ausgabe verflossen sind, eine bedenkliche Verschlimmerung der chronischen Krankheit Neufrankreich's eingetreten ist.

Neufrankreich's, muß wiederholt werden: denn, obschon der Titel des Buches ausdrücklich von der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts spricht, haben verschiedne Berichterstatter doch auf die Vergangenheit des Landes übertragen, was nur von dem durch achtzig Revolutionsjahre zerrütteten Lande gemeint war. Niemand be=

wundert das alte Frankreich aufrichtiger als der Verfasser. Was es in Philosophie, Wissenschaft und Litteratur geleistet, weiß jeder halbwegs Gebildete; und man braucht nur einen Augenblick die Namen Scaliger, Montaigne, Pascal, Descartes, Bayle, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Laplace, Cuvier aus der Geschichte der europäischen Cultur hinwegzudenken, um sich eine Vorstellung zu machen von dem großartigen, und im Allgemeinen wohlthätigen, Einfluß des französischen Geistes auf Europa und die Menschheit. Und mehr noch als im Wesen ist die Nation in der Form die langjährige Lehrmeisterin Europa's gewesen, ohne deren Schule die schöne Litteratur Englands und Deutschlands im vorigen Jahrhundert geradezu unmöglich gewesen wäre. Ebenso bewundernswerth waren die Traditionen des französischen Staates, solange diese Traditionen eben lebendig waren. Staatsmänner und Administratoren, wie Heinrich IV. und Sully, wie Richelieu und Mazarin, wie Louvois und Colbert, wie die ganze Schule Napoleon's hat die Geschichte weniger Völker aufzuweisen. Freilich vermochten sie sich nur so lange zu produciren, als die Nation, sich dem Instinkte ihrer eignen Natur überlassend, keine fremden Ideen, wie die des self-government, des Parlamentarismus u. a., importirte, sondern die aufgeklärte, täglich mehr gemäßigte und gemilderte, Absolutie als die ihr natürlich zukommende Staatsform annahm. Erst wenn die Erkenntniß die Richtigkeit des Instinktes völlig begriffen und bestätigt hat,

ist an eine politische Wiedergeburt Frankreich's zu denken. So lange, wie erst gestern, wie noch heute, die besten Geister und die besten Charaktere der Nation glauben, mit Gesetzen und Einrichtungen Freiheit und Selbstregierung gründen zu können, so lange ist von keinem sicheren Gesunden der öffentlichen Zustände zu reden, dahingegen die geistige Brache des heutigen Frankreich dem Verfasser ganz unabhängig von dem politischen Verfall und nur vorübergehend erscheinen will.

Das Kapitel, welches Thiers gewidmet ist, wurde vielfach so aufgefaßt, als ob der Verfasser den damaligen Dictator Frankreichs für unstürzbar gehalten hätte. Ein neu hinzugefügter Abschnitt mag dieses Mißverständniß aufklären, indem er bestimmter ausspricht, daß nicht der Dictator, sondern die Dictatur das Unvermeidliche war und ist; zugleich soll er als eine Charakteristik der beiden Centren dienen, welche seit anderthalb Jahren mit einander um das Scepter ringen und sich über ihrem Ringen dasselbe wohl wiedereinmal werden entwinden lassen.

Mehrere empfindliche Patrioten haben die Urtheile über Deutschland, welche der Anhang enthält, sowie den ganzen Ton, in dem darin vom Vaterlande gesprochen wird, als ungerecht, oder doch als abfällig gerügt. Es ist ein herrlicher, nie genug zu preisender Zug des deutschen Volkes, daß es so gutmüthig die Sprache der Wahrheit, selbst oder gerade wenn sie derb ist, hören kann, und sie nicht allein von den Großen, wie Lessing,

Göthe, Schopenhauer, sondern auch von weniger Berechtigten, wie Heine, Börne, Gervinus, ja selbst von den Unbedeutendsten ruhig hinnimmt, sobald es nur die Vorwürfe als begründet erkennen kann. Nun gibt's aber Dinge, deren Nationen wie Individuen sich nur äußerst schwer bewußt werden können, weil der Mensch eben aus sich heraustreten muß um sie gewahr zu werden: und solche Dinge in's rechte Licht zu stellen, scheint selbst der unbedeutende Landsmann, der sie, so zu sagen, von Außen betrachten kann, wohl berufen. Dazu gehören denn auch die vom Verfasser angedeuteten gesellschaftlichen Untugenden des deutschen Volkes. Man hat diese Ausstellungen im Allgemeinen viel zu äußerlich gefaßt. Der Verfasser sieht die gesellige Barbarei der Deutschen nicht etwa darin, daß sie den Unterschied zwischen Messer und Gabel noch nicht erlernt haben oder linkische Bücklinge zu machen pflegen, sondern in der Unvermögenheit oder doch Unbeholfenheit die Gränze inne zu halten zwischen Rohheit und Unnatur. Der Mangel an Unbefangenheit, und folglich an Anmuth und Würde, bei den Frauen, die Reizbarkeit, der Trotz und Unbändigkeit der Männer, verbunden mit dem ungerechtfertigten Eindringen in's Persönliche der Freunde, worin beide Geschlechter bei uns wetteifern, haben ihre Wurzeln freilich in den schönsten Tugenden der Nation: Wahrhaftigkeit — „im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist“ —, Ernst der Ueberzeugungen, Gründlichkeit, Wärme des Interesses, Unabhängigkeitssinn, Ungeschicklichkeit in der Kunst des

Scheinens; allein dies sind eben doch zumeist Tugenden von Barbaren, deren rauhe Außenseite die Cultur gar wohl abschleifen kann ohne den Kern zu berühren; und wenn ein Volk geistig und sittlich die Barbarei so vollständig überwunden hat, wie es unsres gethan, ohne in die Corruption zu verfallen, so dürfte es auch wohl im Stande sein, sich in der Geselligkeit, welche das halbe Leben ist, ein wenig zu erziehen.

Noch ein Mißverständniß bliebe zurück, das der Verfasser gerne berichtigen möchte, wenn es sich nur in den engen Gränzen eines Vorwortes machen ließe; wenn es überhaupt möglich wäre es zu thun: aber zwischen grundverschiedenen Weltanschauungen gibt's nun einmal keine Verständigung. Man hat dem Verfasser die naive Absicht zugeschrieben, durch seine Schriften die beiden feindlichen Nationen versöhnen, künftige Kriege beschwören zu wollen und was der gutmüthigen Gesinnungen mehr ist. Wer ihm aber solcherlei Absichten überhaupt zuzutrauen vermag, der kann auch nicht eine Sylbe dieser Schrift richtig verstanden haben. Als der Verfasser den Franzosen, wie den Engländern und Italienern, Deutschland zu erklären versuchte, dachte er so wenig wie jetzt, da er den Deutschen Frankreich zu deuten unternimmt, daran praktisch irgend einen Einfluß auszuüben. Er hat schon gar lange eingesehen, daß gute Rathschläge und sittliche Betrachtungen wenig vermögen gegen Interessen und Leidenschaften, als welche allein die Politik beherrschen; und wenn die besten Männer der besten

Zeit, wenn die edelsten und begabtesten Schriftsteller Englands und Frankreichs im XVIII. Jahrhundert, sich umsonst bemühten zwei große Nationen einander durch gegenseitiges Verständniß näher zu bringen, so wird er sich doch wahrlich nicht der Täuschung hingeben, daß seine Schriften heutzutage irgend etwas zur Erweckung friedlicherer Gesinnungen zwischen Deutschland und Frankreich beitragen könnten. Wohl aber dachte er und denkt er, daß es, trotz des bedenklichen Rückschrittes aller höheren Geistesbildung, dem wir seit dreißig bis vierzig Jahren beiwohnen, doch in allen Nationen Europa's noch immer eine Anzahl wirklich Gebildeter gibt, die rohem Nationalhaß nicht die Herrschaft über sich lassen, und denen die Politik weder das einzige, noch das höchste Menschenanliegen ist, — weßhalb sie sich indeß, wenn auch nicht selber dabei zu betheiligen, doch für sie zu interessiren vermögen, wäre es auch nur wie sie's etwa für Geschichte oder Anthropologie thun würden. Für die Erbauung dieser, nicht aber „die Menschen zu bessern und zu bekehren", schreibt der Verfasser, der allzu wohl weiß wie viel der Mensch lernen, wie wenig er ändern kann.

Florenz, 24. November 1873.

K. H.

Einleitendes.

Frankreichs jäher Fall und sein rasches Sicherholen, die tiefen Schäden, welche die Katastrophe bloßgelegt, und das viele Schöne, welches der Deutsche unvermuthet während seiner unfreiwilligen Invasion im französischen Leben entdeckt hat, der Wunsch beides, Gutes und Schlimmes, in seinem historischen Werden oder in der Charakter- und Geistes-Anlage des Volkes zu erkennen — das alles hat in den letzten Jahren zu den mannichfaltigsten Veröffentlichungen über französisches Wesen Anlaß gegeben. Während die einen uns noch warnen zu müssen glaubten vor den Untugenden und Unarten des besiegten Nachbarn, riefen uns schon beredte, freimüthige und sympathische Stimmen ins Gedächtniß, was wir noch alles von dem Tiefgebeugten zu lernen hätten. Freilich ist's ein eigen Ding mit dem Lernen, bei Nationen wie bei Individuen: Kunstgriffe und Methoden, Thatsachen und sogar einzelne Ideen mag man sich wohl von andern holen; aber auch eine Weltanschauung? auch eine Charakteranlage? Und auf diesen beruht ja doch wohl allein das wirklich Gute, wie das wirklich Schlimme — mit andern Worten: das Erlernens- und das Meidenswerthe. Indessen, eine Nation studiren wie der Denker, der Geschichtschreiber, der Dichter den Menschen studirt, ohne

irgend einen Gedanken an praktische Nutzanwendung, allein aus Interesse am Menschenschauspiel, das soll uns doch gewiß nicht benommen sein. Ein fremdes Volk als eine gleichzeitige Vergangenheit anzusehen, uns selbst wie eine gleichzeitige Nachwelt ihm gegenüber zu geriren, seiner innern und äußern Entwicklung mit Theilnahme nachzugehen, wird immer für parteilose und beschauliche Geister den größten Reiz haben, selbst wenn wir's darum weder im öffentlichen noch im Privat-Leben irgend besser machen sollten. So möge es denn einem Deutschen, der sein halbes Leben in Frankreich zugebracht, erlaubt sein, ohne allen polemischen Beischmack, so historisch und objectiv als es ihm möglich, d. h. ohne sich der Sympathie und des Wohlwollens zu erwehren, aus seinem unendlich reichen Erfahrungsschatz einige weitere Beiträge zu liefern zu den zahlreichen völkerpsychologischen Studien, welche die jüngsten Zeitereignisse angeregt haben. Daß er bei diesen parteilosen Betrachtungen den sogenannten „patriotischen" Standpunkt nicht einnehmen kann, versteht sich wohl von selbst.

Ein geistreicher italienischer Politiker, der uns vortrefflich kennt, sagte einst dem Schreiber dieser Zeilen: „Nein, eitel seid ihr nicht, aber hochmüthig;" und oft mußte der deutsche Freund dieser Worte gedenken während der letzten Jahre. Schon vor unsern politischen Erfolgen regte sich jener Hochmuthsteufel in der deutschen Wissenschaft, und suchte für das Germanenthum die Rolle des erwählten Volkes zu beanspruchen. Schon früherhin mochte man hin und wieder von unserer ganz absonderlichen culturhistorischen Mission hören; schon in

den vierziger Jahren begann, im Gegensatze zu den humanitarischen Ansichten des 18. Jahrhunderts und unserer classischen Literaturperiode, das Gerede von den „deutschen Tugenden“ selbst im Munde bedeutender Männer aufzukommen, und die übertriebene Bescheidenheit der frühern Tage einem etwas gar anmaßlichen Selbstgefühl Platz zu machen. Deutscher Fleiß und deutsche Treue, deutsche Redlichkeit und deutsche Frömmigkeit, deutsche Offenheit und deutsche Gewissenhaftigkeit, deutscher Wille und deutscher Familiensinn, deutsche Tiefe und deutsches Gemüth namentlich, hörte man schon damals gar vielfach preisen als wären sie Monopole deutscher Nation. Schon begann man hie und da herabzusehen auf Romanen und Slaven mit dem den Engländern eigenthümlichen Ueberlegenheitsbewußtsein Irländern oder Indern gegenüber. Ein Gervinus mochte es wagen den „tiefen“ Wolfram von Eschenbach himmelweit über Chrétien de Troyes zu stellen, den der fränkische Ritter ins Deutsche übertragen; Vilmar konnte sich erlauben Rabelais neben seinem Elsäßer Uebersetzer Fischart als einen gewöhnlichen Possenreißer zu schildern; ein Mommsen selbst scheute sich nicht der Nation Dante's und Leopardi's alle poetische Anlage abzusprechen. Die Gothik, dieses echteste Kind Nordfrankreichs, galt widerspruchslos für „altdeutsche Kunst“, und daß Frankreich überhaupt kaum etwas mehr als „Mode und Eleganz“ hervorbringen könne, wurde in gewissen Lagern als ganz ausgemacht angesehen. Gar deutlich sah man noch im Auge des Nachbarn den Splitter, und lachte weidlich ob der Prätention mit der er „an der Spitze der Civili-

sation" zu schreiten wähnte, während man ganz unbefangen seinen eigenen Balken zur Schau trug, und von der „Ueberlegenheit deutscher Bildung" als von etwas selbstverständlichem redete. Die geschmackvolle Citation von Paracelsus' Worten in der Antwort deutscher Professoren auf die Adresse der Dubliner Universität: „Engländer, Franzosen, Italiener uns nach, nicht wir euch," war nur das Losbrechen, in einem Augenblick mangelhafter Selbstüberwachung, eines Gefühles, das sich in gar manche deutsche Gelehrtenbrust eingenistet hatte. Hätte sich nicht in den sechziger Jahren eine entschiedene Reaction gegen diese nationale Selbsteingenommenheit geregt, eine Reaction, welche um so beachtenswerther war, als sie von den Besten ausging — ich erinnere nur an D. F. Strauß, H. Hettner und K. Justi — hätten im Augenblick unserer Siege und kurz darauf die Stimmen unserer bedeutendsten Schriftsteller sich nicht so männlich erhoben, um uns vor Selbstüberhebung und Selbstüberschätzung zu warnen; hätten die deutschen Heerführer nicht ein so einziges Beispiel von Bescheidenheit und würdevollem Tact gegeben; hätten nicht so manche aufgeweckte und parteilose Beobachter sich bemüht auch den guten Seiten des Feindes gerecht zu werden, wahrlich die Masse des halbgebildeten Bürgerthums, die schon anfing, jene Reden von der Superiorität des deutschen Volkes über alle andern als gar angenehm und süß im Munde zu führen, hätte sich wohl bald daran gewöhnen und es bequem finden mögen sich auf dem Hochgefühl seiner „deutschen Tugenden" zu betten und auszuruhen.

Wer lange unter dem französischen Volke gelebt —

und zwar nicht in Kaffeehäusern, auf Bällen und in Theatern, sondern in der Familie, im Amt, in bürgerlicher Thätigkeit — wird wohl gerne zugeben, daß auch unsere Nachbarn ihre Tugenden haben, wenn gleich nicht diejenigen, welche unserm Gefühle zusagen, noch auch alle die, welche sie sich gern selber anzudichten pflegten in den Tagen ihres Glanzes; er wird zugeben müssen, daß sie im Grunde

ni cet excès d'honneur, ni cette indignité

verdienen. Höchst verzeihlich im Grunde ist es, daß die Nation, welche während des 18. Jahrhunderts die europäische Bildung beherrscht, wie England, Spanien, Italien in den vorhergegangenen Jahrhunderten, noch in dem Wahne fortgelebt habe, sie sei nicht überholt, zumal sie ihre politischen Ideen allüberall auf dem Festland in die Massen dringen sah. Uns, die wir seit fünfzig Jahren die wissenschaftliche Hegemonie Europa's führen, kommt es zu, dieselbe entweder zu behaupten, oder die Zeichen der Herrschaft zu erkennen und anzuerkennen, sobald wir sie nur bei einem andern Volke gewahr werden sollten; in jedem Fall aber nicht verächtlich herabzusehen auf die Nationen, welche sich zeitweilig von uns überholen ließen. Vor allem aber hüten wir uns, den sittlichen Verfall unserer Nachbarn zu sehr zu betonen, weil ein geistiger Stillstand und ein politischer Schwächezustand sich gerade jetzt so bedenklich bei ihnen manifestiren. Weder sittlich, noch materiell, ja nicht einmal politisch und geistig kann die Rede sein von einer Gesunkenheit der französischen Nation, wie etwa die Deutschlands im Jahre 1648, als uns nicht nur die Thatsache,

sondern sogar die Idee des Vaterlandes abhanden gekommen, und nichts zu sehen war in den Reichsgrenzen als Rohheit und Elend, Bestechlichkeit, Unwissenheit, Knechtssinn, Unzucht und Völlerei. Ja, es ist nicht einmal nöthig, so weit zurückzugehen, um unsern Tugendstolz etwas abzukühlen und den Glauben an angeborne Racenvorzüge einigermaßen zu erschüttern. Ist es denn so lange her, daß unter Wöllner und Bischoffswerder frömmelnde Heuchelei und cynischster Unglaube alle Religiosität erstickten? Wo war denn deutsches Pflichtgefühl, deutsche Zucht und Häuslichkeit in den Tagen Gentz' und Wiesel's, des Literatenkreises gar nicht zu gedenken? Und welcher Patriot erinnerte sich nicht mit Scham und Ekel jenes Gemäldes von der Bestechlichkeit, dem Favoritismus, der Liederlichkeit im süddeutschen Beamtenstande, während der Rheinbunds- und Restaurationszeiten, welches Ritter Lang uns in seinen Memoiren entrollt? Wie es aber noch bis in die dreißiger Jahre in den kleinen Residenzstädten, wie in den ehemals geistlichen Staaten aussah, das haben wir noch alle „schaudernd selbst erlebt". Gegen alles das ist wahrlich die vielberufene Corruption des zweiten Kaiserreichs kaum der Rede werth. Ueberhaupt von einem sittlichen Verfall der Nation zu reden, die in den letzten drei Jahrhunderten schon dreimal — während des Religionskriegs, unter der Regentschaft und während des Directoriums — weit tiefer „verfallen" war als sie es jetzt ist, beweist nur, daß man die Geschichte nicht kennt oder sie vergißt. Eine Nation kann bei solchem Verfall noch gar munter und kräftig gedeihen. Man denke nur

an die Daten der Barras'schen Orgien und der Bonapartischen Siege.

Man spricht von der französischen Ignoranz des Auslandes, von der Oberflächlichkeit, mit der sie fremde Dinge behandeln, wenn sie dieselben ihres Studiums, ihrer Kenntnißnahme würdigen. Und nicht mit Unrecht. Wenige der sehr zahlreichen französischen Bücher und Zeitschriften, welche sich mit dem Auslande beschäftigen, dringen wirklich in fremdes Leben und fremden Geist ein. Aber machen wir es denn viel besser heutzutage? Sind denn deutsche Schriftsteller, welche Namen wie Mérimée und Sue, oder Thierry und Capefigue in Einem Athem aussprechen, soviel besser als Franzosen, die von Ranke und Duller, oder von Lenau und Redwitz als von Zwillingsbrüdern reden?*)

Wie anders kannten unsere Großväter Frankreich und England! Liest man die Briefe Wieland's, Herder's, Goethe's, Merck's, so stoßen Einem auf jeder Seite die fremden Namen auf. Man lese in Justi's herrlichem Buche, wie Winckelmann die Franzosen las, die er nicht mochte. Wie Lessing sie kannte, zeigt ein Blick auf die „Dramaturgie". Sie lebten eben mit Voltaire und

*) Ich erinnere mich, von einem 27jährigen Doctor philosophiae, trefflichen Philologen, tüchtigen Lehrer, der sogar mehrere Jahre im Auslande zugebracht hatte, gefragt worden zu sein, wer eigentlich der Bedeutendere sei, Paul oder Alfred de Musset. Von Beiden wußte er nichts, als daß Einer von ihnen das „Rheinlied" geschrieben! Kaum wird man in Frankreich einen Gymnasiasten finden, der Heine ignorirte; und wie viel größer ist die historische Bedeutung Musset's für Frankreich als Heine's für Deutschland, des dichterischen Werthes gar nicht zu gedenken.



Rousseau, waren der französischen Sprache mächtig, wie heute etwa jeder gebildete Russe, und Paris und Leipzig waren sich um Hunderte von Meilen näher, als in unserer Eisenbahnen- und Telegraphenzeit. Daß eine solche Aenderung eintreten mußte, ist keinem Zweifel unterworfen. Eine so vollkommene Vertrautheit mit einer fremden Literatur ist nur in einem Volke möglich, das selbst noch keine Literatur hat; aber ist man nicht zu weit gegangen? Mögen unsere Knaben immerhin fortfahren, die Schiller'schen Verse auswendig zu lernen, anstatt der Alexandriner Corneille's; mögen unsere Jünglinge in Kant lieber als in Condillac die Grundlage ihrer philosophischen Bildung suchen; möge vor Allem Goethe fortfahren, uns durch das Leben der liebste Begleiter und Freund zu sein — aber muß uns das hindern, ein offenes Auge und offenen Sinn für das Fremde zu haben? Sollten wir nicht gerade immer dem Beispiele des Dichters und Weisen zu folgen suchen, der noch in hohem Alter Byron und Manzoni, Mérimée und Hugo nicht etwa oberflächlich anblätterte, sondern durchdrang, an sein Herz schloß, sich aneignete? Es ist gut, sein Weib, seine Kinder und seine Jugendfreunde täglich um sich zu haben, aber nicht die Gastfreundschaft allein gebietet uns, auch dem Fremden manchmal einen Sitz an unserer Tafel einzuräumen, unser wohlverstandenes Interesse wird uns sagen, daß unsere Unterhaltung gewiß nicht an Leben, Anmuth und Mannichfaltigkeit dadurch verlieren wird, daß wir fremde Elemente hineinziehen.

Was dem ruhigen Beobachter französischer Geschichte und französischer Zustände mehr als alles andere auf-

fällt, ist die Fülle der Widersprüche, denen er darin begegnet. Wie die Stimmung der Nation bald „himmelhoch jauchzend", bald „zum Tode betrübt", so ihre Schicksale bald glanzvoll blendend, bald elend bemitleidenswerth. Leidenschaftliche Theilnahme am Staatswesen und trostlose Gleichgültigkeit, Begeisterung und Skepticismus, Routine und Neuerungssucht, schwungvolle Aufopferung und egoistisches Sichaufsichselbstzurückziehen, Drängen nach Freiheit und Sichbegnügen im Absolutismus, folgen sich im öffentlichen Leben rasch und beinahe unvermittelt. Aberglaube und Unglaube, Unsittlichkeit und Familiensinn, Rhetorik und nüchternster Geschmack grenzen hart aneinander, begegnen sich, vertragen sich im religiösen, im sittlichen, im geistigen Leben. Und noch frappanter ist der Gegensatz zwischen dem Privatcharakter und dem öffentlichen Charakter des Franzosen. Leichtsinnig, verschwenderisch, nur seinen Impulsen gehorchend wenn sich's um den Staat handelt, ist er vorsichtig, sparsam, stets besonnen in seinen persönlichen Lebensverhältnissen. Es gibt einen Weg, diesen Widerspruch zu erklären, die beiden Extreme auf gemeinsame Wurzeln zurückzuführen und darzuthun, wie es kommt, daß unser Nachbar, dem die Natur die Gaben eines ζῶον πολιτικὸν — wenigstens αὐτοκρατικὸν — so absolut verweigert zu haben scheint, als geselliges Wesen das Höchste leistet, sittlich, geistig und künstlerisch aber den andern Nationen Europa's, wenn auch nicht überlegen, doch im Allgemeinen ebenbürtig ist.

Irren wir nicht, so liegt das Geheimniß im unvermittelten Gegensatze der Charakteranlage und der Geistes-

richtung. Der Rationalismus, die Verständigkeit, ist der Grundzug des französischen Geistes. Erst im 18. Jahrhundert zu seiner vollsten Entwicklung und zu seinem bestimmtesten Ausdruck gelangt, ist er in der Revolution und dem Kaiserreich zu seiner absolutesten Herrschaft gekommen, und offenbart er erst in unsern Tagen ganz deutlich seinen bald heilsamen, bald tödtlichen Einfluß auf das öffentliche und das Privatleben. Versuchen wir seiner Thätigkeit nachzuspüren, dieselbe in den verschiedensten Lebenssphären aufzudecken, und zu sehen, wie er sich mit dem leidenschaftlich erregbaren Temperament, der maßlos vordrängenden Eigenliebe des Kelten verträgt, dem das vermittelnde Element sowohl des germanischen Gemüths als des sinnlichen Idealismus des Romanen abgeht. Selbstverständlich kann hier nur von dem Mittelstande die Rede sein, und in diesem nur von der großen Mehrheit und der Regel, nicht von der Minderheit noch der Ausnahme, die gerade in Frankreich, aus Gründen, die sich später ergeben werden, äußerst selten ist. Die Masse der Arbeiter und Bauern trägt wohl überall die rohen Grundzüge einer Civilisation; aber diese Züge sind nicht ausgeprägt und ausgebildet genug, um darin die Physiognomie dieser Civilisation zu studiren, wie sie in den höchsten, reichsten Ständen wiederum zu verwischt sind, um ein günstiges Beobachtungsmaterial abzugeben.

Die Gesellschaft und Litteratur.

I.

Familie und Sitte.

1.

Niemandem ist es unbekannt, wie die französische Familie auf die Vernunftehe gegründet ist; doch pflegt man im Auslande das Verhältniß oft viel zu roh aufzufassen. Hat der junge Franzose sich ausgetobt — das il faut que jeunesse se passe ist zur Höhe eines Moralprincips erhoben —, ist er nahe an die Dreißig gekommen und in eine Lebensstellung, die ihm erlaubt, einen Hausstand zu gründen, so sehen seine Eltern, Freunde, manchmal auch er selbst, sich nach einer passenden Partie um. Doch würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, er heirathe nur eine Mitgift. Diese muß freilich nothwendig da sein; doch begnügt sich der Bräutigam im allgemeinen, wenn die Rente dieser Mitgift die Hälfte seines Einkommens beträgt. Regel ist getrenntes Eigenthum (régime dotal), doch kommt auch, besonders im Norden, Gütergemeinschaft vor; und auch in dieser Vorsichtsmaßregel, die der Frau in jedem Fall ihren Antheil sichert, offenbart sich der Geist und Charakter der französischen Ehe. Ebenso wichtige Considerationen als die Vermögensverhältnisse sind die Ge-

sundheit, das Alter — die Braut muß durchschnittlich zehn Jahre jünger sein als der Bräutigam — der Charakter, über den sorgfältigste Erkundigungen eingezogen werden, die Lebensgewohnheiten, vor allem aber die Gesellschaftssphäre, der die für einander Bestimmten angehören. Nur ungern heirathet der Franzose über seinem Stand, äußerst selten unter ihm. Mißheirathen aus Leidenschaft kommen, so zu sagen, nie vor; ich erinnere mich nicht, von einem reichen und vornehmen Jüngling gehört zu haben, der die Erzieherin seiner Schwester geheirathet, oder von einem Mädchen hohen Standes, das sich hätte von dem Lehrer ihrer Brüder entführen lassen; man weiß, wie alltäglich solche Facta in Ländern germanischer Race sind; von größeren Extravaganzen, wie sie in England so häufig vorkommen, gar nicht zu reden. Wichtig ist in den Augen der Mutter, daß der künftige Mann ihrer Tochter „das Leben kenne", wie der Euphemismus lautet, damit er das „Leben" nicht später beginne; denn das steht ja einmal fest: il faut que jeunesse se passe. Nachdem die „Zukünftigen" Bekanntschaft mit einander gemacht, wird der Bräutigam allabendlich in Gegenwart der Verwandten in dem Hause seiner Braut zugelassen, pour faire sa cour; natürlich ist an das trauliche Du in jener einmonatlichen Probezeit noch nicht zu denken; kaum ein Händedruck ist erlaubt. Was die Liebe anlangt, so wird erwartet, daß sie nachkommt, und gewöhnlich kommt sie auch nach. Die meisten französischen Ehen sind glücklich — glücklicher oft als unsere Neigungsheirathen. Die Solidarität der Interessen, namentlich nach der Geburt der Kinder, führt

bald eine gewisse Annäherung der Personen, Gemeinschaftlichkeit der Wünsche und Ziele herbei, die Gewohnheit thut das übrige, und die Freundschaft wenigstens bleibt selten aus. Untreue und Ehebruch sind in den Mittelständen äußerst selten,*) und das Familienleben ist durchschnittlich ein herzliches, beinahe inniges. Das Wirthshausgehen des Gatten ist unbekannt, der Club gehört im Allgemeinen nur — wenigstens für verheirathete Leute — den höchsten Ständen an.

Die Schilderung, welche Gustave Droz in dem vielgelesenen Buche „Monsieur, Madame et Bébé“ gibt, ist im ganzen durchaus wahrheitgetreu. Freilich gibt es eine eigene Idee von der Delicatesse der französischen Bourgeoisie, daß ein solches Buch siebenzig Auflagen erreicht. Uns Deutschen will es bedünken, daß es weniger indecent wäre uns zu Courtisanen zu führen, als uns so von den Geheimnissen des ehelichen Alcoven den Vorhang wegzuziehen.**) Aber so wie es ist, gibt das Buch doch

---

*) Nicht so in den höchsten Ständen, wo vielfach eine vollständige Unabhängigkeit der Ehegatten von einander herrscht, noch weniger im Arbeiterstande, wo das Concubinat die Regel ist, sehr häufig durch eine späte Ehe sanctionirt.

**) Uebrigens sündigt auch die Jugend des deutschen Mittelstandes nicht immer durch übertriebene Delicatesse, wie jeder Leser zur Genüge weiß, der das Glück gehabt hat, mit verliebten Pärchen während ihrer Flitterwochenreise auf dem Dampfschiff oder im Eisenbahnwagen zusammen zu reisen; wie denn auch die „Verstandesheirath“, nach den Anzeigen unserer Zeitungen zu urtheilen, auf dem besten Wege ist, in unserm lieben Vaterland sich in ihrer superlativsten Form einzubürgern. Was sonst noch alles jene letzte Seite eines deutschen Journals lehrt, ist eben auch nicht gerade immer erfreulicher Natur.

ein lebendiges Bild der französischen Eheverhältnisse und der gewöhnlich darin herrschenden Heiterkeit und Harmonie. Indeß ist es charakteristisch, daß bei aller dieser Herzlichkeit die Mutter doch im Allgemeinen ihre Kinder inniger liebt als ihren Gatten.

Man weiß, daß die Zahl der Kinder beschränkt ist, und daß jene rationalistische Moral, die nicht den Trieb des Herzens, sondern den reflectirenden Verstand als Gebieter anerkennt, auch erheischt, daß nicht mehr Kinder in die Welt gesetzt werden, als man sicher ist bequem und im Wohlstand aufziehen zu können. Diese Kinder, gewöhnlich drei an der Zahl,*) bilden nun das einzige Interesse, die einzige Sorge der Eltern, deren Zärtlichkeit die Grenzen einer besonnenen Liebe weit übersteigt. Sie sind der einzige Gegenstand aller Gespräche, werden schon früh an den elterlichen Tisch gezogen, wo sie die Hauptpersonen sind; jede Laune wird befriedigt, jedem Wunsche nachgegeben, jedes Wort, jede Bewegung bewundert; kurz das Verziehen beginnt systematisch; das unangenehme Geschäft, die Kinder an Zucht und Ordnung zu gewöhnen, bleibt den zukünftigen Lehrern vorbehalten. Denn mit 10 Jahren muß der Knabe ins Collège, etwas älter das Mädchen, obschon seltener in den letzten Jahrzehnten, in die Pension, beide als Kostgänger (internes). Die Trennung kostet, wie man sich's denken kann, die Eltern

*) In französisch Flandern herrschen schon mehr niederländische Sitten und zahlreiche Kinder, frühe Ehebündnisse zwischen Gleichaltrigen ꝛc. Das nicht-celtische Blut, die späte Annexion an Frankreich, die sehr lebendige Religiosität erklären diese Ausnahme hinlänglich.

eine große Ueberwindung; aber sie finden eher den Muth, dieses einmalige schmerzliche Opfer zu bringen, als sich das täglich wiederkehrende der Festigkeit und Strenge den Launen der Kinder gegenüber aufzuerlegen.

Im Collège, meinen sie, „bilde sich der Charakter"; gewöhnlich aber sind Collège und Pension die Orte, wo in wenigen Wochen die bis dahin peinlichst reingehaltene Phantasie des Kindes verderbt wird. Es ist nämlich ein Zug, der nicht minder als alles Vorhergesagte die Verständigkeit der französischen Moral kennzeichnet, daß die Kinder, namentlich die Mädchen, in einer ans Pedantische grenzenden Ignoranz der Natürlichkeiten gehalten werden; keinen Schritt dürfen sie unbegleitet aus dem Hause thun, ihre Lectüre wird aufs sorgfältigste überwacht, und nicht allein das geradezu Unsittliche ihnen auf jede Weise verborgen, sondern auch alles, was die Phantasie, einerlei ob im Guten oder Schlimmen, beschäftigen und nähren könnte, fern gehalten. Bei den, jetzt mehr als früher in der Familie erzogenen, Mädchen wird durch diese systematische Ertödtung der Phantasie zu Gunsten des Verstandes das Unglaubliche erreicht. Auch wird dadurch nicht allein vermieden, daß ein Mädchen guten Standes sich vergißt, wie's wohl in England vorkommt, sondern auch, daß es sich thörichter Weise „verplempert", wie das in Deutschland so oft geschieht. Zu dieser heilsamen Furcht vor einem „sot mariage" gesellt sich noch die Elternliebe und ein edles Gefühl elterlicher Verantwortlichkeit. Nur ungern trennt sich der Franzose von seinen Kindern; nicht leicht wird er seine Tochter, selbst um die reichste Partie, außer

Landes heirathen lassen; daß aber gar ein Mädchen allein in die Weite gehe, um sich selber ihr Brod zu verdienen, wird keine achtbare Familie zugeben, solange noch ein Bissen im Hause zu theilen ist. Ja, selbst nach der Heirath sucht man die Tochter, wenn es irgend möglich, noch festzuhalten, wenn auch nicht im Hause — die Erfahrung beweist dem klugen Franzosen, daß das Zusammenleben auf die Dauer Unheil stiften kann, — so doch jedenfalls in derselben Stadt. Auch die Söhne sollen womöglich in der Vaterstadt bleiben, ihres Vaters Geschäft — als Kaufmann, Arzt oder Anwalt — übernehmen, dürfen keinenfalls auswandern, und wagen selbst nicht gern, ein eigenes Geschäft zu gründen, um sich unabhängig zu machen. Der Vater selber wird sich nicht leicht eine kühne Speculation erlauben, die das Vermögen seiner Kinder compromittiren könnte; er hält sein wohlerworbenes Vermögen schon für das Eigenthum seiner Kinder, eine Anschauungsweise, die auch das Gesetz in der Beschränkung der Testationsfreiheit festhält; und ist scrupulös gewissenhaft und pflichtgetreu in dieser vormundschaftlichen Verwaltung und Wahrung der Interessen der Nachkommenschaft: eine andere Form des Egoismus im Grunde, wenn wir die Kinder als die fortgesetzte Individualität der Eltern betrachten dürfen, und, wenn auch von dem entgegengesetzten Standpunkte aus eine Art Selbstlosigkeit, doch eine solche, die unserer germanischen Anschauung von persönlicher Unabhängigkeit nicht zusagen will.

Im Collège nun, um auf den normalen Erziehungsgang zurückzukommen, macht jene künstliche Trocken-

legung der Phantasie während der ersten Jugendjahre bald dem Gegentheile Platz; doch irrte man sich sehr, wenn man glaubte, daß das Collège-Leben in anderer Beziehung die Früchte der ersten Erziehung, und namentlich die Familienliebe, im geringsten schädige. Die Donnerstagsbesuche der Eltern bleiben ein freudiges Ereigniß für beide Theile; das Nachhausekommen in den Ferien wird ein Fest, die Trennung nach denselben eine tragische Scene. „Par une curieuse contradiction," sagt ein französischer Schriftsteller von den Soldaten seiner Nation, was man füglich auf alle Franzosen ausdehnen kann, „ils ne comprennent pas l'amour pur et élevé, et ils respectent et aiment la famille." Leider artet diese Liebe meist in blinde Zärtlichkeit aus; und die Nachwehen jener ersten Erziehung lassen sich im ganzen spätern Leben spüren: die Angst vor Verantwortlichkeit oder nur Unbequemlichkeit, der Mangel an moralischem Muth, an höherm Pflichtgefühl, an wahrer Männlichkeit, die das ganze öffentliche Leben Frankreichs lähmen, haben ihren Ursprung hier. Ist doch im Grund ein wohlverstandener Egoismus die Grundlage der ganzen Erziehung: nicht brutale Selbstsucht, welche alle Interessen des Nächsten roh und rücksichtslos den eigenen unterordnet, sondern ein kluger feiner Egoismus mit wohlwollenden Formen, der Andere schont, um selbst geschont zu werden. Zwei Dinge werden den französischen Knaben und Mädchen vor allen andern eingeprägt: daß es nicht darauf ankomme, etwas zu sein oder zu haben, wenn man es nur zu sein und zu haben scheint, und, daß man sich immer hüten muß, irgend eine Verbindlichkeit

einzugehen, sich in Etwas zu mischen, das „Einen Nichts angeht". Und das Schlimmste ist, daß sich der Franzose durchaus nicht bewußt ist, daß diese Moral der Klugheit und Nützlichkeit, die Moral aller altgewordenen Völker,*) doch nicht das Ideal aller Sittlichkeit ist.

Da nun aber der Verstand, nicht das Gewissen, das höchste Lebensprincip ist, so handelt sich's in den Augen der Eltern nicht darum, die Söhne zu tüchtigen Männern heranzubilden, sondern ihnen die Wege zu ebnen, ihnen jeden Dorn und jeden Stein aus ihrem Lebenspfade wegzunehmen. Schon bei der Wahl des Collèges ist eine bestimmende Rücksicht die Kameradschaft mit Söhnen einflußreicher Familien, die zum Fortkommen im spätern Leben behülflich sein können; noch mehr natürlich die mehr oder minder sichere Aussicht auf das Durchkommen im Maturitätsexamen. Kommt der Jüngling aus dem Gymnasium, so muß er in eine Schule — école normale, école polytechnique, école militaire, école forestière etc.; dann kostet er mit achtzehn, zwanzig Jahren die Eltern nichts mehr, hat vom zweiundzwanzigsten an sein Auskommen als Lehrer, Ingenieur, Officier 2c. Glückt es ihm nicht, in eine solche Schule zu gelangen, so tritt er als Supernumerarius in ein Finanz- oder Verwaltungsbureau; in beiden Fällen ist er früh versorgt und rollt seinen Anciennetätsgang fort bis zu einer anständigen Mittelmäßigkeit, während der Verfügungstheil des elterlichen Vermögens (la quotité disponible) der Schwester zugewandt wird, um ihre Verheirathung

*) Man denke an Balthazar Gracian's und Baldassare Castiglione's Lebensweisheit.

zu erleichtern. Ist die Familie vermögend, so studirt der Junge Rechte, hat eine „Stellung", d. h. ist Advocat oder Substitut du procureur, im fünfundzwanzigsten Jahre; in jedem Falle soll der Franzose des Mittelstandes im dreißigsten Jahre in der Lage sein, eine standesgemäße Ehe einzugehen. Dieß die normale Carrière, welche die Vorsorglichkeit der Eltern den Kindern bereitet, und diese vergelten solche Liebe durch eine Anhänglichkeit und Ehrfurcht, die sich mit einer in unseren Augen wenig beneidenswerthen Familiarität wohl zu vertragen weiß. Lange nachdem die natürliche Familie aufgelöst, Interessen, Ansichten, Lebenswege sich getrennt haben, bleibt die Vereinigung noch bestehen. In der That, während die germanische (englische wie deutsche) Familie auf Grund des veredelten Gattungstriebes geschlossen, auf dem veredelten Bedürfniß der Unmündigen fortgesetzt, mit der Emancipation der Kinder und der Gründung neuer Herde sich naturgemäß auflöst, oder doch nur noch an schwachen Fäden zusammenhängt, dauert die französische Familie, die ein Werk des ordnenden Verstandes, eine gesellschaftliche Einrichtung ist, noch lange nachher in gleicher Geschlossenheit fort. Rührend ist oft die Liebe der erwachsenen Söhne für ihre Mutter anzusehen, und nicht allein Bruder und Schwester, auch Vetter und Vettersvetter halten zusammen, helfen einander in allen Lagen des Lebens, wahren gemeinsam die Ehre des Namens und das Decorum der Familie, bilden eine dauernde Association. Ja, ein pietätvoller, nie ausgesetzter Todtencultus ehrt die Familienglieder noch über das Leben hinaus.

Das Gesetz ist nur der Ausdruck der allgemein herrschenden Weltanschauung, wenn es in die Familienverhältnisse bestimmend und ordnend eingreift. Das französische Privatrecht läßt dem Familienvater im Prinzip die freie Verfügung über sein Vermögen nicht. Die Gerechtigkeit und Gleichheit stehen ja dem französischen Gesetzgeber, wie der ganzen Nation, über der persönlichen Freiheit und es ist einem Vater ebenso unmöglich einen unwürdigen Sohn zu enterben, als den Tüchtigsten, Fähigsten und Geliebtesten seiner Söhne zum Universalerben einzusetzen; kein Vater aber denkt daran, wie der deutsche Bauer, die Tyrannei des Gesetzes durch Abfindung bei Lebzeiten zu umgehen. Findet es doch der Franzose ganz natürlich, zur „Gerechtigkeit" gezwungen zu werden.

Die französische Ehe, obgleich immer mit der religiösen Trauung verbunden — es wäre unanständig, hieße die Convenienzen, diese Götzen der socialen rationalistischen Nützlichkeitsmoral, verletzen, sich mit der Civilehe zu begnügen — die französische Ehe, sage ich, ist doch ein rein bürgerliches, gesellschaftliches Institut. Daher ist sie unauflöslich und muß es sein. Die germanische Ehe ist auf Neigung gegründet, und mag aufhören sobald die Neigung nicht mehr da ist; ja sie kann, bei sehr hochgespanntem und überfeinertem Gefühlsleben, als eine Sünde erscheinen, wenn sie die Neigung überlebt. Ein sociales Institut dagegen, in welchem die Interessen unmündiger Dritter niedergelegt sind, und dessen Beständigkeit eine Garantie der gesellschaftlichen Ordnung ist, darf

nicht angetastet werden. Im schlimmsten Fall existirt ja die Trennung von Tisch und Bett, die wenigstens das äußere, formelle Fortbestehen der Association möglich macht. Doch auch diese wird aufs ängstlichste vermieden, wie alles was Aufsehen erregt und von dem alltäglichen Gang der Dinge abweicht. Der Ehebruch ist viel seltener im bürgerlichen Leben als man es einer gewissen Litteratur nach glauben möchte; dagegen ist er weit weniger streng beurtheilt als man nach eben dieser Litteratur vermuthen sollte, wenn er sich nur verborgen hält, „sich nicht affichirt", wie der Kunstausdruck lautet. Denn das Schlimme ist ja nicht in französischen Augen die Sache, sondern der Schein, nicht die Verletzung des Vertrauens und der Pflicht, sondern die der gesellschaftlichen Einrichtung. Eine Frau, die einen oder mehrere Liebhaber hat, ohne daß es Aufsehen erregt, kann Verzeihung finden, wird jedenfalls nicht aus der Gesellschaft ausgeschlossen; eine Frau aber, die einen Eclat macht, das eheliche Haus verläßt um nicht länger in einer Gemeinschaft zu leben, die ihr als eine Entheiligung der Ehe erscheint, wird, selbst wenn sie nicht in die Arme eines Geliebten flieht, aufs strengste verdammt, und findet nur mit Mühe noch Zutritt in den Kreis ihrer Bekannten: denn die Ehe ist ja ein gesellschaftliches Institut, und steht als solches unter dem Schutze der Convenienz, der weit stärker ist in Frankreich als der Schutz des Gesetzes.

Und wie die Ehe, so die Freundschaft, sie ist ein gesellschaftliches Verhältniß. Auch der Franzose ist noch heute, wie zu Zeiten Montaigne's und Laboëtie's der edelsten, uneigennützigsten, aufopferndsten, ja auch der

wärmsten, gefühltesten Freundschaft fähig;*) aber diese Erscheinung wird täglich seltener: immer häufiger sind es Kameradschaft, Gewohnheit, Parteigenossenschaft, geselliger, bekanntschaftlicher Verkehr, Associationen von Interessen, gegenseitige Achtung, welche die Franzosen eng untereinander verbinden; der Fremde täuscht sich leicht über die Natur dieser Verhältnisse, denen die expansive, ostentatorische Weise des Galliers einen Anschein von Empfindsamkeit giebt, die ihm im Grunde ganz fremd ist. Auch dieß kann natürlich nur zur Förderung und Erleichterung des gesellschaftlichen Verkehrs führen, muß aber nothwendiger Weise auch dem inneren Leben gewaltigen Eintrag thun: wie denn gar viele Annehmlichkeiten der französischen Gesellschaft nur auf Kosten des inneren Lebens zu Wege gebracht werden.

2.

Wie das Familienleben, so ist auch die Sitte der Franzosen ganz von der rationalistischen Lebensanschauung durchdrungen und ihr gemäß geordnet. Unumschränkt ist die Autorität der Convenienz: sich ihr unterwerfen ist die erste aller Pflichten, ihr trotzen das unverzeihlichste aller Vergehen. Alle Tugenden der Franzosen haben einen im höhern Sinn utilitarischen Charakter: sie tragen

*) Der Verfasser selbst nennt einen Franzosen und zwar einen französischen Patrioten seinen treuesten und innigsten Freund.

bei zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, und selbst ihre Fehler arbeiten unbewußt auf denselben Zweck hin. Keuschheit, Treue aus Liebe, Wahrhaftigkeit, Arbeit um der Sache willen, das sind zwecklose; nur das Gewissen des Einzelnen befriedigende Tugenden, die der bessere unter den Germanen diesseits und jenseits des Oceans übt. Achtung des Eigenthums und der Familie als Grundsteine der Gesellschaft, Ehrenpunkt und Decorum, welche der Gesellschaft ihren schönen Schein wahren, Mäßigkeit und Besonnenheit, welche Genüssen und Glücksgütern allein Dauer verschaffen, der Art sind die Tugenden, welche der Franzose am höchsten schätzt. Die Laster, welche beide Racen und Culturen am strengsten verurtheilen, ergeben sich daraus von selbst: es sind einfach die Gegenparte jener Tugenden.

Nirgend ist die Redlichkeit (probité) mehr zu Hause als in Frankreich; sie ist aller Orten, in der Stadt wie im Dorf, in jedem Stande, vom Millionär bis zum letzten Proletarier, zu finden. Großartigen escrocs und Dieben wird man in Frankreich wohl begegnen, obschon nicht mehr als in England oder Amerika: kleine Veruntreuungen kommen absolut nicht vor. Dienstboten und Arbeiter sind von der scrupulösesten Ehrlichkeit: Hausdiebstahl, Entwendung kleiner Gegenstände, Uebervortheilung sind Dinge, von denen man nie reden hört.*)

Nie sieht man einen Fremden überfordern, aus

---

*) Dem Schreiber dieser Zeilen ist es z. B. in 20 Jahren und in den verschiedensten Theilen Frankreichs nie vorgekommen. etwas zu verschließen, und es ist ihm nie etwas entwendet worden,



seiner Unkenntniß der Sprache oder der Münze Vortheil ziehen; kurz, der Franzose ist unbedingt verläßlich in Geldsachen — vorausgesetzt, daß er nicht mit dem Staate zu thun hat. Hier beginnt in der That schon wieder jener Unterschied zwischen dem öffentlichen und privaten Charakter der Franzosen bemerklich zu werden, den wir oben angedeutet haben. Schmuggeln, der Regierung übertriebene Rechnungen vorlegen, sich einer Steuer entziehen, die Höhe seines Einkommens falsch angeben — eine Unwahrheit kostet ja den Celten wie den Romanen nichts — sind tagtägliche Vorkommnisse, die niemand streng beurtheilt. Der Staat ist eben keine lebendige Person, der man zu nahe tritt, und was ihm zugute kommt, oder ihm entzogen bleibt, vertheilt sich auf Alle: der Einzelne wird dadurch nicht geschädigt; es kommt keine Störung in den Gang der gesellschaftlichen Ordnung; die Gesellschaft aber und die Convenienz, nicht den Staat und das Gesetz achtet der Franzose.

Trefflich in vieler Beziehung ist das Verhältniß der Diener und der Herrschaft. Veruntreuungen sind, wie gesagt, unerhört; daß aber die Köchin ein gewisses Procent auf ihre Einkäufe erhebt (fait danser l'anse du panier), ist ein anerkanntes Recht, keine Uebervortheilung. Nirgends gibt es mehr alte bewährte Dienstboten als in Frankreich: natürlich ist der wechselnde, gleichgültige Diener die Regel dort wie überall; aber es gibt kaum eine Familie, in der nicht einer jener alten Diener zu finden wäre, der Kind und Kindeskinder hat aufwachsen sehen. Gewohnheit und große eingeräumte Rechte und Freiheiten haben dabei freilich, wenn wir recht beobachtet

haben, oft mehr Antheil als persönliche Treue und Anhänglichkeit: der französische Diener gleicht der Katze — das bevorzugte Hausthier, im Vorbeigehen sei's bemerkt — die sich an das Haus, der deutsche dem Hunde, der sich an die Person attachirt, und man weiß, es ist leichter, des Hundes als der Katze Sinn zu ändern. Treue und Unterwürfigkeit aber erscheinen dem eitlen Franzosen leicht als Servilismus, und das deutsche Verhältniß der persönlichen Unterordnung, das englische des Arbeitgebers und Arbeitnehmers, das italienische patriarchalischer Familiarität, à la Leporello und Don Juan, existirt nicht in Frankreich, wo der Diener als ebenbürtige Macht der Herrschaft gegenübersteht.

Ordnungsliebe ist ein hervorstechender Zug des Franzosen, sein Haus wie seine Kleidung sind immer trefflich gehalten. Man weiß wie gern er sich gut kleidet; aber er thut es meist einfach, mit Geschmack und so, daß er ja nicht auffalle, denn die Hauptsorge ist ja immer hier, wie in allem andern, sich nicht zu unterscheiden (ne pas se distinguer). Dagegen muß alles, was er trägt, echt sein. Kein Franzose wird gern falschen Schmuck oder nur leichtes Gold tragen. Einfache Tisch- und Bettwäsche, aber immer von gutem starkem Linnen. Kein französisches Bürgermädchen trüge die dünne Seide, die zweifelhafte Unterwäsche, das ausgetretene Schuhwerk einer deutschen Baronin. Ebenso hält's der Franzose mit dem Essen. Seine Mäßigkeit ist sprichwörtlich geworden, und in der That, seine Tafel ist höchst einfach; aber sie ist exquisit. Er verlangt gar wenig, aber das Wenige muß das Beste sein; Oel und Butter, Kaffee

und Fleisch sind in der elenden Loge eines Pariser Concierge so makellos wie auf der Tafel des Reichen. Kein Schneidermeisterlein, das nicht täglich sein Glas Wein und sein Dessert auf dem Mittagstisch hätte. So ängstlich ist man um die Trefflichkeit der Zubereitung bekümmert, daß die Küche nächst der Toilette eine Lebensfrage wird, und die Hausfrau, ja auch den Hausherrn, einen guten Theil des Tages beschäftigt. Selten wird der so sparsame Franzose an Küche und Toilette sparen, wenigstens nie an der Qualität, wenn auch zuweilen an der Quantität. Daher auch die Gediegenheit oder, um einen kaufmännischen Barbarismus zu gebrauchen, die Reellität des französischen Kleinhandels. Fern von der Kühnheit des englischen, deutschen oder amerikanischen Kaufherrn, die ihm Tollkühnheit scheint, ist er nur auf das Sichere bedacht, auf eine bewährte Kundschaft, bewährte Quellen, bewährte Qualitäten, nur ungern läßt er sich auf die bescheidensten Speculationen ein, aber man ist immer derselben Waare und desselben Preises sicher.

Wie sparsam der Franzose ist, beginnt man jetzt allgemein auch im Ausland anzuerkennen. Nie gibt der Franzose des Mittelstandes sein Einkommen ganz aus, und da, nach Hrn. Micawbers nicht selbst befolgter Maxime, der Mann, welcher von 100 Pf. St. Einkommen 99, 19, 11 ausgibt, reich ist, während der Millionär, der statt seiner jährlichen 10,000 Pf. St. 10,001 verzehrt, in Wirklichkeit arm ist, so ist jeder Franzose reich. Ein geradezu mittelloser Franzose aus dem Bürgerstand ist mir nie vorgekommen: ein 600 oder 1200 Franken

Rente floß ihm direct oder indirect doch immer noch neben seinem Verdienst irgendwoher zu. Man weiß, daß in Deutschland und England der bei weitem größte Theil des Mittelstandes von der Hand in den Mund lebt, d. h. von seiner Arbeit allein. Auch ist der Verschwender bei uns Germanen viel häufiger zu treffen als bei den Franzosen. Wir arbeiten gern viel, um viel auszugeben; die Verschwendung des reichen Amerikaners namentlich grenzt an das Unglaubliche. Der Franzose gibt nie etwas unnöthiges aus, es sei denn in den reichen Ständen für Toilette. Sehr selten trifft man einen Franzosen, der, wie der deutsche Familienvater, eine Flasche Champagner springen läßt, Landpartien organisirt, Reisen unternimmt; dafür braucht er sich den Rest des Jahres nicht krumm zu legen, und lebt einfach, aber gut und anständig, vom 1. Januar bis zum 31. December.

Natürlich hat auch der Franzose les défauts de ses qualités; er ist kein Verschwender, aber er ist auch nicht generös. Sehr gefällig und dienstfertig, scheut er keine Mühe, kein Opfer der Zeit, um dem Freunde, ja dem oberflächlichen Bekannten nützlich zu sein; die Stränge der Börse aber hält er ängstlich zusammengezogen. Trefflich befolgt er des Polonius Rath: „Sei du kein Borger", aber auch den andern: „noch ein Verleiher sei". Auch hier gibt es glänzende Ausnahmen; im ganzen aber kann man doch vom sparsamen und arbeitsamen französischen Bürger sagen:

„La fourmi n'est pas prêteuse,
C'est là son moindre défaut."

Was französische Subscriptionslisten liefern, weiß ein jeder: Zeichnungen von 1000 Pf. St., wie man sie in England bei jeder Gelegenheit sieht, sind geradezu unerhört. Selbst der Reichste würde es für ein Unrecht gegen seine Erben halten, ein Zehntel oder gar ein Fünftel seines Einkommens einem gemeinnützigen Zweck zu opfern. Der reiche Deutsche, der anfängt, nicht mehr zu den Seltenheiten zu gehören, ist immer bei der Hand, um dem unglücklichen Freunde mit ein paar Tausend Thalern aufzuhelfen; der arme Franzose wäre schon zu stolz, ein solches „Almosen" zu erbitten oder anzunehmen; der reiche aber, der nicht zögern wird ein Capital zu opfern, um einem Mitgliede der Familie die Ehre zu retten, wird nicht leicht daran denken ein solches Opfer zu bringen, wenn sein Name nicht compromittirt ist. Doch habe ich auch hiervon rührende Ausnahmen zu sehen die Gelegenheit gehabt, und wie hülfreich, wie ganz ursprünglich, nur dem Impuls folgend, der Franzose in seiner Hülfsbereitheit ist, so lange nur die Person, nicht der Geldbeutel in Mitleidenschaft gezogen wird, das hat gewiß jedem unbefangenen Beobachter auffallen müssen.

Viele Ausländer halten den Franzosen für jeder anstrengenden, regelmäßig fortgesetzten Arbeit unfähig. Dies ist ein großer Irrthum. Nirgends wird mehr gearbeitet als in Frankreich, zumal in einem gewissen Alter. Unglaublich ist was der junge Franzose, mit der Leichtigkeit, die ihm die Natur gegeben, alles in vier bis fünf Jahren lernt, und wie er, der Lebendige, Unruhige, Tage und Nächte über seinen Büchern zu sitzen weiß, wenn's gilt einen Zweck zu erreichen — aber auch nur

so lange. Selten, äußerst selten, arbeitet der Franzose aus Liebe zu einer Sache: er studirt um ein Examen zu passiren; er „ochst" — wenn ich den sehr bezeichnenden deutschen Studentenausdruck gebrauchen darf, um das französische piocher wiederzugeben — um einige Plätze in der Rangordnung der hohen Schule zu gewinnen; er schwitzt, um eine Stelle, um Geld, einen Orden, einen Namen, einen Platz im Institut zu bekommen; hat er das Gewünschte erlangt, dann wird's auf einmal still: die Pferde werden ausgespannt, und man ruht aus. Nur selten arbeitet der Franzose noch eifrig fort sobald er es nicht mehr nöthig hat, es müßte denn sein, um seiner Eitelkeit neue Genugthuungen zu bereiten: wo er sicher ist durch Anciennetät und etwas Gunst doch höher hinauf und zu dem Bändchen zu kommen — wie in der Armee und der Justiz — fällt selbst dieser Stimulus weg. Eitelkeit in der That und eine weniger entschuldbare Charakter-Eigenschaft des Franzosen, Eifersucht, bringen von der Schule an bis in die vorgeschrittensten Lebensthätigkeiten einen Wettstreit hervor, der bis zu einem gewissen Grade das Pflichtgefühl des Engländers, die Liebe zur Sache des Deutschen ersetzt. Immer aber ist's ein zeitliches Gut, das der Franzose mit seiner Arbeit zu erringen sucht. Er nennt diese Lebensanschauung naiver Weise „praktisch", wenn er sie mit unserem „zwecklosen" uneigennützigen Arbeiten vergleicht, das ja nichts „bezweckt" als der Wahrheit näher zu kommen, oder das Beste zu leisten, ob's uns zeitlich weiter bringt oder nicht. Ein Schullehrer z. B., der all sein Leben und sein Denken der Pädagogie ge-

widmet, ohne je an ein Hinaustreten aus dieser gesellschaftlich so bescheidenen Stellung, noch auch an ein Geldmachen aus derselben zu denken, ist eine rarissima avis bei unsern Nachbarn.*).

Ein sehr heikler Punkt in der französischen Moral, den wir aber, als genügend bekannt, kaum zu berühren brauchen, ist die Laxität in den geschlechtlichen Beziehungen. Man muß eben nie vergessen, daß die Begriffe von Sitte und Sittlichkeit von Land zu Land, wie von Jahrhundert zu Jahrhundert sich gar gewaltig ändern. Hier, wenn irgendwo, gilt das alte Wort: „Verité en deçà des Pyrénées, erreur au delà." So sieht der Franzose, der selbst den leichtesten Rausch für eine Entwürdigung des Mannes hält und eine deutsche Dame, die kein Wasser in ihren Wein gießt, als eine Person von sehr zweifelhafter Moralität betrachtet, in uns Germanen — Engländern und Deutschen — die den Wein besingen und idealisiren, schier Barbaren, wie dem Deutschen die ganze Grisetten- und Lorettenwirthschaft des Franzosen als eitel Corruption erscheint. Wie der Becher in allen und jeden Situationen des deutschen Lebens eine Rolle spielt, so das Weiberwesen in allen Verhältnissen der französischen Gesellschaft. Man kann allabendlich ein deutsches Theater besuchen, es wird immer ein Räuschchen oder ein Trinkliedchen auf die Bühne kommen. Es geht auch nicht Eine Oper oder Ein Ballet, nicht Eine Tragödie oder Komödie über die französische

*) Daher, im Vorbeigehen sei es bemerkt, die Unlösbarkeit der Aufgabe den elementaren Laienunterricht im französischen Volke durchzuführen.

Scene, worin sich die Handlung nicht um ein, nach unsern Begriffen unerlaubtes, Liebesverhältniß drehte. Où est la femme? soll ein französischer Untersuchungsrichter erstaunt gefragt haben, als er nicht gleich eine weibliche Hand in dem ihm vorgelegten Criminalproceß gewahr wurde; und diese sprüchwörtlich gewordene Frage drückt nur die Wahrheit aus. Auf den Einfluß der Frauen in der Gesellschaft und im Staat werde ich weiterhin zurückkommen; hier rede ich nur von intimeren Beziehungen.

Der Franzose ist im höchsten Grade sinnlich; dabei unternehmend und weder durch den Glauben an die Reinheit der Frauen, noch durch früh eingeprägte Grundsätze, noch durch die Furcht vor dem allgemeinen Tadel zurückgehalten. Wird er ja doch von Jugend auf in der Anschauung groß gezogen, daß Großthaten auf diesem Felde nur zur Ehre gereichen können. Vorausgesetzt, daß er nicht die Dummheit begeht, sein Mädchen zu heirathen, oder unversehens zum Vater zu werden, oder gar seine Geliebte, wenn sie verheirathet ist, zu compromittiren, macht weder Vater noch Mutter ihm ein Verbrechen daraus, wenn er „sich amüsirt“. Unsere Enthaltsamkeit, wie er sie zum Beispiel während des Krieges verwundert angestaunt, erscheint ihm nur, und nicht ganz ohne Unrecht, als Folge kälteren Blutes, als Mangel an Leidenschaft oder gar als unmännliche Schüchternheit. Ja selbst wenn das Laster zum Verbrechen wird, offenbart sich in der Nachsicht der Geschworenen die mehr als tolerante Anschauungsweise der Nation für diese Form der Unsittlichkeit.

Dabei trägt der Franzose, wie jedes andere Volk, in seine Sinnlichkeit die ihm charakteristische Nationaleigenschaft. Der Italiener ist leidenschaftlich in der Liebe, der Deutsche sentimental, der Engländer ernst, der Franzose witzig. Der französische, höchst verpönte Kunstausdruck polissonnerie bezeichnet weiter nichts, als die Anwendung des Witzes und des raffinirenden Verstandes auf die Geschlechtsbeziehungen, und dieselbe ist ganz allgemein.*) Daher denn auch das Gymnasiastenartige Behagen an cynischster Zote, welches das Gespräch der Männer, alt und jung, hoch und niedrig, unwissend oder gebildet, durchzieht.**) Das Laster selber übrigens hält der Franzose meist in den Schranken, die in seinen Augen die Grenzlinie bezeichnen, wo es gefährlich für die gesellschaftliche Ordnung wird. Läßt er's aber ausarten, wie es zu gewissen Epochen wohl vorgekommen, so erweist sich's eben auch als ein Krebsschaden der Nation: die Ausartung unseres Nationallasters, die Völlerei, erniedrigt nur Einen, die des französischen entwürdigt Zwei und compromittirt die kommende Generation, schlimmerer Verirrungen des Geschlechtstriebes gar nicht zu erwähnen, welche wohl häufiger in Frankreich als sonstwo vorkommen und oft zu unnatürlichen

*) Natürlich gibt's auch hier der Ausnahmen genug, und man findet auch wohl den sentimentalen und gar den „tugendhaften" Franzosen; doch ist derselbe nicht viel anziehender als der Deutsche, wenn er frivol ist. Beide fallen aus der Rolle.

**) Bezeichnender Weise ist ein gewisses Verbum das üblichste der ganzen Sprache und vielleicht noch mehrerer Bedeutungen fähig als z. B. mettre, coup und andere dergleichen hundertsinnige, in jeder Combination brauchbare Wörter.

Lastern führen. Uebrigens ist gerade die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts in diesem Punkte bei Weitem weniger ausschweifend, als z. B. die Zeiten Ludwig's XIV.*) Es dürfte überhaupt schwer sein, im Privatleben der Franzosen irgend welche Symptome des Verfalles zu entdecken. Der Trunk allein hat auf eine bedenkliche Weise um sich gegriffen und tritt in einer Form auf — der Form der einsamen Betäubung — die ihn noch gefährlicher erscheinen läßt. Selbst die Spielsucht zeigt sich nicht mehr in dem Grade, in dem sie zu andern Zeiten herrschte.

Auch in der Religiosität — die französische Sprache kennt bezeichnender Weise das Wort nicht — offenbart sich der Grundzug des französischeu Wesens. Das Land, das schon seit geraumer Zeit zum Hauptlager des Katholicismus geworden, ist im allgemeinen nicht religiös im deutschen Sinne. Selbst da, wo die Religion in der fanatischsten Form auftritt, ist es doch immer mehr die Parteileidenschaft, als der innige Glaube des Deutschen oder der sinnliche des Italieners. Selbst in Bossuet steckt der Rationalist und Parteimann; es ist eine Kopfliebe (amour de tête), nicht eine Herzensliebe, die er zum Heiland hat; seine Leidenschaft unterscheidet sich in nichts von der eines politischen Parteiführers, wie wir deren so viele in Frankreich sehen, beinahe immer ohne niederes Interesse, oft sogar ohne persönlichen Ehrgeiz, aber vollständig mit ihrer ganzen Person aufgehend in der

*) Man lese nur die Briefe der Mutter des Regenten, um sich davon zu überzeugen.

Idee der Partei — einer Idee, die meist nur ein Wort ist. Doch ist dieser Fanatismus, der politische wie der religiöse, nur die Ausnahme in den Mittelständen, obschon er sich auf der Oberfläche sehr breit macht; die Indifferenz ist die Regel. Die Mehrheit der gebildeten Franzosen bekennt sich im Grunde zur Religion Voltaire's: ein persönlicher Gott, eine persönliche Fortdauer nach dem Tode; dabei begnügen sie sich. Nicht so nach außen. Wie kein in der Gesellschaft lebender Franzose sich mit der bürgerlichen Trauung würde begnügen wollen, so kommt es auch nicht vor, daß die Kinder ohne Communion und Confirmation erzogen, daß die Sterbenden ohne das Sacrament gelassen, daß die Verstorbenen ohne Priesterbegleitung zu Grabe getragen würden; in den meisten Familien sogar wird Freitags gefastet, wäre es auch nur „pour donner l'exemple aux gens.“ Es hieß über das Ziel hinausschießen, wollte man dieses Verfahren als Heuchelei brandmarken. In solchen Dingen die äußere Handlungsweise und die innere Ueberzeugung in Einklang zu bringen, ist eben mal vu; es ist eine Geschmacklosigkeit, deren sich ein gebildeter Franzose um keinen Preis schuldig machen möchte. Convenienz und Nützlichkeit sind auch hier das gewissenhaft befolgte Princip. Man lasse sich nicht durch die zahlreiche Theilnahme des französischen Bürgerstandes an der Société de Saint Vincent de Paule und andern dergleichen religiösen Vereinen täuschen: es gilt dabei nur eine Aufrechthaltung der Religion in den niedern Ständen als ein Gegengift gegen die subversiven Einflüsse der Revolutionäre; man ist überzeugt, daß die Moralität des ge-

meinen Mannes vom Aberglauben unzertrennlich ist. Deßhalb vornehmlich, wenn auch nicht deßhalb allein, „practicirt“ (pratique) der Franzose aus dem Mittelstande; denn so nennt er bezeichnend das Kirchgehen und Beichten. Ich weiß nicht mehr, wer die Religion für den besten Gendarmen erklärt hat; er hat nur ausgesprochen, was fast jeder gebildete Franzose in petto denkt. Freilich gibt es auch solche und zwar in ziemlicher Anzahl, welche die ganze Religion in Bausch und Bogen ohne jede Prüfung annehmen, sowie sie dieselbe von Kindsbeinen auf üben gesehen und selbst geübt, als eine fertige, consequente Lösung des Welträthsels, das denn damit endgültig abgethan ist. Darüber noch weiter nachzudenken wäre unnütz, unbequem, ja gefährlich. Besser man untersagt ein für alle Male seiner Vernunft diese Kammer zu öffnen und mit neugierigem Zweifel darin herumzuspähen: sie soll hübsch ehrerbietig dran vorübergleiten, sonst möchte es ihr ergehen wie Blaubart's Frau. Hat ja doch der tiefste Denker Frankreichs nach Descartes, hat doch Pascal selbst den Katholicismus nur angenommen, um den Schrecknissen des Skepticismus zu entgehen, als eine Wette, bei der möglicherweise alles gewonnen, jedenfalls nichts verloren werden könne. Die Pfäfferei und der Pfaffenhaß, die wie bei allen katholischen Völkern, lateinischer, deutscher oder celtischer Race, auch bei den Franzosen ihr Spiel treiben, ändern an der Sache Nichts. Es ist die liebe Logik, die das Volk zu den Extremen hinreißt, sobald es sich überhaupt mit religiösen Fragen abgibt, und die etwas so Inconsequentes als den Protestantismus oder gar die vage, deutsche Religiosität ohne

Dogmen, gar nicht zuläßt. Die ungeheure Mehrheit indeß der gebildeten Franzosen beschäftigt sich durchaus nicht mit dergleichen unbequemen Fragen und entschlägt sich jedes Gedankens an das Uebernatürliche so sehr und so lange wie möglich. Sie läßt eben, wie der Volkswitz es bezeichnend sagt, unsern Herrgott einen guten Mann sein, was sie nicht hindert mechanisch den Hut vor ihm abzuziehen.

Die Religion des Franzosen ist nun einmal wie seine Sittlichkeit eine Verstandessache, die äußere Observanz ist das Kriterium der einen, wie ein correcter Lebenswandel das der andern. Was ein echter Germane ist, stellt den Glauben über die Werke; ihm sind die Werke nur dann etwas werth, wenn sie Ausdruck des Glaubens sind; dem Franzosen geht die Gemeinnützlichkeit des Handelns über die Reinheit des Gemüths, seine Moral beschränkt sich im Grund auf das einfache „Thue keinem andern, was du nicht möchtest, das man dir thäte." Was ein echter Germane ist, glaubt an die Gnadenwahl, welche Gestalt er auch dem Glauben geben mag: die Helden seiner Phantasie, ein Prinz Heinz und Tom Jones, ein Egmont und Faust bleiben ihm edel, trotz aller Verirrungen, edler denn der tugendhafte Bürger, der nie seinem Nächsten wehe, aber auch nie ihm wohlgethan. Denn der Germane zweifelt nicht, er kann nicht daran zweifeln: „ein guter Mensch in seinem dunklen Drang ist sich des rechten Weges wohl bewußt." Sokrates, der mit allen bösen Instinkten geboren zu sein vorgab, sie aber besiegt zu haben behauptete, ist von jeher ein Ideal französischer Cultur gewesen; Cicero's

bonum, das zugleich ein honestum und utile ist, begeistert die Franzosen noch heute wie zu Zeiten Bossuet's und Fénelons; an der Freiheit des Willens zu zweifeln galt und gilt ihnen als unmoralisch. Daß der größte Woller der neuern Zeit, daß Luther nicht an die Freiheit des Willens geglaubt, ist ihnen unbegreiflich, und hätte Calvin, hätte Jansenius sich entschließen können, das Dogma der Prädestination fallen zu lassen, wer weiß, ob das nüchterne Frankreich, das immer gallicanische Unabhängigkeitsgelüste hatte, heute nicht protestantisch oder jansenistisch wäre?

3.

Was auch verstockte Germanen von dem moralischen Standpunkt und der politischen Befähigung der Franzosen denken mögen — und, trügen nicht alle Zeichen, so gewinnt nach und nach der französische Rationalismus auch in Staat und Sitte Englands und Deutschlands die Oberhand, wie denn überall die Cultur in letzter Instanz auf verflachende Verständigkeit hinarbeitet — eines wird auch der conservativste Germane zugeben müssen: Natur und Bildung haben aus dem Franzosen das vollendetste Gesellschaftswesen geschaffen, das die Menschheit kennt. Die Natur hat ihm Heiterkeit und Witz, Leichtlebigkeit und Feinheit, den Wunsch zu gefallen und diejenige Dosis von Egoismus gegeben, ohne welche das Gesellschaftsleben nothwendig roh, lästig oder mürrisch werden muß. Mit ungemeinem Scharfsinn hat

er dann die Verhältnisse der Gesellschaft so geordnet, daß alle diese Eigenschaften freien Spielraum darin haben, ohne gegenseitig auf einander zu prallen. Wir Deutschen nehmen die Dinge, seien's nun Lebensverhältnisse oder Gesprächsgegenstände, gleich gar ernst, und eine gewisse leichte Indifferenz wäre uns vielleicht in mancher Beziehung zu wünschen. Die „Bekanntschaft", dieses angenehm reizende gesellige Verhältniß, genügt dem sentimentalen Deutschen nicht: entweder stehen ihm die Menschen fern, oder sie werden seine Busenfreunde. Er nimmt sich ihre Angelegenheiten zu Herzen als wären's seine eigenen. Die Wahrung der individuellen Freiheit in Freundschaftsverhältnissen scheint ihm Egoismus oder Mangel an Vertrauen. Was aber der Deutsche „Theilnahme" nennt — und oft nur Indiscretion oder simple Neugier ist — läßt eben keinen unbefangenen gesellschaftlichen Verkehr aufkommen; denn dieser setzt Unabhängigkeit voraus: er will, daß der Mensch wohl einen Theil seiner Person zum Gemeinsamen mitbringe, einen Theil aber, und zwar den größern, sorgfältig für sich bewahre. Ganz darf sich der Mensch nur Einem oder Wenigen geben, sonst läuft er Gefahr, sich früher oder später einer Collision der Interessen oder Leidenschaften auszusetzen, wo es dann aus ist mit jeder Art von Verkehr. Der Franzose ist im voraus überzeugt, daß die allzu große Intimität das Grab der Geselligkeit ist, und er vermeidet sie, wie er die schwerfällige Gründlichkeit der Discussion vermeidet, weil sie dem Gespräch, in welchem er ein Virtuose ist, den Reiz der Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit raubt.

Französische Geselligkeit ist sprüchwörtlich geworden. Die natürliche Heiterkeit, das Bedürfniß fortwährender Anregung von Außen, die Mittheilsamkeit, die tief in des Franzosen Natur liegen, befähigen ihn in der That ganz besonders zum leichten gesellschaftlichen Verkehr. Auch empfängt er gern in seinem eigenen Hause, wenn er schon seine Thür keineswegs offen läßt, wie der Deutsche und Engländer. Freilich hängt auch diese beschränkte Gastfreiheit mit jener Einfachheit des Tisches zusammen, von der wir früher sprachen. Der Franzose, selbst der wahrhaftigste, will denn doch immer gern noch mehr scheinen als er ist. Sehr unlieb ist es ihm, wenn der Nichtangehörige, selbst der vertrauteste Freund, in sein tägliches Leben hineinblickt. Er ist wohl schon gastfrei, nur will er gern Herr bleiben über sich selbst und sein Haus, gern selbst die Art und Stunde seiner Gastfreundschaft bestimmen. Uneingeladen wird kein Hausfreund, sei es der älteste, es wagen, sich an einem Familientische niederzulassen, den Abend um eine Tasse Thee zu bitten, und in der Provinz erlaubt es die Eitelkeit des Hausherrn und der Hausfrau nicht, daß der Gast anders als an einem Prunkgelage oder in einer Soirée empfangen wird.*) Auch ist die Mahlzeit Selbstzweck: Befriedigung eines Bedürfnisses und Gewährung eines raffinirten Genusses, nicht, wie in England und Deutschland, Vorwand, Gelegenheit, namentlich aber künstliche Belebung der ge-

*) In der Pariser Gesellschaft ist man weniger ängstlich, und die einfachste Bewirthung macht da eine heitere und herzliche Gastfreundschaft möglich. Ein bescheidenes „offenes Haus" ist etwas ganz gewöhnliches in der Hauptstadt.



selligen Unterhaltung. Das lange Tafeln ist unbekannt in Frankreich; mit dem letzten Bissen wird der Speise-saal verlassen. Spiel, Musik oder Gespräch füllen den Abend, und einer äußern, zumal einer alkoholischen Anregung bedarf der lebhafte, redefertige Celte nicht, um Fluß und Leben in die Unterhaltung zu bringen.

Seine angeborene Gefallsucht kommt ihm dabei sehr zu statten. Er zeigt sich gern von seiner besten Seite. Mit dem eleganten Oberkleide zieht er auch Abends sein geistiges Galakleid an, und läßt seinen moralischen Schlafrock mit dem andern zu Hause zurück. Von Jugend auf gewöhnt, jenes Kleid zu tragen, bewegt er sich darin ungezwungen und leicht; uns würde es in jeder Bewegung hemmen und zwängen. Was er nur Interessantes und Schönes den Tag über gesehen oder gelesen, gedacht oder gehört hat, das bringt er mit, zum Besten aller, und wie er in seinen Büchern nicht, wie wir Deutschen wohl bislang zu thun pflegten, die Küche zeigt, sondern nur das elegant und reinlich servirte Gericht, so auch in der abendlichen Unterhaltung. Es wäre eine grobe Auffassung, dies Komödie nennen zu wollen: der Franzose stellt keinen andern vor; er bringt nur sein Selbst mit, aber es ist sein besseres oder, wenn man will, sein liebenswürdigeres Selbst. Indem er Diesem Triumphe bereitet, verschafft er den Andern heitern und feinen Genuß. Rücksicht und Schonung für den Nächsten übt er, ohne daß man die Absicht merken und verstimmt werden könnte. Wie man sich durch eine französische Volksmenge durchwinden kann, ohne leibliche Rippenstöße zu erhalten, so circulirt man in der Gesellschaft,

ohne die Gefahr zu laufen, daß irgend jemand Einem auf die moralischen Hühneraugen träte — was in den Ländern, wo die Pflege der „Offenheit" besonders weit getrieben wird, nicht immer so leicht vermieden werden soll.

Freilich begnügt sich der Franzose nicht beim Nichtverletzen des Nächsten; er kann sich's nicht versagen, ihn auch zu liebkosen, und dies, so angenehm es auch im Augenblick von dem Geliebkosten empfunden werden mag, kann doch immer nur auf Unkosten der Wahrhaftigkeit geschehen. Die ganze französische Geselligkeit ist im Grund eine gegenseitige Eitelkeitsversicherungsanstalt. Man streichelt, um wieder gestreichelt zu werden; doch geschieht's nie plump, noch ohne Geschmack. Die Kunst der gewandten, indirecten, unabsichtlich scheinenden, stets maßvollen Schmeichelei ist zu einer wahren Virtuosität gebracht, und gerade die Abwesenheit der dadurch erzeugten Atmosphäre macht, daß der Franzose sich überall im Auslande so unbehaglich, so durchaus als ein Fisch außer Wasser fühlt. Aber nicht allein im geselligen Umgang, auch in der gesellschaftlichen Ordnung ist dem Eitelkeitsbedürfniß Rechnung getragen; das den Franzosen fälschlich zugeschriebene Gleichheitsbedürfniß verträgt sich sehr wohl mit Auszeichnungen aller Art, und es gibt deren so viele, daß es jedem vergönnt ist, wenigstens einer derselben zu genießen: Kreuze und Bändchen, Preise und Würden, Adelstitelchen und akademische Sessel sind in solcher Anzahl vorhanden, daß auch das bescheidenste Verdienst etwas abzubekommen hoffen darf. Und merkwürdig ist, daß, obschon Jedermann weiß, wie solche Auszeichnungen erworben werden, dieselben doch

noch immer Gegenstand des Wunsches und des Neides nicht allein, sondern auch der Hochachtung bleiben. So ist es keinem Franzosen unbekannt, daß es dem „schweigenden Verdienst" — um mit Hamlet zu reden — absolut unmöglich ist, die Decoration der Ehrenlegion oder einen Sitz im Institut zu bekommen; besondere statutarische Bestimmungen wollen, daß man um beides in eigner Person, schriftlich im einen Falle, mit Besuchen im andern Falle, förmlich nachsuche. Nichtsdestoweniger genießen beide Auszeichnungen eines viel höheren Ansehens, als z. B. deutsche Orden, oder Mitgliederschaft deutscher Akademien, welche beide beinahe durchgängig die Leute von Verdienst aufsuchen, anstatt von ihnen aufgesucht zu werden.

Mit der Eitelkeit des Franzosen hängt auch eine andere seiner socialen Tugenden — oder Untugenden? — zusammen, der sogenannte respect humain. Unglaublich empfindlich ist der Franzose für das Lächerliche. Alles erträgt er lieber, als daß man über ihn lache; Unglück und Schmerz sind ihm nichts gegen Spott; er empfindet den Scherz über seine Person wie eine Ehrenkränkung, wie eine Demüthigung. Daher das sorgfältige ängstliche Vermeiden alles dessen qui ne se fait pas, aus Furcht, dadurch sich auszuzeichnen oder gar ein Lächeln zu erregen. Und dies erstreckt sich auf alle Lebenssphären. Wie der echte Franzose um keinen Preis einen Hut trägt, den nicht alle andern Franzosen tragen, so wird er nicht gern eine Meinung bekennen, die nicht von allen getheilt wird: ich hätte es keinem gebildeten Franzosen rathen wollen, den „Tannhäuser" zu bewun-

dern, nachdem er durchgefallen, oder einen Flecken in Victor Hugo's Sonne zu finden, als diese Sonne noch das Centrum des litterarischen Planetensystems war. Daher auch eine gewisse Monotonie des Geistes, die einen bei dem lebhaften Volke sonderbar anmuthet. Es ist eben der vollständige Mangel an Geistesfreiheit, wie ihn die Erziehung schon einprägt, die Lebensordnung weiter entwickelt, welcher die schönsten geistigen Eigenschaften der Nation lähmt; es ist die dadurch erzeugte Feigheit vor der öffentlichen Meinung, welche ein würdiges politisches Leben geradezu unmöglich macht. Von dieser Feigheit, wie sie sich z. B. beim Herannahen des großen Krieges so nackt offenbarte, reden wir weiter unten. Hier sei nur bemerkt, daß nicht allein auf staatlichem Gebiete, sondern in allen Lebenssphären, bald die fieberhafte Leidenschaftlichkeit weniger Parteimänner die Masse der Guten erst zum schweigenden Unterwerfen, dann zur Apathie bringt, bald die utopistischen Seichtigkeiten und rhetorischen Gemeinplätze eitler oder unreifer Neuerer wieder das blinde Sichanklammern der vielen an die Autorität, das überlegte Festhalten der feineren Skeptiker an der Routine als natürliche Reaction zur Folge haben. Nirgends ist die Doctrin des laissez faire verbreiteter unter den bedeutenden Köpfen als gerade in Frankreich, wo sie von dem gefährlichen Phrasenschwall der Volksbeglücker die unmittelbarste Erfahrung haben. Eine wahre Panik vor neuen Systemen und Theorien hat dort, nicht ohne Grund, die besten Geister ergriffen. Wie sich aber mit jenem Autoritätsglauben und diesem Skepticismus das Bedürfniß zu kritisiren

vereinigt, wie sich der materialistische Individualismus, d. h. der Egoismus, mit der geistigen Monotonie verträgt, bleibt ebenfalls einem andern Capitel vorbehalten. Hier ist im Augenblick nur von der Gesellschaft, nicht vom Staate noch von der Litteratur, die Rede, und es genügt uns für jetzt, auf den Fetischismus hingewiesen zu haben, welchen der gebildete Franzose mit seinen eigenen Lebensgewohnheiten und Ansichten treibt. Einer der an Charakter und Geist bedeutendsten Staatsmänner, die ich gekannt, ein Minister, wie Frankreich deren leider wenige gesehen hat, sagte mir einst scherzend: „Im Grunde seid ihr Ausländer doch alle ein wenig übergeschnappt (toqués).“ Er wollte damit weiter nichts sagen, als daß wir Amerikaner, Engländer und Deutschen es alle mehr oder minder wagten, uns von der herrschenden Sitte und Ansicht zu emancipiren. Mein Freund aber hatte in seiner Jugend England und Italien, ja ganz Hindostan bereist! Man denke sich, was der Bürger, der die Rue St. Denis oder gar die Stadt Bourges oder Douai nie verlassen hat, von unsern „Excentricitäten“ halten mag!

Nicht minder als dieser Codex gesellschaftlicher Satzungen, und die ehrfurchtsvolle Achtung, deren er genießt, trägt der Ehrencodex zur Aufrechthaltung und Verfeinerung der französischen Gesellschaft bei. Auch er wird ebenso sehr respectirt, als die Staatsgesetze despectirt werden. Er ist der wahre Polizeidiener der französischen Gesellschaft. Niemandem fällt es ein, wegen Verleumdung oder Beleidigung an die Gerichte zu appelliren: würde dies ja doch nur noch mehr Reden und Lärm verursachen,

was gerade das zu Vermeidende ist. So sehr aber ist diese Autorität anerkannt, daß eine Ehrenverletzung beinahe unerhört ist; die Sprache selbst ist derart ausgebildet, daß sie erlaubt beinahe alles zu sagen ohne die „Ehre" zu verletzen; kommt's aber doch zum Zusammenstoß, nun, so gelangt die Sache vor die unsichtbare Vehme der Gesellschaft, sie wird beigelegt, oder es kommt zum Duell, das von den Tribunalen des Staats, diesen gehorsamen Dienern der öffentlichen Meinung, so gut wie unbestraft gelassen wird.*) Auch dieser Ehrencodex wurzelt in der Eitelkeit. Der Franzose, recht im Gegensatze zum Germanen, zumal zum Engländer, stellt den Ehrenpunkt über die Ehre, wie er das Ansehen über die Würde setzt. Die Empfindlichkeit für die geringste Verletzung der Eitelkeit (amour-propre) wird auf's weiteste getrieben. Schon bei den Kindern wird ein solches Ehrgefühl künstlich groß gezogen, gerade wie ihnen die Furcht vor der Lächerlichkeit mehr als der Abscheu des Schlechten beigebracht wird. In unsern Augen hat ein Kind keine „Ehre" im gesellschaftlichen Sinne; sie kommt nur dem Erwachsenen und dem in der Gesellschaft Lebenden zu. Nicht so bei den Franzosen: ein Knabe von zwölf Jahren wäre „entehrt", erhielte er eine Ohrfeige von seinem Lehrer; im aristokratischsten College Englands empfängt

*) Man geht mit Abfassung eines eigenen Gesetzes über das Duellwesen um; bis jetzt wurde dasselbe entweder als assassinat prémédité oder als coups et blessures betrachtet! Aecht französisch war das Gesetz nicht der Wirklichkeit angepaßt, sondern mußte sich die Wirklichkeit in das Prokrustesbette des Gesetzes fügen, das eben ein so irrationelles mittelaltriges Ding als das Duell nicht anerkennen kann.

der Siebzehnjährige noch Prügel, wenn er sich durch die Lüge entehrt hat. Wie in der Schule, so im Leben. Nicht dadurch, daß man unehrenhaft handelt, sondern daß man unehrenhafter Handlung, selbst unverdienter Weise, geziehen wird, geht man in Frankreich der Ehre verlustig. Doch ist es nur gerecht und billig, zu constatiren, daß unehrenhafte Handlungen in Frankreich vielleicht seltener als irgendwo sonst sind.

Daß der Schein überhaupt dem Franzosen gar lieb ist, weiß man zur Genüge. Hübsch ist es, daß er sich dieser Schwäche durchaus nicht schämt. Wer wollte ihm z. B. physischen Muth absprechen? Und doch gesteht er gern selber zu, daß, um recht muthig zu sein, er Zuschauer haben müsse, dann könne er Heldenthaten verrichten. Ein junger Mann schrieb mir: er gehe in den Krieg, um darin „den Tod zu finden“ oder — nicht etwa sein Vaterland befreit zu sehen, sondern — „sich das Kreuz zu verdienen!“ Selbst die vielgerühmte Ritterlichkeit des Franzosen bedarf der Zeugen, um sich in ihrem schönsten Lichte zu entfalten; gern nimmt er sich des Schwachen an, gern beugt er sich vor dem Alter, gern bringt er kleine Opfer — doch ist's ihm lieb, dabei gesehen zu werden.

Auch die Galanterie der Franzosen trägt zum Reiz des gesellschaftlichen Lebens bei. Wie die Kitzlichkeit des Ehrenpunktes Rücksicht auf die Empfindlichkeit des andern gebietet und so jeder Bewegung ihre Härte nimmt, so gibt die Galanterie der Geselligkeit einen pikanten Reiz, eine Anregung, wie sie bei uns wohl durch das Bechern nur unvollkommen ersetzt wird. Die Coketterie der

Französinnen ist meist weit unschuldiger als man voraussetzt; jedenfalls ist sie natürlicher als das Gegentheil. Das Bedürfniß zu gefallen und die Gewohnheit dieses unschuldigen Bedürfnisses kein Hehl zu machen, gibt dem Gespräch der französischen Damen eine ungemeine Anziehung; das Sichzusammennehmen ihnen gegenüber, der Wunsch, an diesem anziehenden Verkehr sich betheiligen zu können, macht die Herren liebenswürdiger, indem es ihnen zugleich eine gewisse Zurückhaltung und ein Maß auferlegt, das sie sonst leicht vergessen möchten. Freilich verschwindet mit der einreißenden Anglomanie der höheren Stände, mit der modischen Tugendhaftigkeit des Bürgerstandes jene Unbefangenheit und liebenswürdige Heiterkeit immer mehr. Die alte französische Gutmüthigkeit (bonhomie), die alte harmlose Kindlichkeit werden täglich seltener. Wie es Mode geworden ist, in der höchsten Gesellschaft für die Herren sich als englische grooms, für die Damen sich wie Loretten zu geberden, so beginnt in den Mittelclassen ein pedantischer Ton von — den Franzosen gar übelkleidender — Ernsthaftigkeit und Prüderie einzudringen, der die alte heitere Geselligkeit zu tödten droht. Das membre du Jockey-Club nimmt Herzoginnen und Marquisinnen gegenüber Attitüden, und erlaubt sich Ungenirtheiten der Rede, die früher nur an verrufenen Orten geduldet wurden; der Mann aus den „liberalen Carrièren" hat aber einen solchen Respect vor der Tugend seiner Damen, daß er sich den unschuldigsten Scherz untersagt. Die schöne und angenehme Mitte zwischen beiden Extremen, in welcher der Franzose sich so elegant und ungezwungen zu bewegen pflegte, die

witzige verschleierte Anspielung auf gewisse Natürlichkeiten, das graciöse und unbefangene Hofmachen wie das geschmackvolle und elegante Einwickeln des Anstößigen — alles das droht zu verschwinden. Ja, die heitere Gesprächigkeit selbst ist auf dem Punkte, sich zu verlieren. Früher redeten Zusammenreisende, im Theater Nebeneinandersitzende unbefangen miteinander, nicht um sich auf deutsche Weise nach den persönlichen Verhältnissen zu erkundigen, sondern um mit dem Gespräch über allgemeine oder gleichgültige Dinge die Zeit zu vertreiben; jetzt glaubt man seiner Würde zu vergeben, wenn man nicht auf englische Weise stumm in seiner Ecke sitzt. Doch ist der Salon von dieser Unart noch so ziemlich frei, obschon auch hier eine gewisse steife Zurückhaltung immer mehr Mode wird.

Wie sehr die dominirende Rolle der Frauen in der französischen Gesellschaft mit dem Nationalcharakter zusammenhängt, geht schon aus der Thatsache hervor, daß dieselbe zu allen Zeiten der französischen Geschichte gleich einflußreich gewesen zu sein scheint; und daß das Hervortreten des Bürgerstandes seit 1789 Nichts daran geändert hat. Noch heute herrscht die Französin im Salon, in den Bureaux der Ministerien, in der Familie, ja im Handel, wie früher am Hofe. Bei ihr ist natürlich die rationalistische Anschauung nicht so tief eingedrungen als bei dem Manne; sie hat noch sicheren Instinkt, Intuition und Charakterfestigkeit bewahrt, weil sie, der weiblichen Natur unbewußt gehorchend, dieselben nicht den abstracten Schablonen des Verstandes oder, wie man das pompös zu nennen pflegt „den Principien"

geopfert hat. Die Französin verdient in der That zu regieren, wie sie es in Wirklichkeit thut, denn sie ist sittlich und geistig dem Franzosen überlegen: die Ordnung, die Sparsamkeit, der Familiensinn, welche der Nation überhaupt angehören, sind bei ihr naturgemäß ausgeprägter als beim Manne. Kalt, berechnend, practisch, ist sie zugleich weniger gewissenhaft, sieht den Vortheil der Familie mit sichererem und schnellerem Blick, weiß ihn energischer zu verfolgen. Es gibt keine trefflicheren Haushälterinnen als die Französinnen, die, ohne mit der Haushalterei auf deutsche Weise zu prahlen, den Hausstand mit umsichtiger und fester Hand zu leiten wissen. Viele stehen selbst den Geschäften des Mannes vor, was denn auch freilich wieder die Zaghaftigkeit des französischen Handels erklärt: die Frau sieht den nächsten Vortheil, schwingt sich aber nicht leicht zur Conception eines entfernten und zweifelhaften Gewinnes, d. h. zu einer Speculation auf. An Keckheit und Dreistigkeit im Auftreten wird's einer Französin nie fehlen; natürlichen Verstand hat sie und hat sich ihn nicht durch „Principien" verkümmern lassen. Kein geschaffenes Wesen ist geschickter im beinahe unmerklichen Hervorkehren und Verwerthen ihrer Vorzüge, auch der geringsten, eines schönen Fußes oder eines bißchen Singstimme, je nach den Erfordernissen der Lage. Ehrgeizig im höchsten Grade, leidenschaftlich unter einem äußern Anschein von Nüchternheit, gewandt in ihrem Betragen, elegant in ihrem Aeußern, von der Natur mit einer Grazie ausgestattet, welche eine eigens darauf gerichtete Erziehung sorgfältig ausgebildet, charakterfest vor allem und willensstark, leitet sie

den Mann, wie den Bruder oder den Sohn, bringt ihn vorwärts, ebnet ihm die Wege, thut für ihn die Schritte, welche nothwendig, aber peinlich zu thun sind, kurz, sie erobert ihm seinen Platz in der Welt und hilft ihm ihn behaupten. Diese hervorragende Rolle der Frau trägt ungemein viel dazu bei, der französischen Gesellschaft, wie dem französischen Staate die ihm eigenthümliche Richtung zu geben: das leidenschaftliche Ergreifen und Verfolgen eines nahen Gewinnes oder Interesses ist der französischen Politik immer eigenthümlich gewesen, so lange und so oft sie nicht Verwirklichung abstracter Begriffe anstrebte: Anmuth, Gewandtheit, Lebhaftigkeit geben, nächst dem aplomb, dem esprit und dem bon sens der französischen Gesellschaft ihren besonderen Charakter: Beides aber rührt unzweifelhaft von dem Vorwalten des weiblichen Elements im französischen Leben her.

Unter allen den Dingen, welche das Gesellschaftsleben der Franzosen besonders begünstigen, wäre hier auch die bereits hervorgehobene schöne Tugend der gegenseitigen Hülfebereitheit anzuführen. Der Franzose ist verbindlicher, hülfreicher als es der Germane zu sein pflegt, aus demselben Grund, aus welchem er überhaupt geselliger ist; das individuelle auf sich selbst Gestelltsein, sich selbst Genügen, ist ihm nicht gegeben, das help yourself dünkt ihm Egoismus. Vor allem aber ist es die Geschlossenheit der Gesellschaft, welche ihr Leben und Reiz verleiht. Der Franzose rühmt sich gern seines Sinnes für Gleichheit; keine Prätention ist weniger gerechtfertigt. Von unten herauf existirt dieser Sinn wohl; ein jeder dünkt sich dem über ihm Stehenden gleich; von oben nach unten ist er nirgends

zu finden. In keinem Lande sind die Classen schärfer abgesondert, sind die gesellschaftlichen Vorurtheile ausgeprägter. Die erste Schichte wird gebildet von den Leuten — adelig oder bürgerlich — welche bequem und elegant leben können ohne zu arbeiten, und deren Eltern schon so leben konnten. Darunter wieder, in Paris wie in der Provinz, Unterabtheilungen: alter Adel, neuer Adel, hohe Finanz, bürgerliche Grundeigenthümer ꝛc. Die zweite Schichte ist gebildet in erster Linie von Advocaten und Richtern, als Erben der noblesse de robe, dann von Beamten, Aerzten, Professoren, sowie von Großhändlern. Diese beiden Schichten verkehren gesellig mit einander, scheinen gleich zu sein, und werden in der That nur durch das connubium getrennt, das zwischen ihnen nicht stattfindet. Die dritte Schichte, die nicht mehr zur „Gesellschaft" gehört, also schon nicht mehr duellfähig ist, besteht aus Kauflenten, die ein Detailgeschäft haben, so groß es auch immer sein mag. Dann kommt der wohlhabendere Handwerkerstand, der Bäcker, der Fleischer; auf ihn folgt der kleine Handwerker, dann der Arbeiter, der zu Hause arbeitet, der besitzende Bauer, der Taglöhner, endlich der Fabrikarbeiter; und eine unüberspringbare Kluft trennt jeden dieser Stände von dem andern, selbst da, wo die politische Gesetzgebung versucht hat, sie auf unnatürliche Weise zu vermengen. Dieses Kastensystem aber, es ist nicht zu leugnen, gibt der französischen Gesellschaft eine Stabilität, eine Ordnung, eine Sicherheit, die wir Deutschen bei unsern ineinanderverschwimmenden Ständen und Professionen nicht besitzen können. Es erzeugt nicht zu billigende Vorurtheile; aber ohne

Vorurtheile ist die Gesellschaft eben doch undenkbar, ihr Wesen und ihre Grundlage ist ja so recht eigentlich das Vorurtheil.

Alle Tugenden der Franzosen, von denen ich geredet, sowie diejenigen, von denen ich noch zu reden haben werde — Redlichkeit, Nüchternheit, Dienstfertigkeit, Eleganz, Gerechtigkeitssinn — sind vorzugsweise gesellschaftlicher Natur, alle beruhen auf der Reflexion, nicht auf der Spontaneität, auf dem Verstand, nicht auf dem Gemüth. Alle streben das Nützliche, nicht das an sich Gute an. Sie machen das tägliche Leben angenehm und leicht, heiter und bequem; sie genügen in neunundneunzig Tagen des Lebens, so lange es eben in gewohnten Gleisen fortrollt. Aber sie sind ungenügend am hundertsten Tage, wenn das Unvorhergesehene geschieht, wenn der Sturm einbricht über das künstliche Gebäude oder es aus den Fugen zu reißen droht. Dann wäre männlicher Muth, Selbsterkenntniß, Selbsthülfe oder aber Entsagung und Sichfügen vor der Hand des Höhern an der Stelle — Tugenden, die auf dem Boden des Rationalismus eben nie und nimmer wachsen. Die Rinde fällt ab, und der schwache Stamm beugt sich oder bricht unter der Wucht des Orkans! Rathlosigkeit und Kopflosigkeit, blinde Leidenschaft und bleiche Panik, Leichtgläubigkeit und rohe Selbstsucht, ja Grausamkeit und Wildheit brechen los. Grattez le Russe et vous trouverez le Tartare, sagt ein französisches Witzwort; mit mehr Recht dürfte man sagen: Grattez le Français et vous trouverez l'Irlandais. Es ist dieselbe Liebenswürdigkeit und Leichtlebigkeit, derselbe Witz und dieselbe Anmuth, dieselbe

gutmüthige Eitelkeit und dieselbe Beweglichkeit; alles nur in gebildetern, feinern Formen, alles nützlicher und schöner geordnet, alles besser und zweckmäßiger gelenkt und verwendet. Aber nun zerfalle diese Form und diese Ordnung, nun verliere man die Richtung und Lenkung, was soll aus dem Menschen werden, der nicht in sich, sondern außer sich sein Gesetz wie seinen Compaß hat? Er irrt wie ein Wahnsinniger umher, allen Winden preisgegeben, gegen sich selbst und andere wüthend, sich selbst und andere zerstörend. Nie wird ein Romane oder ein Germane solcher Wuthausbrüche fähig sein wie sie in der Bartholomäusnacht, den Septembertagen oder zur Zeit der Commune die Welt mit Schauder erfüllt; nie wird der Romane oder der Germane sich selbst und seine Würde verlieren, wie der Franzose es nach den Niederlagen des Jahres 1870 gethan; das sind die periodischen Rückfälle des Celten in seine angeborne Natur: Grattez le Français et vous trouverez l'Irlandais!

II.

Unterrichtswesen.

Sechs Grundsteine legte der große Organisator des modernen Frankreichs, um darauf das Gebäude der cäsarischen Demokratie aufzurichten, und drei Revolutionen, drei Dynastien, zwei Republiken, drei Invasionen sind seitdem über das Haus gekommen ohne jene Grundsteine auch nur im mindesten zu erschüttern. Ein neues Schild, einen neuen Anstrich, ja ein Fenster hier, einen Balcon dort mochten die wechselnden Hausmeister sich und den Insassen wohl gönnen; an den Mauern hat noch keiner zu rütteln gewagt. Nicht Alexander noch Cäsar, nicht Karl, nicht Friedrich, die Großen, haben größeres geleistet. War's zum Heil, war's zum Verderben der Nation?

Ai posteri
L'ardua sentenza!

rief Manzoni, als der Ungeheure fiel, und wir, die wir diese Nachwelt sind, der es zukommt das Urtheil zu fällen, dürfen sagen: Ja, unter den gegebenen Umständen war's zum Heil. Diese Umstände aber, es war die Revolution, welche sie herbeigeführt hatte, als sie die natio-

nale Tradition unwiederbringlich zerstörte, und es unternahm, sie durch abstracte Verstandesconceptionen zu ersetzen. Das Unglück war geschehen, als das Genie Napoleons, in dem sich der Gedanke der Revolution concentrirte, inmitten der Trümmer ein neues festes Gebäude aufrichtete, das allen Stürmen trotzen sollte. Wenn es einer einförmigen Caserne ähnlicher sah, als einem heiteren geräumigen Wohnhause, das die aufeinander folgenden Geschlechter, unsymmetrisch, nicht unharmonisch, aufgebaut, so war's nicht die Schuld des Architekten allein. Ein Obdach war dringend nothwendig, seit der Hochmuth des Verstandes sich vermessen, im Verein mit der Rohheit losgelassener Leidenschaft das alte Haus von Grund aus abzubrechen. Ihm, dem Soldaten-Kaiser, wurde der Auftrag: schnell, aber dauerhaft, das neue Obdach herzurichten — ja, zum größten Theil ward ihm der Plan von seinem Mandanten aufgenöthigt: die Grundlinien der Napoleonischen Gesetzgebung waren schon vorgezeichnet durch die Revolutionäre des Convents und der Fünfhundert. Nach diesem Plan ein Gebäude zu errichten, in welchem Freiheit der Bewegung und Selbstverwaltung jedes Theiles geherrscht hätte, war unmöglich, selbst wenn der Dictator es gewollt hätte. Dagegen vermochte er das Einzige: den permanenten natürlichen Interessen der Gesellschaft und den angeborenen Charakter-Anlagen des Franzosen Spielraum zu geben innerhalb jener doctrinären rationalistischen Grundlinien, es in einem Wort zu sagen: er verstand das Concrete nicht dem Abstracten zu opfern, sondern es durch dasselbe zu neutralisiren, freilich nicht so vollständig, daß die leidige

Abstraction — d. i. die demokratische Doctrin, welche ihm von der Revolution aufgezwungen worden — nicht doch unendlich viele Blüthen des geistigen und politischen Lebens der Nation mit ihrem vertrocknenden Hauche gewelkt und getödtet hätte.

Jene sechs unerschütterten Grundsteine des modernen Frankreich — die Universität, die Justiz, die Verwaltung, das Heer, der Staatshaushalt, das Concordat — müssen in ihrem Wesen demjenigen bekannt sein, der sich über die wahren Gründe Rechenschaft ablegen will, weshalb alle seitdem gemachten Versuche eine parlamentarische Regierung in Frankreich einzubürgern so jämmerlich scheitern mußten. Alle sechs sind, wie gesagt, trotz einiger Namensveränderungen, noch genau dieselben, die sie im Jahre 1804 waren, und die Dauerhaftigkeit dieser gesetzgeberischen Schöpfungen Napoleons wird nur übertroffen von der Gebrechlichkeit seiner politischen Schöpfungen.

1.

Das gesammte französische Unterrichtswesen ist begriffen unter dem Namen l'Université de France, und folgerichtig müßte der Minister des öffentlichen Unterrichts noch immer le grand maître de l'Université heißen, wie er es in der That noch immer ist. Die „Universität von Frankreich" zerfällt in drei Kategorien oder Grade: Primär-, Secundär- und höheren Unterricht.

welche unseren Volksschulen, Gymnasien und Universitäten entsprechen. Jeder Grad hat sein Personal von Lehrern und Inspectoren, die aber von einem Grad zum andern aufsteigen können, und wirklich öfters aufsteigen. Dem Raume nach ist die Universität in sechzehn Akademien von je vier bis fünf Departementen getheilt, und an der Spitze eines jeden Bezirks steht ein von der Regierung ernannter Rector, welchem die Verwaltung und stete Beaufsichtigung der Facultäten, Gymnasien und Volksschulen gleicherweise obliegt, obschon seine Autorität über letztere beinahe nur scheinbar und in der Wirklichkeit bei dem Präfecten ist, welcher des Schullehrers als politischen Agenten so wenig als des Flurschützen entrathen kann. An der Seite des Rectors steht ein Unterrichtsrath, gebildet durch ministerielle Ernennung nach dem Muster des oberen Unterrichtsrathes, welcher dem Minister zur Seite steht. Bischof und Staatsanwalt, Obergerichtspräsident und Maire, Präfect und Unterpräfect, die Dekane und Inspectoren des Bezirkes bilden diesen Rath der sich nur zweimal des Jahres zu eintägiger Berathung zusammenfindet, absolut unmächtig zum Guten, nur allzu mächtig zum Schlimmen, durchaus incompetent und fast durchgängig ein Werkzeug der Kirche.

Der Volksunterricht, für welchen Napoleon nur den Rahmen vorgezeichnet, beruht noch ganz auf dem Gesetze Guizots von 1833, welches jenen Rahmen nothdürftig ausfüllte. Er ist weder obligatorisch noch unentgeltlich, und wird es, selbst wenn gegen alles Erwarten ein Gesetz in diesem Sinn erlassen werden sollte, in der That nie werden. Die Folge davon ist, daß zwei Drittel der

Nation vollständig illitterat sind. Zum größten Theil wird der Volksunterricht von den frères de la doctrine chrétienne, den wohlbekannten ignorantins, und von frommen Schwestern ertheilt, zum geringeren Theil von Laien. Der abstracte Liberalismus, der noch immer blindlings den Spuren der Revolution folgt, sucht natürlich, so viel er kann, den Unterricht der Geistlichen zu verdrängen; ja er zieht die Abwesenheit alles Unterrichts dem Unterricht durch Geistliche vor; denn, obschon viele der Partei nur aus Leidenschaft und Unkenntniß sündigen, so wissen die Führer, welche unterdessen ihre Kinder selbst zur Communion schicken, doch sehr wohl, daß Frankreich keine 40,000 Laienschulmeister auftreiben kann, selbst wenn es die dafür nöthige ungeheure Ausgabe bestreiten wollte; sie wissen, daß es mit der Moralität eines Laienschulmeisters, der nicht aus religiösen Motiven, noch aus Beruf die harte und entbehrungsvolle Laufbahn ergreift, sondern als ein gagnepain und um dem Militairdienst zu entgehen, nicht immer zum besten bestellt ist; sie wissen, daß seine Halbbildung ohne jedes Gegengewicht ihn allenthalben zum blinden politischen Werkzeug der Revolution oder der Reaction macht, daß das bißchen Wissen, welches er in seinem Examen darlegt, durchaus keine pädagogische Garantie bietet, die mit derjenigen zu vergleichen wäre, welche die geistliche Disciplin und die Kirche bieten; sie wissen, daß die zeitweilig auftauchenden Skandale, welche so illoyal gegen die Geistlichen ausgebeutet werden, verschwindende Ausnahmen sind; sie wissen endlich, daß die „Schwestern" ihr Amt mit einer Selbstaufopferung, einem Eifer, einem

Pflichtgefühl erfüllen, die kein diplôme de premier degré je ersetzen kann. Einerlei, die Gefahr, daß den Kindern mit dem ABC auch etwas Religion beigebracht werden könnte, ist so groß, daß es besser ist zu warten bis die Musterschulen des Staates 40,000 Laien dressirt haben! Glücklicherweise sind nicht alle Maires liberal; auch wissen viele ihren Liberalismus zu vergessen wenn's zur Praxis kommt, und so ist einige Hoffnung vorhanden, daß die Kinder Frankreichs jenes Millenium nicht abzuwarten brauchen, welches die Freunde des Fortschritts und die Feinde der Dunkelmänner sich herbeizuführen vermessen. Wie aber unser vielangestaunter Volksunterricht aus dem religiösen Unterricht in drei Jahrhunderten langsam herausgewachsen ist, das brauchen ja die abstracten Weltverbesserer und Welterleuchter nicht zu wissen; rühmen sie sich doch, daß die Geschichte und ihr geheimnißvolles Werden ihnen ein Buch mit sieben Siegeln ist, daß sie keine andere Autorität anerkennen als die des souveränen Verstandes, dessen Decrete doch wohl auch müssen schaffen können, wie sie zu ordnen vermögen.

Sehr schlimm steht es in Frankreich um den Unterricht in den niederen Mittelclassen: erst seit kurzem kommen die écoles professionelles auf, welche unseren Realschulen und unseren Bürgerschulen zugleich entsprechen sollen, in der That aber keineswegs entsprechen. Elende, kleine Institute füllen diese Lücke nur sehr unvollständig aus; doch mehren sich seit dem zweiten Kaiserreich, das überhaupt viel für den Volksunterricht gethan, die Schulen dieser Gattung. Leider sind sie oft aus falsch verstandenem Demokratismus und übel angebrachter Sparsam-

keit mit den Gymnasien verbunden, und laufen als Nebensache dann nur so mit.

Der bei weitem bestbestellte Theil des öffentlichen Unterrichts ist der mittlere, obschon auch er vieles zu wünschen übrig läßt. Frankreich mag etwa vierhundert colléges (Lateinschulen, Progymnasien) und einhundert lycées (Gymnasien) zählen. Das Internat ist die Regel, doch nimmt das Externat glücklicherweise auch allmählich zu. An der Spitze des lycée steht ein proviseur, der das Unterrichtswesen und die äußeren Verbindungen mit Eltern und Verwandten leitet. Von ihm, der selbst keinen Unterricht ertheilt, hängen sämmtliche Lehrer ab, die sehr oft, meistens sogar, höhere akademische Grade haben als ihr Vorgesetzter. Neben dem proviseur steht der censeur, der mit Aufrechthaltung der Disciplin betraut ist, und die von den Lehrern verhängten Strafen zum Vollzug bringt. Ein économe sorgt für das Wohl des Leibes, ein aumônier für das Heil der Seele. Die eigentlichen Lehrer, meist junge Leute, haben jeder eine Classe, und geben nur in dieser Unterricht. Daß ein Lehrer seine Schüler von unten herauf begleiten, ihrer Geistes- und Charakterentwicklung folgen könnte, ist demnach nicht denkbar. In den unteren grammatischen Classen findet man selbst in den Lyceen wenige sogenannte agrégés, d. h. mit dem höheren Lehrerdiplom versehene Sieger im concours. Der Unterricht wird meist von einfachen licenciés ertheilt, deren Examen, mutatis mutandis, unserem Lehramtscandidaten-Examen entspricht, weniger philologische, mehr elegante Kenntnisse verlangt; in den colléges haben die meisten Lehrer nur

die maturitas. Nur in den höchsten Classen der Lyceen trifft man Schüler der école normale supérieure an, doch durchschnittlich nicht mehr als zwei bis drei in einem lycée; sie werden als die Perlen der Lehrer betrachtet; doch bleiben sie meist nur vorübergehend, da sie entweder nach Paris zurückzukehren oder in eine Facultät vorzurücken trachten. Ihre Probezeit in dem Provinciallyceum dünkt ihnen ein Fegefeuer; an ein pädagogisches uneigennütziges Interesse ist, bei jungen Leuten deren Hauptziel im Leben ist in Paris leben zu können, nicht zu denken. Freilich ist ihre gesellschaftliche Stellung in der Provinz, gegen ihre höhere Bildung gehalten, eine so untergeordnete, daß dieser Wunsch ihnen nicht sehr zu verdenken ist.

Was überhaupt die Lehrer zur Arbeit anhält, ist nicht das Pflichtgefühl und der Apell ans Gewissen, sondern das materielle Interesse und die Ueberwachung. Wenn ein Lehrer seine Classen versäumt, wird er durch Gehaltsabzug bestraft (sic!). Der Proviseur, meist dem Lehrer geistig ganz untergeordnet, besucht dessen Classe, macht Bemerkungen über ihn, liefert Berichte an den Rector, der an der Spitze des Unterrichtsbezirkes (académie) steht. Der ständige Inspector, der seinen Sitz in der Hauptstadt des Departements hat, thut dasselbe. Jährlich einmal kommen zwei Generalinspectoren von Paris, und inspiciren Lyceum, Unterinspectoren, den Rector selber und — die Facultäten, und geben davon Bericht an den Unterrichtsminister. Sie sind die gefürchteten Popanze des ganzen Unterrichtswesens — doch auch sie streifen nur die Oberfläche; keiner von ihnen geht in eines

der vierhundert colléges municipaux, worin der größte Theil der französischen Jugend erzogen wird. Ihre Berichte entscheiden über Leben und Tod, oder doch wenigstens über Beförderung oder Zurücksetzung, Auszeichnung*) oder Verweis; und ihre Berichte begnügen sich nicht die öffentliche Thätigkeit der Lehrer zu prüfen; auch ihr Privatleben, ihre Vermögensverhältnisse, ihre politischen Gesinnungen sind Gegenstand ihrer Erkundigungen. Man kann sich denken welche Ehrfurcht der Schüler vor dem Lehrer bewahrt, der, zitternd in seinem schwarzen Talar, den Rüffel des gestrengen Herrn Generalinspectors einstecken muß.

Neben jenen Municipal- und Staatsgymnasien nun bestehen viele geistliche Institute, welche in demselben Geiste, nach denselben Programmen — denn die Programme dessen was in jeder Classe zu lehren ist, und wie es zu geschehen hat, werden alljährlich vom Minister festgestellt — unterrichten. Auch sie stehen nominell wenigstens unter Staatsaufsicht. Die Concurrenz, welche sie den Staatsgymnasien machen, ist bedeutend. Ihre Erfolge pflegen größer zu sein: denn wo es sich um mechanisches Abrichten handelt, wird der katholische Geistliche immer jedem Lehrer den Rang ablaufen. Sie sind von besserer Gesellschaft besucht; bieten, wie man meint, mehr Garantien für Moralität und es herrscht in ihnen jedenfalls ein besserer und feinerer Ton als in den Lyceen. Endlich gibt es in allen größeren Städten, namentlich aber

*) Ein eigener Orden — eine goldene oder silberne Palme an violettem Bande — ist als Stimulus für den Volks- und Gymnasiallehrer eingeführt.

in Paris, eine Menge kleiner Pensionen, ähnlich unsern alten bursae und den colleges von Löwen und Oxford, doch natürlich nicht republikanisch eingerichtet wie diese. Sie sind einfache Speculationen sogenannter Suppenhändler, denen der Grad eines Baccalaureus (maturitas) genügt um eine solche Anstalt zu öffnen, worin sie mit Hülfe armer Lehrer die Jungen für die Preisvertheilung mästen. Sehr häufig kommt es vor, daß begabte Kinder unentgeltlich dort aufgenommen werden, um für eine bestimmte Prämie, z. B. der Geschichte, der Mathematik, des lateinischen Aufsatzes 2c., je nach ihrer Begabung dressirt zu werden. Von hier aus werden die Kostgänger alltäglich von einem répétiteur nach dem Gymnasium geführt, wo sie dem cours beiwohnen, dann zurückgebracht und dort für den nächsten Tag vorbereitet. Es ist dieß, wie schon bemerkt, ein rein kaufmännisches Geschäft mit dem nöthigen Zubehör von Aushängeschild, réclames 2c., ein Schandfleck im französischen Unterrichtswesen, von dem es gut ist so wenig wie möglich zu reden, den aber die „Freiheit des Unterrichts" nicht erlaubt zu unterdrücken.

Jedes lycée, um auf den officiellen Typus des Secundärunterrichts zurückzukommen, hat sieben Classen, von der Sexta bis zur Secunda; unserer Prima entspricht die rhétorique: in der siebenten Classe, der philosophie, werden schon Logik und Psychologie gelehrt. Man sieht, es sind noch ganz die alten Formen der geistlichen Schulen. Leider muß man sagen: „Wie die Formen so der Geist." Der Unterricht bezweckt durchaus nicht die Entwickelung des Geistes, sondern nur

positives Wissen, und auch dieß nicht einmal als Selbstzweck, sondern als Mittel Preise zu erlangen und Examina zu passiren. Vom proviseur, im Municipalgymnasium principal genannt, bis zum Lehrer, vom Lehrer bis zum letzten Schüler, werden nur diese äußeren Gesichtspunkte ins Auge gefaßt. Je mehr Schüler durchs Baccalaureats-Examen kommen, desto mehr Recruten wird die Anstalt machen, desto berechtigter werden die Ansprüche des Proviseurs und des Lehrers auf Beförderung oder Decoration, desto größer wird jedenfalls ihr Einkommen sein; denn von diesem ist ein Theil „eventuell", d. h. ein Procent des Gesammteinkommens der Anstalt. Der Schüler endlich, gehört er zu den besten, denkt nur an seine Triumphe am Tage der Preisvertheilung, einer ganz außerordentlichen theatralischen Feierlichkeit, der außer Tausenden von Zuschauern alle höchsten Autoritäten des Departements beiwohnen; gehört er zu den mittelguten, so ist das verhängnißvolle Examen sein einziger Stimulus. Hieraus würde schon a priori die Folgerung gezogen werden können, welche factisch unangefochten constatirt ist, daß der Lehrer sich nur um die zehn ersten Schüler seiner Classe bekümmert, deren Erfolge ja ihm angerechnet werden. Alle übrigen werden ihrem Schicksal und den maîtres d'études oder Aufsehern überlassen, armen jungen Leuten, die oft selbst das Maturitätsexamen noch nicht gemacht haben, und deren erbarmungswürdiges Loos es ist als ein Gegenstand des Hohns für die Jugend, vornehmer Verachtung für die Lehrer, despotischer Willkür für den Proviseur, die Kinder im Schlafzimmer, in der Studirstube, auf dem Spa-

ziergange zu überwachen und ihnen bei ihrer Arbeit zu helfen.

Der Tag ist militärisch eingetheilt in Lehr-, Arbeits- und Vergnügungsstunden, welche die Trommel laut verkündigt, und die sämmtlich unter Aufsicht und in den kahlen Mauern des klösterlichen Gebäudes oder seiner öden Höfe hingebracht werden. Turnen ist beinahe vollständig unbekannt. Alle Wochen einmal, am Donnerstag, wird die Heerde in ihrer militärischen Uniform unter Aufsicht der armen pions — der Spottname jener unglücklichen Märtyrer, die officiell maîtres d'études heißen — in das Freie geführt.

2.

Schon die Uniform der Gymnasiasten deutet darauf hin, wie die Pflege der lebendigen Individualität die geringste Sorge der Lehrer und „Erzieher" ist. Die moralische Leitung beschränkt sich in der That darauf, alle Schüler einer gleichmäßigen halb klösterlichen, halb militärischen Disciplin zu unterwerfen, welche dazu angethan sein soll „den Charakter zu bilden", im Grund aber nur ein Extrem an die Stelle eines andern setzt. Die Familienerziehung läßt das Individuum in allen seinen Launen und Unarten gewähren; die Collége Erziehung sucht es selbst in seinen berechtigsten Eigenheiten zu unterdrücken. Und dieses rohe Princip wird mit den rohesten Mitteln durchgeführt. Ueberwachung,

Strafe, Belohnung, Auszeichnung sollen die bösen Instincte im Zaume halten, reichen aber nur aus sie dem Auge zu entziehen; denn unter der Oberfläche wuchern sie fort wie geiles Unkraut. Weder Pflichtgefühl, noch Wahrheitsliebe, noch Ehrfurcht werden zu entwickeln gesucht. Nicht das Gemüth rein, die Phantasie keusch zu erhalten, den Sinn auf das Höhere und Ideale zu lenken, bemüht sich der Erzieher, sondern strafbare Handlungen zu verhindern oder dem Tageslicht zu entziehen. Furcht und Feindschaft oder Familiarität und Kameradschaft kennzeichnen das Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, und lassen keinen Platz für vertrauensvolles Hinaufblicken und für lebendige sittliche Autorität.

Desto eifriger werden die todten geistigen Autoritäten cultivirt. In der That ist die jesuitische Tradition noch lange nicht überwunden, trotz des Brotneides, der zwischen der „Université“ und der Gesellschaft Jesu blüht. Der ganze Unterricht trägt noch dasselbe scholastische Gepräge, das er vor drei Jahrhunderten trug. Die litterarische Orthodoxie wird auf das peinlichste aufrecht erhalten. An Entwicklung eines selbständigen Urtheils denkt niemand; wehe dem Schüler, der sich beifallen ließe eine eigene Ansicht zu haben, oder gar Bossuet hohl, Cicero langweilig zu finden! Die Entwickelung der Phantasie wird, wo möglich, für noch gefährlicher gehalten als die des Urtheils. Die lateinische Versification ist noch der einzige schmale Canal, in den sie sich ergießen darf. Dagegen werden Gedächtniß und Formensinn — wollten wir das Kind bei seinem wahren Namen nennen — Mechanik und schöner Schein aufs sorg-

fältigste gepflegt. Das Auswendiglernen wird von früh auf bis in die höchste Classe, und zwar im umfassendsten Maßstab, getrieben. Kritiklose Datenzusammenstellung mit obligatem fertigem Urtheil gilt für Geschichtsunterricht. Memoriren von Städte- und Gebirgsnamen, namentlich aber von französischen Departementen und Chefs-lieux, macht die Geographie aus, die den Schülern beigebracht wird; Physik und Chemie werden ohne Experimente, Naturgeschichte wird ohne Anschauung gelehrt; einige scholastische Formeln von Logik, Psychologie und Metaphysik schließen den ganzen Lehrcursus.

Sorgfältiger noch als das Gedächtniß, aber leider gar zu ausschließlich, wird der Geschmack geleitet und entwickelt. Der Commentar lateinischer und französischer Autoren ist rein rhetorisch. Man unterstreicht die „Schönheiten", läßt die glänzenden Stellen auswendig lernen, sucht die Geheimnisse der Mache aufzudecken, die Befolgung der litterarischen Regeln nachzuweisen. Auch die Stylübungen — die freilich ganz über Gebühr und auf Kosten des Wesens getrieben werden — sind, nach der Correctheit, zunächst auf Bildung des Geschmacks gerichtet, wie sie es immer und überall sein sollten, und an dieser Sorgfalt, die der Sprache, hauptsächlich aber der Composition, gewidmet wird, könnten unsere Gymnasiallehrer wohl etwas lernen; ein französischer rhétoricien (Primaner) schreibt seine Sprache geschmackvoller, componirt namentlich seinen Aufsatz gefälliger und übersichtlicher, als mancher deutsche Schriftsteller. Freilich dringt die Unfreiheit des Geistes und der Autoritätsaberglaube auch in die Sprache, wie sie die Gesellschaft

und Bildung beherrschen: cela se dit und cela ne se dit pas, ist so tyrannisch wie cela se fait oder cela ne se fait pas. Fertige Redensarten — und leider mit ihnen hohle Gemeinplätze — zwingen sich auf und bringen die Sprache oft um Originalität und Frische, wie sie dem Ideenkreis eine gewisse Monotonie aufdrücken, die manchmal wirklich ermüdend wird, und nur durch die angeborne Lebhaftigkeit des Franzosen einigermaßen gemildert ist. Auch des ewigen Voranstellens der Form wird der Fremde bald müde; nie hört der Knabe, der Jüngling, der Mann ein anderes Urtheil über ein Werk des Geistes als: c'est bien écrit, ce n'est pas écrit. Niemand fragt: wie ist's gedacht, wie ist's empfunden? Daher das unglaubliche Resultat, daß die veralteten Ideen und die tönende Eloquenz Bossuets einem echten Franzosen heute noch eben so hoch stehen als Montaigne's Originalität, Pascals Tiefe oder Voltaire's Schärfe: c'est une belle langue, und das genügt um den hohlen Rhetor den größten Geistern der Menschheit gleichzustellen.

Von der Gedankenlosigkeit, Oberflächlichkeit, Mechanik des Unterrichts in den weiblichen Instituten — höhere Töchterschulen kennt man in Frankreich nicht — ist es schwer sich einen Begriff zu machen; es reducirt sich in Wirklichkeit auf ein papageienhaftes Auswendiglernen von Tabellen, Daten, Büchertiteln ꝛc. Alle Bildung der Französinnen wird erst nach der Heirath durch den Umgang mit Männern und durch Lectüre gewonnen; sie ist darum gewiß nicht weniger werth als unsere Schulbildung; nur wird auch sie von Tag zu Tag seltener im

heutigen Frankreich. Uebrigens darf nicht vergessen werden, daß der meist recht gute Privatunterricht durch Lehrer und Lehrerinnen im Hause immer mehr aufkommt. Leider werden in Frankreich noch mehr als in Deutschland die Mädchen mit geisttödtendem Pianoüben den halben Tag lang geplagt. Auch das Erlernen der lebenden Sprachen nimmt immer mehr zu; wobei indeß auch der gemeine Nützlichkeitszweck der vorherrschende ist. Ob die Kinder in den Stand gesetzt werden, Shakespeare und Goethe zu lesen, ist ganz unwichtig. Alles kommt darauf an, daß sie ein hannöver'sches Kindermädchen haben, damit sie die gute Aussprache wegbekommen. Im Uebrigen entschuldigt man das Abgehen einer genauen Kenntniß lebender Sprachen mit dem angebornen Mangel an Sprachtalent; einer ganz unhaltbaren Entschuldigung: denn in der That ist vielleicht kein Volk besser zum Erlernen fremder Sprachen befähigt als das französische: aber weder Lehrer noch Schüler wollen sich die nothwendige Mühe geben. Alle sogenannte „unnütze "Arbeit wird dem Knaben, wie dem Mädchen, sorgfältig erspart und ist es nicht „unnütz", mehr deutsch zu lernen als nöthig ist, um bei einer allenfallsigen Rheinreise sich mit dem deutschen Kellner verständigen zu können?

Wenn trotz alle dem der junge Franzose in seinem lycée mehr als positives Wissen, Geschmack und Stärkung des Gedächtnisses gewinnt, so ist es weder dem System, noch der Lehrmethode, noch dem uneigennützigen Eifer der Lehrer zuzuschreiben, sondern, nächst der natürlichen Begabung, einzig und allein der innewohnenden Macht der mathematischen und classischen Studien auf den

menschlichen Geist. Sie mögen noch so mechanisch, noch so geistlos gelehrt werden, sie werden nie ihre magische Wirkung auf den jugendlichen Menschen verfehlen, den sie heranbilden und entwickeln, ob er's wolle oder nicht. Auch ist der Unterricht der Mathematik, die der Verständigkeit des Franzosen zusagt, im allgemeinen ein trefflicher. Selbst die classischen Studien, obgleich nur von ihrer formellen Seite aufgefaßt und im Grund aufs Lateinische beschränkt, werden mit Erfolg betrieben. Da die Sprache, die Gesetzgebung, ja die ganze Bildung der Franzosen auf dem römischen Alterthum beruht, so ist's nur natürlich daß man diesem das Griechische opfert; weil nun aber die lateinische Litteratur ihren alexandrinischen Charakter einmal nicht verläugnen kann, so ist die natürliche Folge daß der ganze französische Geschmack in litterarischen Dingen etwas künstliches, unfreies, nüchternes oder rhetorisches hat, daß er sich noch nicht wie der unsrige, der sich direct an der hellenischen Quelle nährt, von den Fesseln der akademischen Regel hat ganz befreien können. Und selbst das lateinische Alterthum wird nicht in seinem Wesen, sondern in seiner Form erfaßt. Die Lectüre der Alten ist ein Mittel Latein zu lernen, nicht das Lateinlernen ein Mittel das Alterthum kennen zu lernen. Man liest unendlich wenig: einen Gesang von Virgil, ein Buch des Livius, eine Rede Cicero's im ganzen Jahr; dagegen wird außerordentlich viel geschrieben, Verse wie Prosa, und es ist nicht zu leugnen daß die besten der Besten unter den französischen Gymnasiasten ein elegan-

teres Latein schreiben als manche unserer bedeutendsten Philologen.

Die besten der Besten aber sind leicht zu finden; ein Concours jedes Gymnasiums sortirt alljährlich die zehn Besten jeder Classe; ein weiterer Concurs dieser mit den Erwählten aller Gymnasien des Unterrichtsbezirks (académie) stellt die zehn Besten des ganzen Bezirkes in die Vorderreihe, und da es sechzehn solcher Bezirke in Frankreich gibt, so wird der dritte und allgemeine Concours 160 Competenten für jede Classe im Hauptturnier zusammenführen. Der glückliche Sieger aber ist geborgen für sein Leben: le grand prix d'honneur wird ihm nie vergessen; schon sogleich am Tage des Sieges wird ihm ein reicher Preis, dazu eine Einladung zum Dîner des Ministers, Befreiung vom Militärdienst; bei jeder späteren Bewerbung um eine Staatsstelle ist der Preis die gewichtigste Empfehlung; und selbst ein Drouyn de Lhuys oder ein Herzog v. Broglie, ein Prévost-Paradol oder J. J. Weiß danken ihrem prix d'honneur vielleicht mehr noch als ihrer Geburt oder ihren schriftstellerischen Leistungen. Der glückliche Lehrer erhält natürlich das Kreuz der Ehrenlegion, und das betreffende Gymnasium wird mit dem neuen Schuljahr auf einen starken Zuwachs rechnen können. Von den Tausenden aber, die an keinem Concours theilgenommen, schweigt die Geschichte. Wäre nicht das dräuende Examen und die unglaubliche Intelligenz, mit der die Natur den Franzosen ausgerüstet: sie alle würden geistig verkommen. So kommen sie doch noch leidlich mit einem Anfluge von Latinität und einem gründlichen Unterricht in der eigenen

Sprache, Litteratur und Geschichte aus der Schule und ins Leben. Auch dieser Unterricht wendet sich, wie der lateinische nur an Gedächtniß und Formensinn, aber er bildet beide aufs höchste aus, und obschon dabei mehr Nationaleitelkeit und Ausschließlichkeit unterläuft als es für das eitle Volk gut ist, so ist er doch ein Glanzpunkt des französischen Unterrichtssystems.

Am Schlusse der Schulzeit steht, wie in Deutschland, nur um ein oder zwei Jahre früher, ein Abiturientenexamen, dort baccalauréat-ès-lettres oder ès sciences genannt. Allein es unterscheidet sich in fast allem und jedem von der deutschen maturitas. Der gerühmten „Unterrichtsfreiheit“ zu liebe wird nicht der Lehrer, der den Schüler herangebildet hat und kennt, als Examinator bestellt — er wird ja schon von vornherein als nothwendig parteiisch angenommen — das Examen findet statt vor der philosophischen Facultät des betreffenden Unterrichtsbezirkes. Da die Professoren dieser Facultät meist keine Männer der Wissenschaft, sondern avancirte Pädagogen sind, so ist die Sache weniger außerordentlich als sie auf den ersten Blick scheinen möchte; aber sie garantirt auch weniger als man vorgibt die angestrebte Unparteilichkeit: als gewesene Gymnasiallehrer und noch immer Mitglieder der Université, neigen sie gewöhnlich zur Parteilichkeit für die Schüler der Staatsgymnasien, und nur der schrecklichste der Schrecken, den der Franzose kennt, le qu'en dira-t-on, und die Oeffentlichkeit der Prüfungen sichern dem Schüler geistlicher Anstalten eine parteilose Beurtheilung. Natürlich spielt der Zufall bei der persönlichen Unbekanntschaft der Examinatoren mit dem

Examinanden eine große Rolle in diesen Prüfungen. Sie sind zum großen Theil schriftlich; aber auch der mündliche Theil ist einem Programm unterworfen, welches nur den Unterricht des letzten Jahres umfaßt. Der Candidat darf die punischen Kriege ignoriren, muß aber das Datum der Schlacht bei Rocroi wissen; er darf unfähig sein einen Satz in Xenophons Anabasis ex tempore zu übersetzen, aber er muß das im Programm vorgeschriebene und folglich vorbereitete Capitel des Thucydides übertragen können. Jedes Jahr finden drei solcher Sessionen an den sechzehn Sitzen der philosophischen Facultäten statt, und Hunderte von Candidaten strömen von allen Ecken und Enden der Akademie zusammen; denn das Baccalaureat ist die Thüre zu allem. Hier nun beginnt das System von Sollicitationen und Fürsprechereien, das den Franzosen auf seinem ganzen Leben begleitet. Jeder Candidat muß empfohlen sein; und die Briefe, die Besuche, denen der unglückliche Examinator ausgesetzt ist, grenzen ans Unzählbare, namentlich leisten die Mütter, verheiratheten Schwestern oder Cousinen darin das Unglaubliche. So streng und gewissenhaft Minos und Rhadamanthys auch sein mögen, ohne es zu wollen lassen sie sich ein wenig beeinflussen, sonst würden's ja die Freunde und Verwandten wohl schon müde geworden sein. Die Candidaten werden rottenweise zu je zwanzig unter Aufsicht in ein Zimmer geschlossen, wo sie drei halbe Tage lang ihre schriftlichen Arbeiten liefern müssen — unter denen keine griechische, noch englische oder deutsche. Die Glücklichen, durchschnittlich zwölf, werden dann am dritten Tag ins

mündliche Verhör genommen, jeder eine Stunde lang, für jede Branche fünf Minuten. Am Bureau sitzen drei Professoren der faculté des lettres und einer der faculté des sciences (bei dem baccalauréat ès sciences findet natürlich das entgegengesetzte Verhältniß statt.*) Jede Leistung hat ihren in Zahlen bestimmten Werth, und diese Zahlen werden zusammengerechnet und danach die Gesammtnote gegeben. Bei dieser infalliblen Arithmetik des Bildungswesens kommen dann gewöhnlich 50 Procent der Candidaten durch. Die Durchgefallenen kommen nach drei Monaten wieder und immer wieder, bis die Langmuth — oder das Gegentheil — der Examinatoren ihnen die seligmachenden Thore des Baccalauréats öffnet. Da kein proviseur oder principal den Eltern gegenüber den Muth besitzt, einen Knaben in einer niederen Classe über sein Jahr zurückzuhalten, so rollen Alle in dem Gymnasium bis zur philosophie (selecta) fort; einmal da angekommen, bringt es kein Richter über sein Herz den unglücklichen Achtzehnjährigen für immer von dem gelobten Land auszuschließen; das gelobte Land aber des Franzosen liegt jenseit des Baccalauréats.

---

*) Minister Duruy, so hochverdient um das französische Unterrichtswesen, hat auch ein baccalauréat-ès-arts eingeführt für die Schüler der Realschulen, aber ohne guten Erfolg. Das baccalauréat-ès-sciences ist für die künftigen Mediciner, Pharmaceuten, die Schüler der Militärschule, der polytechnischen Schule erfordert. Es begreift Physik, Chemie, Naturgeschichte, Geometrie und Arithmetik. Der examinateur des lettres prüft den Candidaten in etwa 15 Minuten im Latein, einer lebenden Sprache, französischer Litteratur, Philosophie, Geschichte und quibusdam aliis.

Da nun aber eben wegen der Nothwendigkeit dieses Diploms für fast alle Carrièren die Gymnasien in Frankreich besuchter sind als in irgendeinem andern Lande, so folgt daraus eine weit verbreitetere Form- und Geschmacksbildung als man sie sonstwo anzutreffen vermag. Das Realschulwesen will nun einmal in der Nation nicht aufkommen, deren glücklicher Instinkt sie vor einem sonst so ganz ihrem utilitarischen Sinn entsprechenden Lehrsystem warnt, das sie um den letzten Rest ihrer Bildung — der Geschmacks- und Formbildung — bringen würde, welche sie noch aus dem Schiffbruch ihrer einst so ruhmvollen geistigen Tradition gerettet. Jeder halbwegs bemittelte Franzose läßt seinem Sohn eine vollständige classische Bildung zukommen; nur der Handwerker, kaum der Ladenhändler, benutzt die écoles professionelles; kein angesehener Kaufmann würde seinen Sohn, wie unsere Bremer und Hamburger, Crefelder oder Chemnitzer Handels- und Industrieherren, mit vierzehn, fünfzehn Jahren auf ein Comptoir schicken wollen. Daher die Ueberlegenheit der formellen Bildung des französischen Mittelstandes über den deutschen, eine Ueberlegenheit, welche die Lieblingslectüren beider — „Revue des deux Mondes“ und „Gartenlaube“ — hinlänglich veranschaulichen. Obgleich jeder Franzose von dem andern zu sagen pflegt: il ne sait pas le français, gibt es doch kein Land, wo die gebildeten Classen ihre Sprache mehr in Ehren halten, sie richtiger und eleganter reden und schreiben. Diese freilich ganz oberflächliche Bildung, verbunden mit der natürlichen Intelligenz, Lebhaftigkeit und Anmuth der Franzosen, gibt ihrer

Unterhaltung die Mannichfaltigkeit und das Interesse, die sie vor der unsrigen voraus hat. Noch etwas anderes aber bildet ihre Erziehung aus als den Sinn für schöne Form: der französische Witz erlangt hier schon die Schärfe, Leichtigkeit und Schnelligkeit, die ihn später auszeichnen. Il faut trois jours à un Allemand pour comprendre un bon mot français, sagt der Franzose, und der Landsmann, welcher je die Gelegenheit gehabt hat eine französische Komödie anzuhören, wird zugeben müssen, daß das Sprichwort nicht Unrecht hat; jeder Blousenmann wird den Witz rascher im Flug auffassen als unser einer. Freilich können wir das Wort umkehren: der Franzose braucht drei Tage um die sous-entendus deutscher Poesie zu verstehen — wenn er sie überhaupt je versteht. Wie dem auch sei, heiterer Witz, der bei uns leicht verletzend schwer niederfallen würde, die Kunst jedes Diamantstäubchen elegant zu fassen und ins rechte Licht zu setzen, eine Kunst, die bei uns zur Affectation oder Heuchelei würde, vereinigen sich mit jener äußerlichen Bildung, natürlichen Feinheit und Beweglichkeit der Franzosen, um ihrem Gespräch die Lebendigkeit, ihrem geselligen Leben die Annehmlichkeit, ihrem Umgange die Leichtigkeit zu geben, welche sie so sehr vor den unsern auszeichnen. Freilich gibt's auch etwas außer dem geselligen Leben, etwas wofür die äußere Bildung und Liebenswürdigkeit nicht hinreichen. Es kommen Tage und Lagen, wo man gern alle die gewaltigen Tugenden, welche einem jahrelang das Leben erleichtert, verschönt und erheitert haben, hingäbe um eine einzige jener männlichen, oft lästigen Tugenden, die nur

auf dem Boden ernsten, innern, individuellen Lebens wachsen und gedeihen. Es mag seine schlimme Seite haben für eine Nation, wenn das geistige und sittliche Leben des Individuums allein in ihr entwickelt wird, wie bei uns in den neunziger Jahren. Es entsteht dadurch eine Art raffinirten Egoismus, welchem Staat und Gesellschaft gleicherweise zum Opfer fallen Schlimmer aber noch steht es, wenn gar nichts geschieht um die geistige und sittliche Individualität zu entwickeln, d. h. sie zu befreien. Da der Individualismus sich nun einmal nicht aus der Menschennatur ausrotten läßt, so wirft er sich dann aufs Materielle. Der Selbsterhaltungstrieb in seiner unschönsten Gestalt, der rohe Egoismus, macht dann seine Rechte geltend. Solange alles gut geht, waltet er nur latent, d. h. er schont andere um selbst geschont zu werden; er verletzt den nächsten nicht unnöthig durch abweichende Ansichten, Sitten oder Handlungen; aber, laßt Moskau brennen, und wie auf der Beresinabrücke wird sich in panisch wilder Flucht Leidenschaft auf Leidenschaft, Interesse auf Interesse rücksichtslos stürzen; doch — wir wollen uns nicht wiederholen, zumal wenn sich's um so unliebsame Wahrheiten handelt.

Ja, es bedarf für den in Frankreich lebenden Deutschen nicht einmal solcher Katastrophen, um sich manchmal recht hinauszusehnen aus den weichen Formen des schönen Scheines in die Atmosphäre schroffer Wahrheitsliebe, aus der Heiterkeit und dem verfeinerten Lebensgenuß in die ärmliche Einfachheit und den Ernst des Vaterlandes, wo er zwar nicht gelebt hat „wie Gott in

Frankreich", wo er aber wußte, daß unter der rauhen oder geschmacklosen Außenseite doch ein gar edler, idealer Kern sich verbarg. Ist es ja doch selbst einem Heine so gegangen, als er das schöne Lied sang:

Deutschland, du meine ferne Liebe,
Gedenk' ich deiner, wein' ich fast;
Der blaue Himmel wird mir trübe;
Das leichte Volk wird mir zur Last.

3.

Das Land, welches dem europäischen Mittelalter die erste und bedeutendste Universität und in ihr das Vorbild aller ähnlichen Schöpfungen gab, hat keine Universitäten mehr. Wie hätten auch die beschränkten und übermüthigen Utilitarier der Revolution die noch kümmerlich hinsiechenden Gewächse schonen oder gar suchen mögen sie wieder zu beleben? Die ganze Natur der Universitäten, ihr complexer, zugleich wissenschaftlicher und didaktischer Charakter, der Rest von Autonomie, ohne welchen sie in Wirklichkeit aufhören Universitäten zu sein, die Freiheit, die sie dem Lehrenden und Lernenden in gleicher Weise gönnen — kurz, ihr ganzes in Geschichte und Tradition begründetes Wesen mußte der rationalistischen, nivellirenden Tendenz der französischen Revolution mehr als zuwider sein: es war ihr geradezu vom Uebel. Weder ihr Geschmack an Symmetrie, noch ihr Sinn für gemeine Nützlichkeit, noch ihr Gefallen an

Logik und Schablone konnten diese unförmlichen Ueberbleibsel des Mittelalters im „modernen Staat“ dulden, und so setzte der große Testamentsvollstrecker der Revolution, ihr echter Sohn in dieser Lust am willkürlichen Organisiren, wie in der Freude am Wegräumen „unnützen Schuttes“, an die Stelle der Universitäten die Universität, jene riesenhafte Maschine, welche Volksunterricht, mittleren und höchsten Unterricht in sich begreift, und, von dem Unterrichtsminister geleitet, von sechzehn Rectoren verwaltet, von Hunderten von General-, Akademie- und Primär-Inspectoren überwacht wird.

Am schlimmsten kam dabei der eigentliche Universitätsunterricht weg: ein paar Rechts- und Medicinschulen sollten genügen um Frankreich mit Richtern und Aerzten zu versehen. An Stelle der ganz unnützen philosophischen Facultäten sollten ein paar Athenäen das gebildete Publicum unterhalten. Was etwa von praktischem Werthe sein konnte in dem Unterricht dieser Facultät, sollte in Specialschulen gelehrt werden. Aus diesen rohen Anschauungen und von so ärmlichen Anfängen hat sich denn nach und nach das höhere Unterrichtswesen entwickelt wie es jetzt besteht.*)

Aus den drei Rechtsschulen sind elf geworden, an die verschiedensten Orte verstreut, meist jedoch an solche, wo schon eine faculté des lettres besteht; doch verbindet kein collegiales Band, wie unser Senat, die Pro-

*) Siehe De la Réforme de l'Enseignement Supérieur par Karl Hillebrand. Paris. Germer Baillière 1868; insbesondere S. 77—111.

fessoren zweier verschiedenen Facultäten, selbst wenn sie sich an demselben Orte befinden. Für den Studenten der Rechte existirt die philosophische Facultät nicht, obschon das Programm ihm den Besuch einer Vorlesung jährlich in dieser Facultät vorschreibt: da kein Examen die dort erworbenen Kenntnisse constatirt, so ist die Folge daß nicht ein studiosus juris unter Hunderten den Hörsaal der faculté des lettres je mit seinem Besuche beehrt. Der Unterricht in der faculté de droit, gewöhnlich von acht Lehrern ertheilt, beschränkt sich auf ein Commentiren des code civil, code de procédure, code de commerce, code pénal etc. Vom römischen Recht werden nur die Institutionen und diese selbst nur kurz behandelt; an Naturrecht, Völkerrecht, Rechtsgeschichte u. dgl. überflüssige Disciplinen ist natürlich nicht zu denken.*) Das nicht codificirte Verwaltungsrecht allein wird in einigermaßen systematischer, wissenschaftlicher Weise gelehrt. In einem Worte: der Student lernt das bestehende Gesetz und nicht sein Werden, noch weniger seine Principien, er lernt das praktisch Nothwendige; die Rechtswissenschaft bleibt ihm vorenthalten: es ist ein einfaches Abrichten von Advocaten, Richtern und Notaren, nicht eine Bildungsschule für Rechtsgelehrte. Programme schreiben genau vor was und wie viel — bis zum Buch und Titel des code civil — in jedem Jahre gelehrt und gelernt werden muß. Jährliche Exa-

*) Alle diese Zweige, sowie die Pandekten, werden sämmtlich erst im vierten Jahre gelehrt und bilden das Programm des Doctorexamens. Man weiß aber daß nur 2 Procent der Studenten überhaupt ihr viertes Jahr und ihr Doctorexamen machen.



mina sorgen dafür daß ja alles recht vereinzelt bleibe und der Student keinen Gesammtblick über die Jurisprudenz bekomme. Am Ende des dritten Jahres kommt dann das examen de licence, mit der gewohnten Begleitung aller französischen Prüfungen, „den Empfehlungen". Der licencié ist de jure Advocat, und braucht sich nur an irgendeinem barreau als stagiaire einschreiben zu lassen, um nach zwei Jahren auch de facto Rechtsanwalt zu sein. Ein Staatsexamen existirt nicht.

Aus dieser bunten Masse werden dann hernach Richter, Verwaltungsbeamte ꝛc. genommen, nicht die Professoren. Das Privatdocententhum besteht natürlich nicht, da ja keine individuellen Collegiengelder existiren; noch weniger die Berufung, da es ja keine Autonomie gibt, und der Weg die Professoren zu recrutiren, ist, wie für die Oberlehrerstellen am Gymnasium, die einfache ministerielle Ernennung ohne Consultation der Facultät, auf den concours d'agrégation hin. Der Studiosus, der sein viertes Jahr durchgemacht und sich den Doctorhut erobert hat, bereitet sich für den concours vor: für diesen werden jährlich so viele Plätze ausgeschrieben als zu besetzen sind; die Glücklichen in diesem langwierigen peinlichen Examen, das durchaus keinen Beweis von der didaktischen Fähigkeit der Candidaten liefert, werden nach Nummern geordnet, und je nach dieser Rangnummer als professeurs agrégés an eine Facultät ersten, zweiten oder dritten Ranges geschickt. Vom Zufall hängt es ab welche Disciplin der junge Lehrer zu dociren hat: Specialitäten, als Romanist, Criminalist ꝛc., gibt es nicht; der Professor wird engagirt pour tout

faire. Nach einem Zeitraum von zwei bis drei Jahren wird der agrégé zum professeur titulaire ernannt. Auch der Dekan ist auf Lebenszeit vom Minister bestellt. Die meisten Professoren prakticiren zugleich als Advocaten und erhöhen dadurch ihr Einkommen bedeutend. Ob ihr Unterricht dabei an Wissenschaftlichkeit oder auch nur an Sorgfalt gewinnt, das mag sich der Leser selbst beantworten. Fast die Hälfte der Studirenden wohnt in der Regel nicht in der Stadt, wo die Facultät errichtet ist. Sie bereiten sich zu Hause durch Bücherstudien — manuels — vor, oder nehmen gerade noch vor Thorschluß einen répétiteur. Die meisten Studenten die am Orte wohnen, hören ebenfalls solche Repetitoria, die ein Haupteinkommen der jungen Lehrer — ihrer Examinatoren am Jahresschluß! — bilden, und deren Zahlung allein direct in ihre Tasche fließt. Im übrigen zahlt der Student seine jährliche Inscription wie seine Examinationsgebühren an den Secretair der Facultät, der sie an den Finanzminister weiter befördert. Aus dieser Masse wird dann später, nach starkem Abzug, der Gehalt der Professoren bestritten. Die 11 Rechtsfacultäten bringen dem Staat jährlich einen Nettogewinn von 1,200,000 Fr. ein! Das Land, das sich rühmt allen höheren Unterricht unentgeltlich zu geben, weil die Thüren der Hörsäle jedem Unberufenen geöffnet sind, legt in Wahrheit einen Finanzzoll auf das Studiren. Und so ist's, im Vorbeigehen sei's gesagt, im Grunde mit beinahe all den schönen Generositäten der Revolution: alle Bibliotheken sind offen, um, wie die Hörsäle, von Frierenden oder Romanlesern angefüllt zu werden; der Gelehrte aber, der ernstlich nur zu Hause

arbeiten kann, darf kein Buch mit heim nehmen. Der Concours, schon principiell ein grundfalsches System, das nur der plattesten Auffassung von Gerechtigkeit entspricht, wird in der That auf alle Weise beeinflußt. Die Ausschreibung der Professuren an alle Bewerber ist eine leere Formalität, und so verhält sich's mit allen jenen edlen Abstractionen, die auf dem Papier stehen.

Aehnlich wie die Rechtsschulen sind die Facultés de médecine eingerichtet. Ihrer sind nur drei, Paris, Montpellier, Straßburg (jetzt Nancy). Daneben existiren freilich etwa zwanzig Vorbereitungsschulen, die aber nur den Anfangsunterricht und das brevet d'officier de santé ertheilen dürfen. Eine faculté des sciences pflegt an demselben Orte zu sein, aber ohne alle Beziehung zu der Medicinschule. Die agrégation ist hier abgeschafft, und die Ernennung erfolgt einseitig durch den Minister. Für alle Professoren an den drei Facultäten wie an den Vorbereitungsschulen ist die Professur durchaus Nebensache; sie sind insgesammt praktische Aerzte, denen der schlecht bezahlte Lehrstuhl nur als réclame beim Publicum dient. Im Uebrigen ist die Organisation dieselbe, wie in den Rechtsschulen.

Die katholisch-theologischen Facultäten führen, außer der Pariser, nur noch ein Scheinleben; es existiren deren etwa vier oder fünf; die Seminarien haben sie in Frankreich, wie bei uns, virtuell getödtet. Die zwei protestantisch-theologischen Facultäten von Straßburg und Montauban standen in gutem Flor vor dem Kriege, die erstere liberaler, die zweite mehr orthodoxer Richtung angehörend, beide viel von Schweizern besucht.

Die philosophische Facultät ist in zwei getheilt: eine faculté des lettres, eine faculté des sciences. In jeder der sechzehn Akademien existiren beide, wiewohl oft an verschiedenen Orten. In jeder sind fünf Professoren, die wöchentlich eine Vorlesung halten. Das Publicum dieser, unsern populärwissenschaftlichen Vorträgen durchaus ähnlichen, Vorlesungen besteht aus Damen, älteren Herren und armen Teufeln, die ein warmes Zimmer suchen. Bei dem ziemlich hohen Niveau der Bildung dieses Auditoriums wird diese Vorlesung eine wahre Arbeit für den Professor, namentlich was die Form anlangt: auch der Gegenstand darf weder ein allgemein bekannter noch ein speciell gelehrter sein: das Ganze gleicht einem sorgfältig gearbeiteten Revue-Artikel. Da der Wortlaut des Reglements annimmt, daß die Studiosen jene Vorlesungen besuchen, so ist diesen zu Liebe das Triennium eingeführt. Der Professor der Geschichte muß das eine Jahr einen Gegenstand des Alterthums, das zweite einen des Mittelalters, das dritte einen der Neuzeit behandeln. Der Professor der auswärtigen Litteratur — und jede Facultät hat einen — muß abwechselnd Gegenstände italienischer, deutscher und englischer Litteraturgeschichte vortragen. Ist er im einen warm geworden, so muß er ihn verlassen, um zum andern überzuspringen. Oft wird ein Professor versetzt vom Lehrstuhl der französischen Literatur auf den der alten, von diesem auf den der Philosophie. Kann ja doch nur ein trockner Stockgelehrter ein Specialist sein. Neben dieser wöchentlichen öffentlichen Vorlesung hält jeder Professor wöchentlich eine Classe, worin er ein paar verhungerte maîtrez

répétiteurs für's Licenciatenexamen vorbereitet, ihnen ihre Aufsätze corrigirt rc. Doctorexamen in der Provinz kommen fast nie vor: sie sind Paris vorbehalten. Die sociale Stellung des Professors in der Provinz ist im Grunde eine untergeordnete. Da er meist aus einem Gymnasium avancirt ist und die Gymnasiallehrer sich aus den niederen Mittelclassen recrutiren, da überhaupt vorausgesetzt wird daß nur ein Mensch, der am Verhungern ist, sich in den Galeerendienst der Pädagogie begeben kann, so besteht bei dem früher geschilderten Kastengeiste der Franzosen eine tiefe Kluft zwischen dem Professor und dem Justiz- oder Verwaltungsbeamten, Advocaten oder Arzt, obschon äußerlich vollständige Gleichheit zu herrschen scheint. Es kommt absolut nicht vor, daß ein bemittelter oder adeliger Franzose in die Université tritt. Der Concours ist abgeschafft für die facultés des lettres et des sciences.

Wo sind nun aber die Studenten unserer philosophischen Facultät? Ihre durch die philosophie (selecta) des Gymnasiums sehr reducirte Anzahl steckt in den Specialschulen: Ecoles polytechnique, normale, centrale, des forêts, des mines, des ponts et chaussées, des langues orientales, des chartes etc. Der Zweck dieser Schulen aber ist ein ganz praktischer: die Vorbereitung für gewisse Carrièren; nur von Wissen ist hier die Rede, nie von Wissenschaft. Sie sollen Ingenieure, Lehrer, Architekten, Dolmetscher rc. liefern, keine Philologen oder Mathematiker, Linguisten oder Geschichtsforscher. Sie, namentlich die Ecole normale supérieure, worin die höheren Gymnasiallehrer gebildet werden,

haben mehr als alles andere zur Ertödtung des wissenschaftlichen Geistes in Frankreich beigetragen. Nur das förmlich constatirte Wissen, nur die angenehme Form, nur die praktische Fertigkeit wird hier gelehrt. Nichts kommt dem Respect gleich, den z. B. ein Schüler oder Lehrer der Ecole normale vor einem gedruckten Text hat, dem Schrecken, den ihm eine philologische Conjectur einjagt — er scheint kaum zu zweifeln, daß Aeschylos selbst die Druckbogen der „Oresteia“ in der Didot'schen Druckerei corrigirt hat.

Wie sich's im Secundärunterricht nur um die formelle Dressur handelt, so im höheren nur um die professionelle: dort erwirbt der Jüngling die allgemeinen, hier die speciellen Kenntnisse; dort erlernt er die Form, hier das Métier. Das Resultat ist, daß die Staatsbeamten, wie die Männer der sogenannten „liberalen Carrièren“ keinerlei wissenschaftliche Basis haben; daß man überall treffliche Prakticanten — Ingenieure, Aerzte, Advocaten ꝛc. — antrifft, kaum noch einen Gelehrten; alles, was wirklich wissenschaftlich geleistet wird, wird außerhalb der Université geschaffen. Wäre sie so allmächtig geworden wie Napoleon es wollte, wär' es ihr gelungen, wie es die „Liberalen“ noch jetzt wünschen, alle andern vom Staat unabhängigen Institutionen zu zerstören, so wäre es vollständig geschehen um die französische Wissenschaft, und der Nation, die im 16. Jahrhundert den ersten Rang in Philologie und Jurisprudenz, die im 17. in der Metaphysik, im 18. und bis in das erste Viertel dieses Jahrhunderts in der Mathematik und Naturwissenschaft das Höchste leistete — der Nation

des Cujacius und Saumaise, des Descartes und Malebranche, des Laplace und Lavoisier, des Cuvier und Geoffroy Saint-Hilaire wäre selbst der Begriff der Wissenschaft verloren gegangen. In der That gibt es nur wenige noch, die begreifen, daß es etwas außer Brodstudium gibt daß die Wissenschaft sich selbst Zweck sein könne, daß ein Gelehrter kein Schullehrer ist, der auf die Worte des Meisters schwört und das Auswendiggelernte auswendig lernen läßt, daß Kritik kein Verbrechen gegen den heiligen Geist ist, daß ein Niebuhr oder ein Wolf keine Tempelschänder sind, daß die Wissenschaft etwas lebendiges, fortschreitendes ist, und daß sie in der That seit Bossuet und Buffon wirklich einige Fortschritte gemacht hat. Noch heute existiren glorreiche Ausnahmen in Frankreich; aber es sind kühne Waghälse, die dem Joch der Université entronnen sind oder sich nie darunter gebeugt haben; sie hat nicht einen wirklichen Mann der Wissenschaft in siebenzig Jahren hervorgebracht. Wie gern hätte die Revolution alles menschliche Wissen codificirt und in manuels gebracht, wenn sie es nur gekonnt; so haben ihre nach jesuitischem Muster geordneten Programme und Reglements doch noch Maschen, wo der lebendige Geist durchzuschlüpfen im Stand ist; noch existiren einige Asyle, wo sich die freie Wissenschaft hinflüchten und befestigen kann. Nur mit Schrecken kann man daran denken, was aus Frankreich geworden wäre, wenn die Ecoles normale und polytechnique die einzigen Pflegestätten der classischen und mathematischen Wissenschaften geblieben wären — und das lag im ersten Plane.

Glücklicherweise ließ die brutale Art der Revolution einige wenige alte Stämme zurück, worin noch genug Leben pulsirte um Leben zu schaffen. Um die Académie française und die Académie des inscriptions et belles lettres gruppirten sich, unter dem Gesammtnamen Institut, drei andere neue Akademien, die von jenen alten schönen Stiftungen Leben und Fruchtbarkeit erhielten. „Das Jahr übt eine heiligende Kraft“, und „was grau vor Alter ist“, das ehrt der Mensch. Schon dadurch, daß sie in der alt-ehrwürdigen Sorbonne haust, ist der Faculté des lettres von Paris ein gewisses Ansehen geblieben, und von allen französischen Institutionen sind die drei einzigen, welche sich aus dem ancien régime erhalten haben, auch die angesehensten: Franz' I Collége de France, Richelieu's Académie française und die Académie des Inscriptions. So viel wie ihr Alter mag auch ihre Autonomie zu diesem Ansehen beitragen — sind sie doch die einzigen Körperschaften des Landes, die sich durch Cooption ergänzen, die einen Grad von Selbstverwaltung haben. Hier allein herrscht noch wirklich wissenschaftliches Leben; die Professoren der Université, wenn sie nicht selbst Mitglieder des Institut sind — und kein Professor der Provinz ist es — sind Schulmeister oder rednerische Feuilletonisten: hier allein sind Gelehrte; und nichts beweist die wissenschaftliche Höhe dieser Anstalten besser als der Tact, mit dem sie im Ausland ihre Correspondenten, in Paris ihre Mitglieder wählen. Selbst die vielgeschmähte Académie française vollzieht mit der außerordentlichsten Feinsinnigkeit ihr heikles Amt einer Bewahrerin des traditionellen franzö-

sischen Geschmacks in Schrift und Rede; sie war nur ihrer Pflicht getreu, wenn sie einen Gelehrten im deutschen Style wie Littré ausschloß, einem grand-seigneur im Style des grand-siècle, wie dem letzten Herzog von Broglie, einen Sessel bot. Das Collége de France, gestiftet als Pflegestätte nicht des Unterrichts, sondern der fortschreitenden Wissenschaft, ist freilich nicht auf seiner Höhe geblieben; die Oeffentlichkeit, die überall unverträglich ist mit ernstem Schaffen und Lernen, hat seinen ursprünglichen Charakter gefälscht, und es ist für einen Mann, welcher Ehrfurcht hat vor der Geschichte, ein wahrer Schmerz, einen Laboulaye, der einst so Großes in der Rechtsgeschichte geleistet, einem Auditorium von jungen schönen Amerikanerinnen unterhaltende populäre Vorträge zum Besten geben zu sehen, in den Mauern, wo einst Budé gelehrt.

Doch ist seit wenigen Jahren dem Collége de France eine würdige Nachfolgerin erwachsen in der Ecole des hautes études, der bedeutendsten und hoffentlich folgenreichsten Schöpfung in des vielgescholtenen Duruy oft sehr heilsamer Thätigkeit. Hier ist die Oeffentlichkeit ausgeschlossen; es bildet sich ein persönliches Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler; der Unterricht hat die Gestalt unserer philologischen und historischen Seminarien, unserer chemischen und physiologischen Laboratorien. Hier ist Jugend, Leben, Muth, und wenn es auch ein schlimmes Ding ist, Brodstudium und Wissenschaft so absolut zu trennen, hier einem Lehrer zu sagen: du lehrst das überlieferte, unbestrittene Wissen; dort einem andern zu gebieten: du bringst die Wissenschaft

müßte namentlich der Jurist die Civil- und Criminalgesetzgebung des Landes eingehend studiren und ihren Geist wie ihre Formen vollständig darlegen. Erst dann könnten die Versuche, das neue Frankreich zu erklären, einigen Anspruch auf Vollständigkeit machen. In idealem Sinne hat dieß ein genialer Dichter gethan. Obschon Balzac nur in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gelebt und gedichtet, so hat er mit dem Auge des Sehers, dem das Vergangene und das Zukünftige gegenwärtig ist, nicht nur das geheimnißvolle Werden des neuen Frankreichs geschildert, sondern auch die Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches mit prophetischer Sicherheit gezeichnet. Er, der denkende Dichter, oder, um genauer zu reden, der dichterische Denker, hat das Wesen der Dinge erschaut und dargestellt: hätte ihm die Muse zu der Tiefe der Auffassung und der Klarheit des künstlerischen Blickes auch noch die Gabe der künstlerischen Form verliehen, er stünde einzig da neben Shakespeare: denn ihm ist es gelungen, die verborgen wirkenden Ideen concret vor's Auge zu bringen, ihm, zu zeigen wie in der modernen Einförmigkeit des französischen Volkes, worin das Individuum ganz vor der Gattung zurückzutreten scheint, sich die Individualität doch ihr Recht zu verschaffen weiß. Indeß, neben und unter dem Dichter wie dem Philosophen, hat auch der Beobachter der zufälligen Wirklichkeit seine Berechtigung, der die einzelnen Erscheinungen sammelt, ihre Vielheit unter allgemeine Rubriken bringt und so selbst wieder dem Dichter Anregung und Stoff verschaffen kann. So möge es uns denn auch erlaubt sein, die Art von Beiträgen zu jenen Erklärungs-

versuchen zu liefern, welche nur die lebendige Erfahrung erbringen kann, und welche in den Augen des unbefangen Urtheilenden gewiß nicht weniger Werth haben als die Data, Ziffern, Facta und Texte, welche er aus den Büchern schöpfen könnte.

Auf diesem unseren Felde nun begegnet uns ein Phänomen so merkwürdiger Art, daß wir es nicht zu umgehen vermögen — ein Phänomen, ohne dessen Betrachtung jeder Versuch, das geistige und politische Leben Frankreichs zu würdigen, nothwendig fehlschlagen müßte: es begegnet uns der Gegensatz zwischen der Provinz und Paris.

1.

Zu spät bemerkt der Schreiber dieser Zeilen, welch einen Verstoß er gemacht gegen die heiligen Gebote des Decrets vom Messidor, die ein guter Franzose gewiß nicht außer Acht gelassen hätte. Er hat gewagt, die letzten die ersten sein zu lassen, er hat vergessen, daß der verehrte Text des Decrets vom Messidor, dieses Lieblingsstudiums aller französischen Würdenträger, daß die Rangordnung, welche Bonaparte unter den Staatsdienern eingeführt, der Université den letzten Platz angewiesen — nach dem Klerus, nach dem Heer, nach der Justiz, nach der Verwaltung, nach den Finanzen. Was hätte ein gewisser Staatsprocurator dazu gesagt, den ich einst den Saal verlassen sah, wo er — proh pudor! — unter einem Rector sitzen sollte? Nun das Unglück ge-

schehen ist, erlaube man mir, das Decret des Messidor, dieses sibyllinische Buch der französischen Hauswirthinnen, ganz beiseite zu lassen und nach meiner eigenen paradoxalen Rangordnung zu verfahren.

Die angesehenste Kaste des europäischen China, das man in Frankreich la province nennt, ist zweifelsohne die Magistratur. Napoleon verstand es wunderbar, die Forderungen der abstracten Symmetrie mit denen der concreten Interessen, Vorurtheile und Leidenschaften zu verbinden. Er schuf einige hundert Tribunale, siebenundzwanzig Appellationsgerichte, einen Cassationshof; aber er verlegte jene Gerichte zweiter und letzter Instanz — der Cassationshof ist bekanntlich keine Instanz — meistens an die Orte, an denen ehemals die Parlamente getagt — nach Bordeaux z. B. und Rouen, Douai und Dijon 2c. Zu Richtern aber bestellte er, wenn er's irgend konnte, die Söhne oder Verwandten der alten Parlamentsräthe, wie er ihnen auch den altehrwürdigen rothen Talar ließ — eine sehr wichtige Aeußerlichkeit, die überall am Platze wäre, in Frankreich aber unerläßlich ist, wenn das spottlustige Volk nicht sogleich in dem Richter den Menschen und Nachbar wieder erkennen soll. Obschon nun seitdem Hunderte von homines novi durch das parquet (Staatsanwaltschaft), manchmal auch, freilich sehr selten, durch das barreau (Advocatenbank) in die Gerichte eingedrungen sind, so hat doch jene Verbindung mit der alten noblesse de robe der französischen Justiz ein besonderes prestige bewahrt. Noch immer recrutiren sich zum größten Theil die Richter aus Richterfamilien, und das Ziel ihres Ehrgeizes, dem sie

oft die zwanzig besten Jahre ihres Lebens in einem Landstädtchen willig opfern, ist meist: an ihrem Geburtsort ihre Carrière zu beschließen; will doch jeder lieber etwas in Massilia als gar nichts in Rom sein; denn die Eitelkeit hat selbst an dem so stark ausgesprochenen Localpatriotismus der Franzosen ihr gutes Theil. So viel aber gilt der Richter in Massilia, daß seine Würde und sein ärmlicher Gehalt hinreichen, ihn in der Heirathsfrage — dem einzigen stichhaltigen Kriterium aller gesellschaftlichen Rangverhältnisse — mit den reichsten Erbinnen auf gleichen Fuß zu setzen. Freilich hat das zweite Kaiserreich das Mögliche gethan, jene noch überlebenden Traditionen zu brechen und der Justiz ihren provinziellen Character zu benehmen. Es bediente sich des Staatsanwaltes wie des Präfecten, zu politischen Zwecken, brauchte also ergebne unscrupulöse Creaturen, die es nur unter wurzellosen Ehrgeizigen finden konnte, als welche durch keine Localrücksichten gebunden, durch keine Familienüberlieferungen zurückgehalten waren, und so ist eine Magistratur in der Magistratur entstanden, welche diese wie eine Schmarotzerpflanze zu überwuchern droht.

Man kennt die Organisation der französischen Justiz: es ist diejenige unserer linksrheinischen Lande. Meist geht der Weg zu der magistrature assise, welche unabsetzbar ist, durch die magistrature debout (Staatsanwaltschaft), welche absetzbar ist; nur selten wird ein Richter direct, wie in England, aus dem Advocatenstand oder den Friedensrichtern genommen. Wie schlimme Folgen diese Gewohnheit hat, kann man sich denken: in politischer Beziehung werden dadurch die Gerichtsbeamten

an geschmeidige Unterwürfigkeit gegen die zeitweilige Regierung, in criminalistischer an persönliche Animosität gegen die Angeklagten gewöhnt; hängt doch ihre Beförderung im parquet von der Zahl der Verurtheilungen ab, die sie von der Jury erlangen. Doch wäre es ungerecht, vorauszusetzen, daß diese inquisitorische Verfolgungssucht bewußt ist: der Staatsanwalt identificirt sich überall gern mit dem Staat; auch ist beinahe immer anzunehmen, daß er nur dann einen Angeschuldigten vor die Geschwornen kommen läßt, wenn er seiner Schuld sicher zu sein glaubt. Daher bleibt ihm denn auch diese Voreingenommenheit, selbst wenn er „sich gesetzt hat", d. h. wenn er Richter geworden ist; was die oft skandalöse Parteinahme des Assisenpräsidenten gegen den Angeklagten hinlänglich erklärt. Die Abhängigkeit von der Regierung, die polizeiliche Thätigkeit, die diese ihm auferlegt, vor allem aber der Wunsch nach Beförderung, machen leider meist aus dem französischen Staatsanwalt ein blindes Werkzeug des Ministers in politischen Dingen. Dieß der Grund, warum so viele liberale Politiker das Geschwornengericht in Preßangelegenheiten und überhaupt in politischen Vergehen verlangen, obgleich es doch im Grunde nur ein Uebel durch ein anderes ersetzt: die Jury spricht stets frei, wie die Gerichte immer verurtheilen. Fiele die Beförderung weg, und würde der Richter direct aus dem barreau genommen, so könnte man auch auf eine gerechte politische Rechtsprechung ohne Geschworne rechnen.

So viel übrigens der französische Richterstand vom politischen und criminalistischen Standpunkt aus zu wün=

schen übrig läßt, in der Civiljustiz ist er durchaus vorwurfsfrei. Einen redlicheren Richterstand giebt es wohl nicht leicht in Europa; handelt es sich doch im Privatrecht meist um Eigenthums- und Civilstands-Fragen, und man kennt die scrupulöse Achtung der Franzosen vor diesen Grundpfeilern der Gesellschaft. Wie der Jury, die so oft Leidenschaftsverbrechen aller Art aus falscher Sentimentalität oder aus Feigheit vor der öffentlichen Meinung absolvirt, nie der Muth fehlt Verbrechen gegen das Eigenthum unerbittlich zu ahnden, so wird der Richter in Civilangelegenheiten jedem Zuspruch, jeder Gunst, jeder „Empfehlung" — diesem sonst allmächtigen Motor der französischen Staatsmaschine — durchaus unzugänglich sein. Wie die makellose Unbestechlichkeit des Richters, so ist auch sein bon-sens lobend hervorzuheben. Es fehlt freilich dem französischen Richter an aller wissenschaftlichen Bildung; aber seine judiciaire, d. h. seine richtige Beurtheilung gegebener Verhältnisse, streitender Charaktere, vorliegender Gesetzestexte, ist meist unangreifbar, und glücklicherweise pfuscht ihm wenigstens kein Geschwornengericht in die Civiljustiz. Gewisse Urtheile der Tribunale und Apellationshöfe (jugements und arrêts), namentlich aber des Cassationshofes (sentences), dessen Entscheidungen eigentlich die Jurisprudenz feststellen, sind Meisterwerke an Klarheit und Feinheit. Der Franzose ist ein geborner Jurist: ein Unglück für das Land ist nur, daß das Ansehen des Richter- und Advocatenstandes ihm auch eine so große Rolle im politischen Leben verschafft, und dadurch juridischen Ideen viel zu viel Raum im Staatswesen gegeben ist. Nichts

ist vielleicht schlimmer für einen Staat, als wenn die privatrechtliche Anschauung die politische beherrscht. Ein großer Mißstand im französischen Gerichtswesen ist die große Zahl der Gerichte; außer tausend besoldeten Friedensrichtern, siebenundzwanzig Appellationsgerichtshöfe mit je drei Senaten (chambres) von je elf Mitgliedern! Hunderte von Tribunalen mit je fünf Richtern! Ich kenne solche Tribunale, die in einem Jahre nicht zwanzig Processe abzuurtheilen gehabt. Der Hofgerichtsrath sitzt nur dreimal in der Woche während weniger Stunden: in solchem Nichtsthun verrostet natürlich die beste Intelligenz. Welcher tüchtige Advocat aber wird um einen elenden Gehalt von 4000 Frcs. das einträgliche barreau verlassen, um „sich zu setzen"? Bei der Zahl der Eisenbahnen und den völlig veränderten Verhältnissen könnte man bequem die Zahl der Richter auf ein Viertel reduciren, ihre Gehalte aber vervierfachen.*)

Die Justiz gehört gemeiniglich nicht zur „Colonie" einer Provinzialstadt oder doch wenigstens nur zum geringsten Theil. Diese besteht aus den höheren Verwaltungs- und Finanzbeamten, Officieren und Professoren und bildet wiederum mit dem Adel, den Gutsbesitzern, Notaren, Advocaten, Aerzten, reichen Kaufleuten, und ortsangehörigen Justizbeamten der Stadt die „Gesellschaft", worin sie das bewegliche und bewegende Element

*) Eine weit weniger radikale Reform schlug noch neulich Baron Jouvenel in der Nationalversammlung unter allgemeinem Murren vor und fügte mit schwermüthiger Resignation hinzu: „Je sais que nous sommes dans un pays où il est plus difficile de supprimer un tribunal que de renverser un trône."



ausmacht. Doch würde man sich sehr täuschen, wenn man glaubte, diese Bewegung sei eine geistige und die Colonie brächte einen idealeren Gehalt in die Provinzialgesellschaft. Recht im Gegentheil, ist es der Eingeborne, welcher bisweilen noch ein höheres Interesse bewahrt. Der Colonist gehört, wie der Soldat, wie der Priester, einem Allgemeinen an, ist durch Nichts mit den lokalen Interessen verbunden, schwebt wurzellos in der Luft. Ehre und Disciplin geben dem Vaterlande des Soldaten, der Armee, doch immer noch eine feste Grundlage, auf der der einzelne sich vergessen kann und muß. In noch höherem Grade findet dieß auf die Kirche, das eigentliche Vaterland der Priester, seine Anwendung. Der französische Beamte aber, wie er geworden ist, sieht meist in dem Staate, dem er dient, nichts als eine große Versorgungsanstalt. Ungeduldiger Ehrgeiz, Wunsch nach Beförderung, Streben nach Gehaltszulage oder Bewerben um eine Auszeichnung füllen sein ganzes Leben aus: wie sein Amt ihm stets nur Mittel zum Zweck bleibt, so auch die Wahl seiner Bekannten, der Grad seiner Vertraulichkeit, ja der Gegenstand seiner Unterhaltungen. Alles muß ihm dienen und dient ihm. Zeitlebens bleibt er ein Fremder in der Stadt, in die ihn die Laune des Ministers gesandt, und die er morgen freudig verläßt, wenn eine neue Garnison ihm irgend welche äußere Vortheile in Aussicht stellt. Nur die Elite der Bureaukratie, d. h. der hohe Beamte der Hauptstadt, pflegt seine Thätigkeit in höherem Sinne aufzufassen.

Das wahre Centrum dieser Colonie, wie der Provinzialgesellschaft überhaupt, ist der oberste Verwaltungs-

beamte der Stadt, der Präfect oder der Unterpräfect. Ueber die Organisation der französischen Verwaltung ist alles gesagt. Zwei treffliche collegiale Obrigkeiten, der Staatsrath in Paris und die Präfecturräthe in der Provinz, versehen auf's beste die wirkliche Verwaltung und Verwaltungsjustiz. Die gewählten Autoritäten — Generalrath, Bezirksrath und Gemeinderath — haben bisher durchaus keine Bedeutung und keinerlei Macht gehabt, obschon die Ehre, im Generalrath zu sitzen, ungemein hoch geschätzt wurde; man kann fast sagen, daß der Generalrath den hohen Adel des Departements constituirte, den Adel im ewigen Sinne, wie er immer und überall, mit oder ohne Titel, existiren wird: reiche gebildete Grundbesitzer von ererbtem Vermögen. Ostensibel, und auf politischem Gebiete auch factisch, ist der Präfect die Hauptperson in der Verwaltung; namentlich aber spielt er gesellschaftlich eine große Rolle. Oft ein talentvoller, ehrgeiziger junger Mann, dem positive Kenntnisse abgehen und eine bescheidene sichere Carrière zu langsam ist, öfter ein herabgekommener Adeliger, der seinen Titel für ein hohes Einkommen hergibt, immer protegirt von einflußreichen Damen, bereit im Dienste des Ministers heute das pro und morgen das contra zu vertheidigen, um ein glänzendes und vornehmes Leben weiter führen zu können, manchmal auch ein Mann von wirklichem Werth, der die Präfectur in der Provinz als Staffel zu einem angesehenen Posten in Paris betrachtet, ist unser Satrap vor allem immer ein werthvolles Instrument der Regierung, um die öffentliche Stimmung in der Provinz zu erforschen und zu gewinnen.

Eine der Hauptattributionen dieser hohen stark besoldeten Beamten, die meist von den localen Interessen von den Ackerbau-, Industrie- und Handelsverhältnissen, des Departements, das sie verwalten, nur eine sehr unklare Vorstellung haben und heute von Lille nach Bordeaux, morgen von Nancy nach Rouen geschickt werden, besteht im Geben von Gesellschaften, Bällen und Dîners, nach denen der sparsame Provinzial sehr lecker ist, und die er doch nicht gern selbst bestreiten mag. Er entschließt sich wohl, wenn er reich ist und gerade eine Tochter zu verheirathen hat, einmal in seinem Leben ein großes Fest zu geben; aber nicht leicht mehr. An öffentlichen Bällen nehmen Familien guten Standes nicht theil. Nächst dem Visitenmachen aber — das zu einem System erhoben worden, und den Damen, die alle ihre wöchentlichen Empfangstage haben, statt unserer Kaffeegesellschaften dient — sind die Soiréen beinahe die einzige Zerstreuung des armen gelangweilten Provinzialbewohners und seiner Ehehälfte, die sich doch auch einmal in ihrem Leben amüsiren will und nicht wie das deutsche Mädchen, vor der Verheirathung ihren legitimen Vergnügenstheil gehabt, während der ersten Jahre ihrer Ehe aber durch die Kindersorgen in Anspruch genommen worden. Nun wagt der Franzose an Reisen nicht zu denken, an der Natur und dem Spaziergang hat er nun einmal keinen Gefallen, das Theater ist ihm meist zu theuer; denn seine Frau muß ja Toilette machen um hinzugehen. Seine Whist- oder l'Hombre-Partie mit Schwägern, Vettern oder Hausfreunden hat er täglich, und da sehnt er sich denn doch manchmal nach Abwechslung

und Anregung. Museen und Leihbibliotheken sind selten in der Provinz; und, wo sie bestehen, von der äußersten Armuth: an fremde Zeitungen, Zeitschriften oder Bücher ist in keiner Stadt unter 100,000 Einwohnern auch nur entfernt zu denken. Gelehrte Gesellschaften giebt es zwar überall, auch Clubs; aber die Thätigkeit der ersteren beschränkt sich auf gegenseitige akademische Beräucherung; die anderen sind im Grunde Spielgesellschaften, aus denen jede Unterhaltung verbannt ist. Die zahllosen Vereine aller Art, die in jeder kleinen deutschen Stadt blühen, sind dem französischen Provinzialen durchaus unbekannt. So sind denn natürlich die Abendgesellschaften nächst dem Auf- und Abwandeln oder Fahren auf dem Promenadeplatz der Stadt, die Hauptgelegenheiten für ihn, um sein Bedürfniß der Geselligkeit zu befriedigen. Da ist's wo, mit viel Behagen, meist auch mit ziemlichem Witz, die Tagesfragen besprochen werden: Theater und Processe, Parlamentsreden und Artikel der Revue*), Heirathen, Decorationen, Beförderungen, Versetzungen, vor allem aber was in der Präfectur vorgeht. „Wird Madame la Préfète noch einen Ball geben oder nicht? Welche neue Toilette wird sie wohl dießmal hervorbringen? Wird der General auch hinkommen? Er soll schlecht mit dem Präfecten stehen;“ und was der interessanten Neuigkeiten mehr sind, natürlich mit der gewöhnlichen menschlichen Begleitung von Eitelkeit und Neid, Empfind-

*) Diese meint natürlich die Revue des Deux Mondes, welche la Revue κατ᾽ ἐξοχήν ist. Man weiß, daß es keine Verleger, kaum Buchhändler in der Provinz gibt; an provinzielle Zeitschriften ist natürlich gar nicht zu denken.

lichkeit und Malice, Neugierde und Schadenfreude: tout comme chez nous, mit dem Unterschied jedoch, daß bei uns alle dergleichen Menschlichkeiten sich mehr auf Gegenstände moralischer Natur, als Freundschaft, Vertrauen, Theilnahme, Talent, bei den Franzosen mehr auf's Aeußere, als Vorrang, Glanz, Titel und Bändchen, werfen. Auch ist die médisance des Franzosen weit mehr auf die Lächerlichkeiten des Nachbarn, als auf seine Sittlichkeit gerichtet. Das ist nun einmal in seiner Natur und wird durch die Erziehung sorgfältigst entwickelt. Wie den Völkern germanischer Race die Lüge als das Schlimmste erscheint, so dem Celten das Lächerliche, und wie der beste Franzose im Stande ist eine gute Handlung, zu der ihn sein erstes Gefühl treibt, zu unterlassen, weil sie lächerlich ist, so rügt er auch vor Allem, bei Fremden oder Bekannten, das Lächerliche. Indeß ist dabei, wie bei seiner Eitelkeit, immer eine gewisse harmlose Gutmüthigkeit, die solche Schwächen wirklich mildert. Freilich muß man, um den Franzosen billig zu beurtheilen, ihn zu Hause sehen. Im Auslande ist er bekanntlich nicht wohl gelitten und mit Recht nicht wohl gelitten, während jeder Ausländer, der in Frankreich gewohnt, gerne dahin zurückkehrt. Der Franzose bildet sich zwar naiv genug ein, er sei, selbst in Kriegszeiten und als herzengewinnender Eroberer, ein willkommener Gast allüberall. Welche Gefühle er in Spanien, Norddeutschland, Italien auf seinen Siegeszügen gesät, ahnt er nicht oder übersieht er mit Absicht. Seine zwei Nationaluntugenden — la femme et la casse*) —

*) Man braucht nur die Spuren der zwecklosen Zerstörungswuth, welche sich in den Religionskriegen, dem Pfälzer Kriege,

scheinen ihm so natürlich, daß er nicht begreift, wie man sie ihm so hoch anrechnen mag: ce sont pêchés véniels in seinen Augen, die tödtlichste Verletzung für die Betroffenen. Aber auch im Frieden ist der Franzose daheim liebenswürdiger als in der Fremde. Zu Hause wird eben des Franzosen gränzenlose individuelle Eitelkeit durch die seiner Landsleute im Schache gehalten; im Auslande läßt sie sich freien Lauf, weil sie die Abwesenheit oder den geringen Grad dieser Untugend bei den Nichtfranzosen ganz naiv als ein stillschweigendes Eingeständniß der Inferiorität derselben annimmt. Zu Hause wird aber auch die maßlose Nationaleitelkeit nicht so störend als in der Fremde, wo sich der Franzose namentlich den Spaniern und Italienern, bislang auch den Deutschen gegenüber, als so gewaltig überlegen gerirt und nie des Klagens satt wird. Denn es ist eine Bemerkung, die sich Jedem aufdrängen muß, daß, während der Engländer, der Italiener, der Deutsche, der Russe das Ausland, in dem er lebt, liebgewinnt, der Franzose selbst nach zwanzigjährigem Aufenthalte unter einem Volke, noch immer nicht über dessen Sitten, Character und geistige Stumpfheit zu jammern müde wird. Doch zurück zu unserm Provinzialmandarinenthum.

---

der Revolution und noch jüngst in der Communezeit so grell zeigte, mit den so wohlerhaltenen Resten des ebenfalls durch Revolutionen und Religionskriege heimgesuchten Altenglands zu vergleichen um von diesem eigenthümlichen Kitzel sich eine Vorstellung zu machen. Junge Leute, die sich gerne belustigen, haben selten eine Rechnung im Wirthshause, auf der nicht die casse als stehender Posten figurirte.

Nächst dem Präfecten oder Unterpräfecten ist der Receveur général die Hauptperson der Departementshauptstadt — wenn er da ist. Meist ein reicher Financier, der die hohe Caution aus eigenen Mitteln zahlen kann, oder der protégé eines solchen Financier, gibt er oft nur seinen Namen her, veranstaltet einige glänzende Bälle in der Provinz, und lebt im übrigen ruhig fort in Paris mit seiner muntern Gesellschaft. Noch immer sieht er frappant dem alten fermier général ähnlich, von dem Voltaire so schöne Räubergeschichten zu erzählen wußte, obschon seine Functionen, wie man weiß, verschieden sind. Das ganze System wurde eigentlich von Napoleon als expédient in einer schwierigen Finanzlage gegründet, als er, um augenblickliche Vorschüsse zu erlangen, dem Staat große Opfer auferlegen mußte; er dachte nicht daran, es als definitiv zu betrachten. Aber 1814 kam, und es blieb. Die Namen sind vor wenigen Jahren geändert worden: der staatlich bestellte Speculant mit dem Steuercapital heißt jetzt trésorier général; doch ist er noch genau derselbe, der er im Jahre 1803 war. Diese einträglichen Posten, oft von 100—200,000 Franken jährlich, werden nur durch Gunst, Einfluß der hohen Finanzwelt oder Verwendung sehr vornehmer und mächtiger Damen vergeben. Ebenso ist es mit dem receveur particulier — jetzt payeur genannt — der in der Bezirkshauptstadt dieselbe Rolle spielt, wie der receveur général im chef-lieu de département. Man schätzt ihn durchschnittlich auf 15—20,000 Franken jährlichen Einkommens.

Das unbesoldete Ehrenamt eines Maire wird ge-

wöhnlich von der Regierung einem angesehenen, conservativ gesinnten Rentner übertragen, bleibt aber oft jahrelang unbesetzt in den mittlern und größern Städten; so schwierig ist die Wahl, so ungern nimmt ein unabhängiger Mann sie an. Läßt sich am Ende doch jemand dazu bestimmen, so ist's gemeiniglich nur, um nach einem oder zwei Jahren äußerst undankbarer Thätigkeit das rothe Bändchen zu bekommen, der Lebenstraum jedes Franzosen, das er dann, wie bekannt, sogar auf der Straße, auf der Jagd, ja sogar am Schlafrocke und am Badecostüm trägt. Länger als ein oder zwei Jahre hält es natürlich niemand leicht aus, der Gegenstand der Kritik aller seiner Mitbürger und der gehorsame Diener des Präfecten zu sein, alle von der Regierung aufgezwungenen mißliebigen Maßregeln auf seine Schultern zu nehmen und dabei doch den Staatsautoritäten gegenüber in untergeordneter Stellung zu sein. Es tritt alsdann wieder das gewohnte Interim ein, während dessen die Adjuncten die laufenden Geschäfte versehen. Auf dem Dorf ist der maire gewöhnlich der Gutsherr, d. h. da die moderne Gesetzgebung den seigneur du village nicht mehr anerkennt, der bedeutendste Grundbesitzer von Bildung, vorausgesetzt daß er conservativ ist, selbst wenn er kein warmer Anhänger der gerade herrschenden Dynastie sein sollte. Die ohnmächtigen Municipalräthe werden meist unter den wohlhabenderen Bürgersleuten gewählt.

Keiner von allen jenen hohen Beamten hat ein Examen irgendeiner Art zu bestehen; für die meisten derselben genügt die licence en droit, für viele sogar die

maturitas. Nicht so der ingénieur en chef des Departements und der ingénieur ordinaire des Bezirks, welche hohes Ansehen genießen. Da sie zu den ersten Schülern der école polytechnique gehört haben müssen, die école polytechnique aber die bewundertste Anstalt des Landes ist, so kann man sich denken, daß man den glücklichen Ingenieur für die Quintessenz des Talents, der Bildung und des Verdienstes hält. Er ist in der That das reinste und vollständigste Product der Art von Verstandesbildung, welche die Revolution geträumt, wie der agrégé des lettres, der aus der Normalschule kommt, das realisirte Ideal der von ihr angestrebten Geschmacksbildung ist. Da er zudem noch durch seine Sporteln ein bedeutendes Einkommen hat, so vergißt man ihm, wenn er zufällig nicht von guter Familie sein sollte, gerne seine niedere Herkunft und er steht ebenbürtig neben dem beschäftigten Arzte, Anwalt oder Notar.

Eine Frankreich ganz eigenthümliche Classe der Gesellschaft ist die der kleinen Rentiers. Unendlich viel junge Leute aus dem Kleinhandel gehen nach Paris, manchmal auch nach einer der andern fünf oder sechs Großstädte des Landes und erarbeiten sich da langsam ihr bescheidnes kleines Vermögen, wie der Engländer sein unbescheidnes rasch in den Colonieen erwirbt. Aber selbst Paris ist ein Ort der Verbannung für Viele. Die allgemeine Regel ist, daß ein Franzose dieses Standes sich mit fünfzig Jahren vom Geschäfte zurückzieht, wie der Beamte und Militär gleich nach Ablauf seiner dreißig Jahre Dienstzeit den Abschied begehrt, und seine Vaterstadt wieder aufsucht, wo er dann, je nach seinem Aus-

gangspunkte mit 10,000, 5000 oder 3000 Franken bescheiden, aber comfortabel lebt, sich ein Häuschen kauft, wo möglich Municipalrath, oder, ist er ein zurückgezogner Militär, Nationalgardenoffizier, ist er ein pensionirter Professor, Mitglied der Akademie wird, und danach trachtet, seine Töchter an irgend einen jungen Beamten zu verheirathen. Frankreich's Wohlstand, beiläufig sei's gesagt, beruht auf der Allgemeinheit dieses Lebensplanes: d. h. auf Sparsamkeit, wie der englische auf Ausdehnung der Bedürfnisse beruht, welche doppelte Arbeit und doppelte Production erheischt. Wer im französischen Mittelstande eine andre Methode befolgt, gilt für einen Verschwender oder für einen unzuverlässigen Speculanten.

Natürlich gestalten sich alle diese Verhältnisse ganz anders in den großen Seehäfen und Manufacturstädten. Hier ist der Beamte, selbst der höchste, wenig angesehen und lebt abseiten von der Kaufmannsgesellschaft, mit der er wegen der Beschränktheit seiner Mittel nicht concurriren kann. Denn selbst ein Präfect mit 50,000 Franken Gehalt, was ist er gegen einen reichen Kaufherrn von Bordeaux oder Marseille? Das Leben dieser Städte nun gleicht außerordentlich dem von Liverpool und Manchester, Hamburg und Cöln: viel Prunksucht, viel materieller Genuß, namentlich Tafelfreuden, Alles mit etwas mehr Geschmack und Schick als bei uns; wenig intime Geselligkeit, aber viel Staat. Hier sind es nun die alten Firmen, die naturgemäß das Patriciat, die Aristokratie bilden, wie überall und immer, in Florenz und Venedig, in Lübeck und Augsburg. Im Allgemeinen ist indeß der höhere Kaufmannsstand in Frankreich bei Weitem gebil-

deter, als im heutigen Deutschland und England, freilich auch viel weniger zahlreich. — In den großen Manufacturstädten, wie Lyon, Rouen und Lille, sind dieser alten Familien natürlich nur wenige, da, zumal in letzterer Stadt, die Industrie erst seit wenigen Jahrzehnten ihren großen Aufschwung genommen. Hier sind die Familien, meist von selbsterworbenem Wohlstand, sehr ausgedehnt und genügen sich selber in geselliger Beziehung beinahe ganz: doch ist diese verwandtschaftliche Geselligkeit eine herzliche. Diese etwas rohen, aber achtbaren, meist sehr frommen Kreise erinnern in mancher Hinsicht, wie's denn nicht gut anders sein kann, an die Bewohner von Städten, wie Crefeld und Chemnitz, Sheffield oder Birmingham.

2.

Auf die angegebenen Kategorien, zu denen man noch die wohlhabenden Kaufleute en gros rechnen muß, beschränkt sich die Gesellschaft in den kleinen und mittleren Städten der Provinz. Die niederen Beamten aller Bureaux (Präfectur und Einnehmerei, Mairie und öffentliche Arbeiten) sogar solche, die bei uns eine wissenschaftliche Bildung haben müßten, sind Tagelöhner, ohne classische und juristische Bildung, und werden als solche betrachtet. Sie gehören nicht zur „Gesellschaft", sind nicht Honoratioren, wie man das bei uns zu nennen pflegt. Ebenso wenig die Polizeibeamten, selbst die höchsten (commissaires). Die revolutionäre Tradition

betrachtet eben diesen nützlichsten, aufopferndsten aller Stände nicht als einen Beschützer und Wächter der öffentlichen Sicherheit, sondern als den geschworenen Feind des Bürgers und als professionellen Aufspürer. Wie viel auch manche Regierungen dazu beigetragen haben mögen, dieses Vorurtheil groß zu ziehen, im großen Ganzen ist es durchaus unberechtigt. — Wie schon früher auseinander gesetzt, ist auch der Gymnasiallehrer von der Gesellschaft einer Provinzialstadt ausgeschlossen.

Merkwürdigerweise gehört auch das Offiziercorps als solches nicht eigentlich zur Gesellschaft wie in Deutschland. An ein Verschmelzen der bürgerlichen und militärischen Elemente durch die Ehe ist schon wegen der häufigen Garnisonswechsel nicht zu denken, selbst wenn das herrschende Vorurtheil des Bürgerstandes gegen die Armée dieser Verbindung nicht im Wege stünde. Auch hierin läßt sich der gesunde Instinct des französischen Volkes nicht irre führen. Wie die Regierung fortwährend gezwungen ist, die Absurdität revolutionärer Gesetze durch den Mißbrauch zu corrigiren — man denke nur an den schweigend beseitigten concours bei so vielen Ernennungen — so macht die Gesellschaft stillschweigend und thatsächlich ihre Rechte geltend, wenn eine theoretisirende Gesetzgebung dieselben außer Acht gelassen oder mit Füßen getreten, um einer abstracten Conception von Gerechtigkeit zu schmeicheln. Der vielbewunderte Gründer der amerikanischen Republik — er wäre auch wohl weniger bewundert in Frankreich, wüßte man nur recht, welch eingefleischter Aristokrat er im Grunde war —

Washington gab dem Kriegsminister als erste Regel: „Nehmt immer nur gentlemen zu Offizieren.“ Das demokratische Frankreich kann solche Ungerechtigkeit, wäre sie auch in der Natur des Menschen und den Gesetzen aller Gesellschaft begründet, nimmermehr gutheißen. Muß ja doch jeder Soldat den Marschallstab in seiner Patrontasche tragen. Diesem Princip zu liebe wird also der größte Theil der Offiziere aus den Reihen der Unteroffiziere genommen. Ihr Ansehen bei den Truppen ist ein sehr problematisches; und wären die höheren Offiziere vom Major aufwärts nicht alle Leute aus höheren Gesellschafts- und Bildungskreisen, so wäre es schlimm um die Disciplin bestellt. Der Soldat mag den Offizier fürchten, der die Macht hat ihn zu strafen; er vertraut nur dem, der ihm durch seine Superiorität imponirt. Schon in der Militärschule spricht der werdende Offizier von seinem künftigen Cameraden, der jetzt als adjudant in der Schule functionirt, mit Ausdrücken hochmüthiger Verachtung. Ungebildet und unbekannt mit den gesellschaftlichen Formen, wünscht der aus Reih' und Glied avancirte Offizier gar nicht in die Gesellschaft seiner Garnisonsstadt zu kommen; fühlt er sich doch viel wohler in seinem Kaffeehause bei Absynth, Pfeife und Piquet. Der Offizier, welcher sich zurückzieht, um zu studiren, wird als Pedant, derjenige, der in die Gesellschaft zu dringen sucht, als dameret von den Cameraden verlacht, beide als keine „rechten Kerle“ angesehen. Ja es ist vorgekommen, daß von oben herab die „theoretischen, abstracten Studien“ der Offiziere, als gefährlich für die Disciplin, entmuthigt wurden. Unnöthige Vorsicht! Der franzö-

sische Offizier ist nur zu froh, wenn er die Studien mit der Schule hinter sich lassen kann: des Avancements ist er ja sicher, sei's durch Gunst, sei's durch Anciennetät.

Denn es ist ein merkwürdiger Zug, daß, während in dem friedlich gesinnten Deutschland der Militärdienst als eine Ehre angesehen ist, er in dem kriegerischen Frankreich als eine Last und ein untergeordnetes Métier betrachtet wird. Die hartnäckige Aufrechterhaltung des Stellvertretersystems, welches die Ausschließung der Gebildeten mit sich brachte, hat der Armee ihren Lanzknechtscharakter nie ganz benehmen können. Natürlich kann das herrschende Garnisonssystem die Kluft zwischen Heer und Bürgerthum nur noch erweitern. Frankreich, das seit vier Jahrhunderten geeinte, wagt noch immer nicht das Provinzialsystem einzuführen. Ein corps d'armée de Picardie oder de Normandie scheint ihm die belle unité française zu gefährden, während ein Hannöverisches oder Sächsisches Armeecorps unserer jungen Einheit so ganz ungefährlich dünkt. Dadurch aber, daß der Offizier und der Soldat einer Provinz angehören, behalten sie doch immer noch eine gewisse Fühlung mit der bürgerlichen Gesellschaft, die natürlich ganz wegfällt, wenn ein Regiment willkürlich aus Gascognern und Bretagnern, Burgundern und Provençalen zusammengesetzt ist; wenn Offizier und Soldat alle sechs Monate die Garnison wechseln und nie ihrer Vaterstadt oder ihrem Dorfe nahe kommen können. Ihnen wird bei dem langen Dienst — sieben Jahre — die Kaserne zur Heimath wie Wallensteins Soldaten das Lager. Wer einer Aushebung beigewohnt hat, weiß wie das

Volk von dem Kriegsdienst denkt; wer mit Offizieren gelebt, weiß wie die Gesellschaft ihn ansieht. Für sie sind eigentlich nur diejenigen Offiziere bescheidener Herkunft salonfähig, welche den „gelehrten Waffengattungen“ (armes savantes) angehören. Auch setzt sich, wie gesagt, das natürliche Gesetz gar schnell an die Stelle des unnatürlichen. Bei uns z. B. pflegen alle Offiziere eines Regiments, vom Oberst bis zum Unterlieutenant, zusammenzuspeisen; ja der Fähndrich und der Freiwillige nehmen an der Tafel theil; gehören sie doch zu derselben Gesellschaft, zu demselben Bildungskreise, ob sie nun adelig seien oder nicht. In Frankreich hat man, um die hierarchischen Distancen aufrecht zu halten, die Maßregel getroffen, daß für jeden Grad eine Tafel besteht; da ist ein Lieutenantstisch, ein Capitänstisch ꝛc. Was ist die Folge? Kaum ist abgegessen, kaum der Kaffee genommen, so schleicht der Lieutenant Marquis de Trois-Etoiles von seinen Cameraden weg, wirft sich in Civil, und wenige Minuten darauf begegnet er in Gesellschaft oder im Club dem Major, dem Oberst, dem General, die wie er zur guten Gesellschaft gehören. Wie würde sich ein vom Sergeanten zum Lieutenant avancirter Vierziger im Jockey-Club ausnehmen? Und man mache sich keine Illusionen über eine mögliche Reform; nie wird ein französisches Parlament es wagen die demokratische Offiziersbeförderung abzuschaffen. Nie wird das Stellvertretungssystem, wenn es auch jetzt de jure nicht mehr existirt, de facto aufhören zu existiren. Einfluß, Verwendung, Gunst entscheiden am Ende über alles im demokratischen Staat, und es müßte mit son-

derbaren Dingen zugehen, sollte nicht jeder Advocaten- und Richterssohn irgend einen guten Grund zur Exemption auftreiben, der es dem Gönner oder der Gönnerin möglich machte, höhern Orts mit Erfolg zu interveniren.

Uebrigens ist das kürzlich veröffentlichte Programm für die Freiwilligenexamina nicht dazu angethan auch dem allerunwissendsten Bürgersohn die Vergünstigung des einjährigen Dienstes abzuschneiden. Schon rechnet man auf ein jährliches Contingent von 15,000 Einjährigen und aller Wahrscheinlichkeit nach wird es sich auf 20,000 belaufen. Diese, wahrscheinlich wie in Italien zu eigenen Regimentern gebildet, werden natürlich im Vaterlande der demokratischen Gleichheit eine ganz andere Rolle spielen als in der preußischen Junkerarmee. Auch kann man ja schlimmsten Falles aus der ersten Kategorie in die zweite versetzt werden, dann dient man vollends nur sechs Monate und braucht nicht einmal jene elementare Prüfung zu bestehen. Das nennt man „allgemeine Dienstpflicht“ in den Ländern wo

il est avec le ciel des accommodemens,

die wir Pedanten und Barbaren nicht kennen.

Ein eigenes Capitel wäre über den Klerus zu schreiben, dessen Einfluß so groß in Frankreich ist, der durch die Frauen aller Stände so bedeutend einwirkt auf Staat und Gesellschaft. Doch ist der Klerus seiner Natur und Bildung nach mehr Kosmopolit als irgend ein anderer Stand; und ich wüßte vom französischen Klerus eben nicht viel anderes zu sagen als vom deutschen: er wird in denselben Classen recrutirt, erhält dieselbe Erziehung, war tolerant in den zwanziger und dreißiger

Jahren, ist nun intolerant unter der Anleitung der Gesellschaft Jesu; er hat dieselbe mit Hochmuth wechselnde Demuth, welche die Priester aller Religionen und Nationen charakterisirt; nur ist er in Frankreich vielleicht correcter, unbescholtener in seinem sittlichen Wandel, als in irgend einem andern Lande. Er hält sich ferner von der Gesellschaft und ihren Zerstreuungen. Seine Berührung mit den Männern ist selten, und er wird, wenn er nicht gerade Canonicus oder Bischof ist, ziemlich cavalièrement von ihnen behandelt. Um so größer ist sein Einfluß auf die Frauen und durch sie auf die Kindererziehung. Auf dem Lande ist sein Ansehen noch geringer als in der Stadt. Der Bauer ist im allgemeinen conservativ und geht mit dem Pfarrer, aber nicht von ihm, sondern von dem Präfecten oder dem Gutsherrn erhält er seine Parole. Bei diesem speist monsieur le curé noch allfreitäglich am Ende des Tisches, wie in den guten alten Zeiten, und es ist des Gutsherrn religiöse Gesinnung, welche dem Pfarrer Ansehen verschafft, nicht des Pfarrers geistliche Autorität, die das Ansehen des Gutsherrn mit prestige umgibt. Daß aber im hohen Klerus, in den Seminarien, in den Klöstern Männer ersten Ranges an Charakter, Geist und Bildung wirken, wird niemand leugnen wollen, der ihrer Wirksamkeit zu folgen die Gelegenheit gehabt. Frankreich ist noch immer das Land der Bossuet und Fénelon, Massillon und Bourdaloue; aus der französischen Geistlichkeit sind Lamennais und Lacordaire hervorgegangen, und Msgr. Dupanloup wie Abbé Gratry werden nicht leicht in einem andern Land ihres gleichen finden. Mit

wunderbarem Geschick hat sich namentlich die Gesellschaft Jesu, welche in Frankreich ihr Hauptlager hat, die Resultate der exacten Wissenschaften und der Naturforschung anzueignen gewußt, genau wie sie einst die Errungenschaften des Humanismus, anstatt sie zu bekämpfen, sich zu eigen gemacht, den Geist der Prüfung aus diesem, wie jetzt den Geist der Forschung aus jenen verbannend und so das gefährliche Werkzeug unschädlich machend. Beinahe überall machen die geistlichen Schulen den Staatsgymnasien eine wirksame Concurrenz und, da sie von der Elite der Geistlichkeit geleitet werden, bei den Staatsprüfungen größere Erfolge erzielen, dabei den Ruf haben, eine bessere „Erziehung“ (éducation) zu geben, so gewinnen sie täglich mehr Grund. Freilich beginnen die alten Traditionen sich in dem Maße zu verwischen, als der Romanismus im Klerus die Oberhand gewinnt. Der Geist der Mäßigung, der während der ersten Jahrzehnte des Concordats, als die Kirche Frankreichs noch eine Staatsanstalt war, die französische Geistlichkeit auszeichnete, hat wie überall, der Exaltation Platz gemacht. Der französische Bischof und Pfarrer von 1840 betrachtete sich noch immer ein wenig, wie Napoleon ihn betrachtet haben wollte, als einen Staatsdiener, dem der Cultus oblag, nicht als einen Kämpfer für Rom und die Oberherrschaft der Kirche. Das ist Alles ganz anders geworden, seit die Klöster, und mit ihnen die Miliz des heiligen Stuhles, wieder erstanden sind. Frankreichs Klerus hat den Gallicanismus, seine alte Unabhängigkeit von Rom aufgegeben — aber nur weil er selbst Rom und die Kirche beherrscht, weil, man kann es ohne Ueber-

treibung sagen, Frankreich heute Rom und die Kirche selber ist. Doch hat der Klerus nie versucht am Concordat zu rütteln, gegen die Ernennung der Bischöfe durch den Staat, die Civilehe, die Civilstandsregister ꝛc. zu agitiren. Er hat den „modernen Staat“ angenommen, weil er einst ihn und durch ihn die Welt zu beherrschen gedenkt. Und sind denn in der That die Infallibilität der Revolution und die Autorität der Kirche, sind die Conception und die Hierarchie des „modernen Staates“ so sehr verschieden von der Conception und der Hierarchie der katholischen Kirche?*)

Bei der geringen Anzahl von Protestanten und Israeliten in Frankreich ist es von wenig Interesse, die Diener der beiden andern „vom Staate anerkannten und bezahlten Culte“ näher zu betrachten. Sie haben wenig oder keinen Einfluß auf den Staat und die Gesellschaft des modernen Frankreichs; während auch in ihrem Wesen und Treiben die Nachwirkung der Revolution nicht zu verkennen ist. Auch hier ist die Religion ein politisches Interesse geworden: alle politisch Conservativen sind in der That streng orthodox, alle Republikaner gehören den freieren Richtungen an; und wie Herr Guizot, so nimmt auch der Großrabbiner Partei für die weltliche Macht,

*) Ein merkwürdiges Phänomen, dessen Räthsel ich nie entziffern konnte, überlasse ich Scharfsinnigeren zur Betrachtung. Das leichtlebige, verständige, nüchterne, redselige Frankreich ist das Land, wo der strengste aller monastischen Orden, die schweigende ascetische Trappe, gegründet worden; sie, die in keinem andern Lande sich je hat erhalten können, hat in Frankreich noch heute verschiedene Stätten, deren furchtbarer Ernst schneidend absticht gegen das weltliche Treiben ringsumher.

weil die „Solidarität der conservativen Interessen" es erheischt. Auch hier, wie in der Moral, wie in der Wissenschaft, wie in der Kunst handelt es sich in Frankreich ja nicht um die Befriedigung eines inneren Dranges, sondern um Fragen der Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, Convenienz und Partei. Die Religion ist eben auch in den Dienst des Interesses, oder offen zu reden, des Egoismus genommen worden, wie alle anderen großen Schöpfungen vergangener Jahrhunderte, aus denen der Geist längst gewichen, der sie einst beseelt und die nur noch wie gespenstische Gerippe herrlicher Prachtbauten in die moderne Welt hineinragen, bald als Stütze, bald als Obdach dienend für die tausendfachen weltlichen Gewerbe eines entgötterten Zeitalters.

3.

Die Parabel vom Perserschah, welcher Auszüge aus seiner reichen Bibliothek anfertigen, dann die Auszüge wieder ausziehen ließ, und so fort, bis er endlich in einem Bande die ganze Weisheit der Weisen in Händen zu halten glaubte — sie scheint für die wunderbare Stadt geschrieben zu sein, die in ihren Mauern alles höhere Leben Frankreichs einschließt. Für die meisten Fremden existirt dieses Paris in Wirklichkeit nicht, für sie ist das große Capharnaum nur ein verhundertfachtes Homburg oder Baden, eine große Vergnügensfabrik, und, je nach ihrem Temperament oder ihren Grundsätzen, berauschen

sie sich auf die roheste Weise in den Producten dieser Fabrik, oder aber fühlen sie sich tugendhaft angeekelt bei dem Anblick all der unheimlichen Feuer und schmutzigen Räderwerke, die sie in Bewegung setzen. Dem ist nicht so für die seltenen Fremden, die der politischen, künstlerischen oder litterarischen Welt angehören, und denen es gelingt — was noch viel seltener der Fall ist — in's wahre Paris einzudringen. Sie fühlen, oder fühlten wenigstens bisher, daß sie da wirklich am „sausenden Webstuhl der Zeit" standen, und zusahen wie ein gut Stück an „der Gottheit lebendigem Kleid" hier gewirkt wurde. Was sie anfangs freilich mehr frappirt, ist: bei jedem Schritt und Tritt auf jene weit verzweigte alles umfassende Organisation zu stoßen, von der ich früher gesprochen, und die keinen andern Zweck hat als die kitzlichste der menschlichen Schwachheiten, die Eitelkeit, zu kitzeln. Bald aber entdecken sie auch wie eine Distillerie aller geistigen — spirituellen und spirituosen — Kräfte einer liebenswürdigen, reichbegabten und thätigen Nation, deren gute und schlimme Eigenschaften zehn Jahrhunderte einer bewegten Geschichte entwickelt und auf die Oberfläche getrieben haben. Solche Fremde allein können sich rühmen das „schöne Ungeheuer" zu kennen, welches Ruhm und Ruin des ganzen Landes ist, Muster eines feinen Gesellschaftslebens und verzehrender Krebsschaden, der die Nation verhindert sich als freies Gemeinwesen zu constituiren.

Man hat tausendmal wiederholt, daß Paris Frankreich ist; aber das Wort will nicht buchstäblich genommen sein, wenn man anders diesen merkwürdigen Mi=

krokosmus richtig verstehen, wenn man begreifen will, was ihn von London und Berlin, von Wien und Rom unterscheidet. Paris zieht nicht allein unaufhörlich an sich, concentrirt und verbraucht das beste, was das ganze Land producirt; es unterwirft es noch einmal einem zweiten Raffinementsproceß, welcher, um die reinste Essenz zu erlangen, die Pflanze selbst vertrocknet. Paris lebt nur von dem neuen Blut, das ihm aus der Provinz zuströmt; sein eigenes Blut hat das Fieber zu arm gemacht, als daß es noch produciren könnte. Der wahre Pariser, der Pariser, der den Fremden bezaubert und den Landsmann mit Bewunderung erfüllt, ist nicht geboren zwischen der barrière du Trône und dem arc de l'Etoile, es ist der Provinzial, der in der Blüthe der Jugend, getrieben von seinem unbewußten Beruf, seinem Talent und seinem Muth, in die Hauptstadt gezogen und sich dort der großen Pariser Schule unterworfen hat. Von jeher war Paris, wie London, das Centrum des geistigen und des politischen Lebens; aber es absorbirte dasselbe nicht. Ein Montaigne und ein Montesquieu konnten noch fern von Paris leben, denken und schreiben; die Parlamente hatten noch Macht und Ansehen, und selbst ein Intendant wie Turgot hatte genug Freiheit der Bewegung, um in seiner Provinz umfassende Reformen durchzuführen. Alles das wäre absolut unmöglich heutzutage. Seit die Napoleonischen Institutionen ganz Frankreich zu einer großen Civilcaserne gemacht, ist die Provinz allen unabhängigen Geistern und Charakteren geradezu unerträglich geworden. Die ungeheure Maschine erdrückt alles, dessen sie habhaft

werden kann, und wehe dem wirklich Bedeutenden, der sich von ihr erfassen läßt. Sein bester Lebenssaft wird ihm ausgedrückt, und es dauert nicht lange, so wandelt auch er eine Larve unter Larven.

Gar viele freilich wissen zu entschlüpfen. Sie wissen selbst nicht, welcher Geist sie treibt, nur eines sind sie sich bewußt: sie wollen nicht ihr Bestes, ihre Individualität, aufgeben, dem Moloch opfern, und so entfliehen sie in das gemeinsame Asyl, den Freihof aller derjenigen, die dem Chinesenthum der Provinz entronnen. Es sind die Besten und die Schlimmsten der Nation; der Abenteurer, der Schwindler, der Verbrecher, aber auch das Genie, das sich keiner Formel, der Charakter, der sich keiner Vormundschaft unterwerfen will, kommen hier zusammen. Der letzte Rest von geistiger Unabhängigkeit und von Unternehmungsgeist hat sich dahin geflüchtet, Im Guten wie im Bösen läßt Paris die Provinz weit hinter sich „in wesenlosem Scheine.“ Da die Wanderlust des Germanen nicht in des Franzosen Charakter liegt. und die Auswanderungslust noch weniger, so wird ihm Paris nicht allein sein Italien und seine Schweiz, sondern auch sein Amerika. Paris ist die Bildungsschule für die Talente, welche zu gut sind für die vorhergesehene Dressur des Staates; es ist das geistige Freudenhaus, wo der Epikureer intellectueller Bildung, der in der Provinz verschmachtet, seine feinsten Genußbedürfnisse befriedigt; es ist der far West, wo alles, was mit Muth, Energie und Talent allein eine Stellung zu erkämpfen hat, sein Glück versucht.

So erklärt sich auch die relative Vorurtheilslosigkeit

des Parisers — die relative, sage ich, denn über seinen Schatten springt niemand, und selbst der beste Pariser bleibt bis zu einem gewissen Grad Franzose in seinem Autoritätsglauben und seiner Furcht sich auszuzeichnen — doch ist er kühn in seinen Ansichten, excentrisch in seinem Thun, wenn er zusammengehalten wird mit dem Provinzialen. Freilich hängt damit auch wieder die dem Pariser meist anklebende Unwissenheit der Realitäten zusammen, wie sie sich in der Presse, dem Theater, dem Roman so grell zeigt. Er lebt außerhalb der provinziellen Routine, in seinen individuellen Anschauungen oder in den die Hauptstadt beherrschenden Idealen — wir würden sagen, Abstractionen — und so entgeht ihm leicht die Wirklichkeit.

Sonderbar contrastirt die Buntscheckigkeit dieser Pariser Gesellschaft mit der trostlosen Monotonie der Provinz. Alles, was sich nun einmal im lebendigen Organismus einer Nation nicht in Rubriken subsumiren läßt, findet der Fremde da vereinigt: da es keinen Verleger, keine Zeitung, wenigstens keine einflußreiche, keinen Kunstmarkt, kein politisches Leben irgend einer Art in der Provinz gibt, so können Künstler und Gelehrte, Journalisten und Litteraten, Politiker und gebildete Genüßler (jouisseurs) buchstäblich nur in Paris leben. Auch der reiche Adelige zieht sich immer mehr nach englischer Sitte auf sein Schloß zurück, und kommt, anstatt wie ehedem seinen ganzen Winter in der naheliegenden Provinzialstadt zuzubringen, im Frühjahr auf wenige Monate nach Paris. Er gibt der Hauptstadt jenes cachet äußerlicher Eleganz, das sie so sehr vor allen andern Capitalen

Europa's auszeichnet. Und der äußeren Eleganz entspricht die innere, wenn das Wort Eleganz nicht gar zu sehr im Widerspruch mit dem Adjectiv stehen sollte. Der französische hohe Adel, der älteste Europa's, der sich aber fortwährend durch den einfließenden Reichthum der hohen Finanz und die Zulassung der ersten Würdenträger des Staates geistig und geldlich flott erhält, hat eine gewisse Freiheit des Tons behalten, die von der Prüderie der Provinz nicht geduldet werden würde. In der That, wer Frankreich von seiner besten Seite kennen lernen will, thut wohl den wohlhabenden Adel auf dem Lande kennen zu lernen. Da hat sich die vie de château in großem Style mit ihrer gesunden Thätigkeit und ihren gesunden Freuden, mit ihrer herzlichen Gastfreiheit und heitren Geselligkeit immer mehr entwickelt, seit der legitimistische Adel (1830) und später auch der orleanistische (1852) so gut wie ausgeschlossen von der großen Politik, nur noch an Municipal- und Departementalverwaltung Theil nehmen konnte, und andererseits die Städte das ausschließliche Feld für die Kämpfe der Radikalen und der jeweiligen Regierung geworden sind. Wer weiß, ob nicht von diesem, gemeiniglich sehr durchgebildeten, und wenn auch im Allgemeinen royalistisch, doch sehr liberal gesinnten Theil der Nation, der sich seit dreißig Jahren wieder practisch im selfgovernment zu üben begonnen hat, am Ende noch die innere Wiederherstellung Frankreichs ausgehen wird? Freilich sind die Tage fern, wo der französische Adel an der Spitze der fortschrittlichen Bewegung stand und sich für die Ideale des 18. Jahrhunderts begeisterte; aber an Geschäftserfahrung, an

Pflichtgefühl, an geistiger Bildung, an Patriotismus, an Feinheit der Sitte, freilich auch an Leichtfertigkeit der Sitten, geht er noch immer wie zu Zeiten Choiseuls der ganzen Nation voran. Männer wie Broglie (der Vater) und Tocqueville, wie Luynes und Charette, würden jeder Aristokratie zur Zierde gereichen. Trefflichst hat sich dieser Adel noch vor wenig Jahren im Kriege bewährt, als er, das Vaterland über die Partei stellend, wie Ein Mann in den Kampf zog, obschon dieser von einer ihm feindlich gesinnten, sittlich wenig achtbaren, politisch unfähigen Faction geleitet wurde, welche sich durch eine Ueberrumpelung schnödester Sorte des Staatsruders bemächtigt hatte. Keine andere Partei, keine andere Gesellschaftsklasse in Frankreich würde einer gleichen Selbstverläugnung fähig gewesen sein.

Neben dem Adel, oft auch im Schoße des Adels, bildet die Deputation eine bedeutende und angesehene Fraction von tout Paris. Außer den großen Städten, die gewöhnlich Journalisten und Advocaten traurigster Notorietät in die Kammer schicken, wird der Deputirte meist unter den gebildetsten und wohlhabendsten Grundbesitzern gewählt: er bildet in dem gesetzgebenden Körper wie in der Pariser Gesellschaft das Element des gesunden Menschenverstandes und das Bindeglied mit der Realität der Provinz. Er macht weniger von sich reden als der zungenfertige Advocat der Linken, leistet aber in jeder Beziehung mehr; sein Urtheil ist gemeiniglich gesund und vorurtheilsfrei. Unabhängig durch Vermögen und Stellung, ist er meist auch unabhängig als Charakter; natürlich ist er in der Regel conservativ und als solcher von

der Linken als Reactionär verdächtigt und von den gehorsamen Dienern „der öffentlichen Meinung" als der gehorsame Diener der jeweiligen Regierung dargestellt. Auch er verbringt die Hälfte des Jahres in Paris.

Man weiß, daß alle großen Finanzunternehmungen des Reiches in Paris ihren Hauptsitz haben: daher die Vertretung der Geldmacht durch ihre intelligentesten Köpfe neben der Vertretung des Grundbesitzes durch seine gebildetsten Leute. Nicht nur alle Versicherungs-Anstalten, Banken, Eisenbahn-Gesellschaften u. s. w. haben ihre Centralbureaux in Paris — alle ehrgeizigen, gewinnsüchtigen, oft ungewissenhaften, immer erfindungsreichen, gewandten und unternehmenden Speculanten ziehen sich dahin, und bringen das Geld in fieberhafte Bewegung, wie die Litteraten und Journalisten die Gedanken in schwindelnde Schwingung versetzen. Man vergesse nicht den hohen und höchsten Beamten: soviel auch die Gunst, die allmächtige, überall eingreifen mag — diese Gunst ist nicht unintelligent. Wenn es auch dem Stärksten und Gewandtesten unmöglich wäre, die Leiter zu erklimmen, ohne daß andere ihm hinaufhülfen, so helfen eben die andern doch nur Starken und Gewandten hinauf. Die Spitzen der Verwaltung und der Justiz sind nie Mittelmäßigkeiten. Die leitenden Beamten Frankreichs, die in Paris ihren Sitz haben, sind ohne Ausnahme eminente Intelligenzen.

Ist es nöthig vom Maler und Bildhauer, vom Dichter und Journalisten, vom Schriftsteller und Gelehrten, vom Advocaten und Arzt, vom Kaufmann und Industriellen zu sprechen? Wer hat nicht Balzacs Ro-

mane gelesen, in denen mit prophetischem Geist die ganze zweite Hälfte des Jahrhunderts vorausgeschildert worden? Welche Tragödien und welche Possen birgt nicht die ungeheure Stadt in ihrem Schoße! Wie viele unterliegen, wie wenige halten sich überm Wasser, von diesen wenigen wie wenige erreichen das Ufer! Welche Illusionen, welche Träume des Ehrgeizes liegen nicht in der großen Nekropole begraben! Und welche Rekruten, zahllos, verzweifelt, verbittert, rachedürstend, liefert das Ungeheuer nicht dem Verbrechen und der Emeute! Aber die wenigen, die sich starken Armes, festen Blickes, unbeugsamen Herzens durchgearbeitet, welche, die vorgeschriebeue sichere Laufbahn der Staatsschule und des Staatsdienstes verschmähend, sich selbst ihre Existenz in täglichem, ja stündlichem Kampf erobert — sie gehören, selbst wenn sie das blinde Glück mehr als verdient gefördert hätte, zu den Besten der Nation.

Auch die Liebenswürdigkeit und Grazie des Pariser Arbeiters, so lange man sich nicht mit ihm auf Politik einläßt, trägt unendlich viel dazu bei, das Leben in Paris angenehm zu machen. Der behende Witz, die Anstelligkeit, die Hülfsbereitheit, der Geschmack, die Höflichkeit, die schöne Sprache, die Lebhaftigkeit, die Redlichkeit des Pariser Handwerkers finden wohl nirgends ihres Gleichen und bilden einen, und nicht den mindesten, jener unmerklichen, beinahe unwiderstehlichen Reize der einzigen Stadt, namentlich wie sie noch vor dreißig Jahren war, ehe noch der durch die großen Bauten veranlaßte Zudrang der roheren ländlichen Proletarier und der Zufluß des fremden Elementes in die wohlhabenden

Classen ihren eigenthümlichen Charakter so sehr verwischt hatten. Wenn aber selbst der ärmste Bettler eine Art von Nostalgie für diese Atmosphäre empfand, wie viel besser läßt sich das Heimweh eines Heine, eines Schlabrendorf erklären, sobald sie der anziehenden, mit allen Reizen einer alten Cultur, mit allen Denkmalen einer großen Geschichte geschmückten Zauberin nur auf Wochen den Rücken wenden mußten.

Zu allen diesen direct producirenden thätigen Bestandtheilen von Paris rechne man nun die contemplativen, die genießenden, die nur indirect producirenden: den Sonderling, der es müde geworden sich in der Provinz angaffen zu lassen; den Skeptiker, der gern in der ersten Reihe des Parquets sitzt, um das Schauspiel der menschlichen Thorheit und Weisheit anzusehen; den Kunstsinnigen und den Feinschmecker geistiger Unterhaltung, der es vorzieht, direct auf dem großen Markt seine Einkäufe zu machen; den Diplomaten, der die Existenz anderer Interessen als die des französischen Staatsmannes fortwährend in Erinnerung bringt; den Fremden überhaupt, so unbedeutend er auch sein möge — leitet er doch immer in den Kreis von einheimischen Ideen, Anschauungen und Gewohnheiten, der, so weit er sei, sich immer erschöpft, ein neues Bächlein, das die Strömung belebt und erfrischt.

Dies die Hauptelemente, aus denen die Pariser „Gesellschaft" besteht, die gewisse Provinzialen so ungeschickt nachzuahmen suchen. Wer nicht in den Kreisen der Provinz gelebt, wo man die Leichtigkeit und Vorurtheilslosigkeit der Pariser Sitten zu äffen sucht; wer

nicht Provinzial-Akademien, Provinzial-Jockey-Clubs, Provinzial-Lorettenwesen, Provinzial-Journalismus kennt — macht sich nur schwer eine Idee von der Rohheit und Plumpheit, deren selbst ein leichter Franzose fähig sein kann, wenn ihm die Natur Talent und Kühnheit versagt hat; wer sie aber kennt, wird schon eine Erholung finden in den correcten, langweiligen, aber anständigen und ehrenhaften Kreisen der gewöhnlichen Provinzialen; mehr noch natürlich, wenn er in die Pariser „Gesellschaft" selbst dringen kann. Freilich wird es einem Deutschen schwerer fallen als irgendeinem andern Europäer, sich von dieser eine Vorstellung zu machen, wenn er nicht vollständig darin gelebt hat. London, Rom, Florenz, wenn sie auch gerade nicht das exquisite gesellschaftliche Leben haben, welches das Privilegium von Paris ist, besitzen wenigstens eine Gesellschaft, d. h. ein Ganzes von Conventionen und Vorurtheilen, die den Codex einer Nation in der Nation ausmachen. Der Deutsche hat nicht nur nicht die Virtuosität des Franzosen, diese nur zu wirklichen Schranken zu verbergen oder doch mit Blumen-Guirlanden zu umgeben — er kennt sie gar nicht. Goethe sagte von Deutschland: es habe keine Komödie, weil es keine Gesellschaft habe, und selten ist ein wahreres Wort gesagt worden. Die Herrschaft der Mittelklassen, die übertriebene Decentralisation, der Mangel an materiellem Wohlstand, die Abwesenheit des Formensinns, die Furcht vor der Lüge — alles hat dazu beigetragen, ins deutsche Leben ein gewisses Sichgehenlassen einzuführen, welches verbietet, sich den geringsten Zwang aufzuerlegen, sowie eine gewisse Rauh-

heit, die für Offenheit gilt. Aus Furcht, affectirt zu erscheinen, wagt der Deutsche selbst nicht, seine Ideen, deren Reichthum Frau v. Staël so auffiel, in Relief zu bringen; dieser Mangel an Inscenesetzung aber läßt sie im Zustande von rohen Diamanten, und nur die geschliffenen Steine glänzen. Kein Land hat mehr Individualitäten als Deutschland, und da sie sich nicht in die Uniform der Mode stecken, treten sie noch mehr hervor; weil sie aber zu gar keiner gegenseitigen Concession bereit sind, endigt es gewöhnlich damit, daß sie auf einander prallen oder sich vermeiden. Dabei der Ernst des Deutschen, der nicht, wie der Pariser, über die Fragen hinzugleiten versteht, und der, wenn er nicht insistirt und ergründet, ungewissenhaft zu sein und sich der „Oberflächlichkeit" schuldig zu machen glaubt. Die Furcht, andern etwas Liebenswürdiges zu sagen und so seine eigene Würde durch eine schnöde Schmeichelei zu compromittiren, eine Wahrhaftigkeit, die nicht mit sich reden läßt, die Abwesenheit von Vorurtheilen und Convenienzen, der Mangel großer und gemeinschaftlicher Traditionen — alles das macht, daß Deutschland, daß Berlin keine Gesellschaft besitzt, wie die, welche den happy few unter dem Namen von tout Paris bekannt ist. Da sich aber nun zu diesen geselligen Annehmlichkeiten der Freiheit und des Witzes, der Anmuth und der Höflichkeit, die materiellen Annehmlichkeiten eines sanften Klima's und exquisiter Lagerstätten, trefflicher Küche und edlen Weines gesellt, so ist's einem Deutschen eben nicht zu verargen, daß er sich in dieser Atmosphäre wohl fühlt, nachdem er vaterländischem Kalbsbraten und saurem Rheinweine,

schmalen Betten und rauhem Nordwinde, indiscreter Theilnahme und schwerfälligem Ernste glücklich entronnen ist. Auf die Dauer wird's ihm aber doch zu schwül, selbst in dieser so künstlich und so künstlerisch producirten Luft, in welche das reinigende und erfrischende Element der Wahrheit, das kein Germane gerne misset, nimmer eindringt nnd er empfindet eine wahre Sehnsucht nach göttlicher Grobheit und dampfendem Sauerkraut.

Auch existirt neben diesem tout Paris noch ein anderes Paris, das an Geist und Charakter eben so weit unter der Provinz steht, als das hier analysirte über ihr steht, und dieses zweite Paris ist leider das bei weitem zahlreichste. Paris hat seine Provinz in seinen eigenen Mauern, und welche Provinz! Alle die Vorurtheile und Engherzigkeiten der Departements, mit all der Aufgeblasenheit und der moralischen Corruption, die sich unter den Auserwählten des Talents und der Thatkraft zur Noth entschuldigen lassen. Ja, man kann sagen: das Ideal, der Prototypus, die platonische Idee des Provinzialen, ist der Provinziale von Paris, Mr. Prudhomme. Seine Zahl ist Legion. Alles, was nicht zu den „Nomaden" gehört, wie Baron Haußmann die eingewanderte Bevölkerung nannte, gehört zu dieser hauptstädtischen Provinz. Paris ist steril wie alle großen Hauptstädte. Nur mit Mühe dürfte man einen bedeutenden Schriftsteller, Dichter, Künstler, Staatsmann aufzählen können, der in Paris geboren — und doch zählt Paris ein Zwanzigstel der Bevölkerung des Landes. Der Vater hat alle seine Kraft im Kampf um die Existenz ausgegeben — er hinterläßt einen Sohn ohne Kraft und Saft.

Die Eitelkeit, ein Pariser zu sein, d. h. einer der ersten in der ersten Nation der Welt, braucht ihm nicht anerzogen zu werden: er schlürft sie ein mit der Luft, die er athmet. Suffisance, Blasirtheit, Altklugheit, Gefallen an hohlem Wortwitz, Kitzel des Epiderms, Bedürfniß künstlicher Aufregung, Unruhe ohne wahre Leidenschaft, Spötteln und Besserwissen, Frondiren und Oppositionmachen und dabei blinde Unterwerfung unter die ephemerste Autorität, sind seine charakteristischen Merkmale: geistige Sterilität und moralische Feigheit deren natürliche Folgen. In einem Wort: alle Vorurtheile und Kleinlichkeiten der Provinz, ohne die Gesundheit, den einfachen Verstand, die Sittlichkeit der Provinz. Da nun aber doch die eigentlichen Pariser, d. h. die jung eingewanderten Provinzialen, die Ueberlegenen sind, sich als solche fühlen und auch als solche gefühlt werden, läßt sich die Masse der Eingeborenen von ihnen, ohne es zu wollen und zu wissen, blindlings leiten. Schon Rabelais nannte die Franzosen eine race moutonnière; aber welcher Franzose käme darin dem gebornen Pariser gleich, den nur Dante's pecorelle in dieser Gelehrigkeit erreichen:

„E ciò che fa la prima e l'altre fanno.“

Ja, es kommt zuweilen das merkwürdige und gefährliche Phänomen vor, daß dieser consensus denen selbst über den Kopf wächst, die dem Pariser bourgeois seine Ansichten verfertigt haben, und sich nun, nachdem sie lange selbst darüber hinaus gekommen, jener längst abgethanen ranzigen Anschauungsweise bei Strafe der Unpopularität unterwerfen müssen. Und welcher Franzose wüßte die

zu ertragen? In jeder Revolution der vulcanischen Hauptstadt gibt es Gelegenheit, dieses Walten der Nemesis auf der That zu ertappen. Das Blut, das die „öffentliche Meinung" vergossen, die Kriege, die sie entzündet, der Wohlstand, den sie zerstört, die Dynastien, die sie gestürzt — haben ganz Paris, ja ganz Frankreich mit Trümmern, Schmutz und Unkraut bedeckt, und ein Wunder ist es nur, daß überhaupt auf einem solchen Boden noch irgendwelche Früchte gedeihen können.

IV.

Geistiges Leben.

Es dürfte dem Geschichtsphilosophen schwer werden einen interessanteren Gegenstand für seine Betrachtungen und einen dankbareren Vorwurf für seine Darstellungen zu finden als die parallele Entwickelung der politischen und litterarischen Ideale der Franzosen in den letzten drei oder vier Jahrhunderten. Die stets wachsende Herrschaft des Allgemeinen über das Besondere, des Abstracten über das Concrete, der Schablone über das Individuum, läßt sich Schritt für Schritt verfolgen, bis zum endlichen entschiedenen Siege des Rationalismus über Intuition, Instinct und Phantasie. Die Geistes- und Charakter-Anlagen, wie sie sich in der Litteratur des 15. Jahrhunderts offenbaren, sind natürlich im wesentlichen dieselben geblieben; auch strömen sie weiter in den beiden Geschmacksrichtungen, der enthusiastisch-rhetorischen und der skeptisch-nüchternen, welche sie von Anfang an ergriffen; aber der Strom wird immer seichter und einförmiger und schleicht endlich, beinahe vollständig canalisirt, in gerader Linie zwischen flachen nackten Ufern dahin. Frei-

lich kommen noch immer, ja häufiger noch als vordem, vulcanische Stöße und Ausbrüche, wodurch der überwundene nicht vernichtete, Instinct sein unheimlich fortwirkendes Leben kund gibt, die Erde gewaltsam aufreißt, Felsentrümmer und siedende Lava in des ruhige Bett schleudert, dessen eklen Schlamm aufregt, den Strom staut, ihn in eine andere Richtung zu lenken droht; aber bald besiegt durch die Wucht der Masse, läßt er diese wieder breiter und bleierner als je über sich dahin schwemmen.

Wer sollte nicht schon in François Villon den Keim entdecken, der sich in Béranger zur Blüthe entwickelt? Aber das Unbewußte und Naive ist hier zum Gewollten und Systematischen geworden. Nur die Nation, in welcher Genies wie Rabelais und Lafontaine, Talente wie Piron und Parny die Zote ex professo zu behandeln sich herbeiließen, konnte in unserem Jahrhundert einen Théophile Gautier und einen Baudelaire hervorbringen. Wer erkännte nicht in Sainte-Beuve die Züge der großen Ahnen Montaigne und Bayle? Wem könnte die Familienähnlichkeit zwischen Corneille und Victor Hugo entgehen? Wer wollte leugnen daß selbst in einem Papierverderber wie Edmond About ein Aederchen Voltaire'schen Witzes rinnt? Aber wie abgeschwächt, wie verarmt, wie veräußerlicht ist das alles! Das Werk der Entmannung aber, langsam vorbereitet durch die alte Monarchie, ist vollzogen worden durch die große Revolution, wenn schon die Folgen sich naturgemäß erst nach einem halben Jahrhundert in ihrer ganzen Ausdehnung zeigen. Die Generation, welche von 1825 bis 1840 Frankreich mit einer beneidenswerthen Litteratur be-

schenkte, ein reizender Nachsommer des 18. Jahrhunderts, war noch kein recht eigentliches Product der neuen Gesellschaft und des neuen Staates: diese producirten ihren Homunculus erst nach den fünfziger Jahren. Aber schon jenes glänzende Geschlecht der Guizot und Thiers, Cousin und Villemain, Lamartine und Hugo, Thierry und Mignet, George Sand und Balzac, ja selbst Musset und Mérimée — im Grunde variirten sie doch nur mit Talent, einzelne sogar mit Genialität, überkommene Gedanken: nicht eine neue bahnbrechende Idee, wie etwa Herders oder Kants, Bacons oder Locke's, Montesquieu's oder Voltaire's, setzten sie in Umlauf. Und es wäre ungerecht diese von ihnen zu verlangen: waren sie doch Dichter, Künstler, Erzähler, nicht Denker, Erfinder, Männer der Wissenschaft. Die Leitung der geistigen Bewegung Europa's aber ist stets in der Hand Dieser, nicht Jener gewesen; und nur zufällig traf zuweilen die Blüthe der Kunst und die kühnste Thätigkeit des Gedankens bei einem Volke in demselben Zeitpunkte zusammen. Uebrigens war bei der reichbegabten Dichter- und Künstlerschaar der zwanziger und dreißiger Jahre, wenn nicht im Wesen, wenigstens in der Form noch eine gewisse Originalität, eine, wenn ich mich so ausdrücken darf, stylistische Phantasie geblieben, die heute, nach dem definitiven Durchdringen der rationalistischen Weltanschauung, der fast mathematischen Ausdrucksweise des modischen höheren Lustspiels, der platten Farblosigkeit des Revue-Styls oder der nachlässigen Schmiererei der neuesten Roman- und Zeitungsprosa Platz gemacht. Es ist eben mit der Litteratur wie mit dem öffentlichen Leben Frankreich's: die

großen Eigenschaften des französischen Geistes, wie des französischen Charakters, sind, wenn auch nicht neutralisirt, so doch vollständig in Schatten gestellt, den Schatten ängstlich suchend, seit das leere Geschwätz und die geschäftige Nichtsthuerei eitler faiseurs sich so breit in den hellen Vordergrund gedrängt haben. Jene ausgezeichneten Eigenschaften leben indeß wohl noch unbemerkt, aber kräftig fort in der Thätigkeit der höheren Bureaukratie und in dem Betriebe der exacten Wissenschaften, während in der Litteratur, wie in der Politik, beinahe jede Spur davon verschwunden ist. Selbst in dieser Entartung lassen sich indeß noch die beiden Geschmacksrichtungen, auf die ich oben angespielt, deutlich nachweisen. Der Enthusiasmus ist zum Wortrausch geworden; der Skepticismus ist in Blasirtheit ausgeartet; aber formell lebt die declamatorische Tradition Bossuets und Corneille's, Buffons und Rousseau's, Cousins und Hugo's noch in Jules Favre's Beredsamkeit, wie in Laprade's Versen. Die feine und geschmackvolle, schlichte und klare, zuweilen beinahe nüchterne Weise eines Fénelon, eines Voltaire, eines Mérimée hat in Prévost-Paradol und John Lemoinne nicht ganz unwürdige Nacheiferer; aber freilich der durch seine Schmucklosigkeit und Einfachheit bezaubernde Vers eines Racine oder Musset existirt so gut wie nicht für die jetzige Generation von Reimklinglern — Epigonen der Epigonen *). Was nun gar die

*) Die Dichterschule des zweiten Kaiserreichs von Baudelaire bis auf Coppée steht ganz unter dem Einflusse Théophile Gauthiers, der selber wieder ein Nachgeborner des großen Geschlechts von 1830 war.

wirklich Sprachgewaltigen, die plastisch Schöpferischen, in gebundner, wie ungebundner Rede, was die Montaigne und Rabelais, die Pascal und Régnier, die Lafontaine und Molière anlangt, so sind sie spurlos verschwunden zugleich mit der schöpferischen Kraft der Nation überhaupt. Für das Talent mag noch eine Art von Spielraum gelassen sein in dem correct beschnittenen Garten des französischen Lebens, wie er sich nach den Entwürfen des großen politischen Lenôtre gestaltet hat; das Genie kann und wird nicht so leicht wieder darin aufkommen.

1.

Eine gemachte Litteratur, wie die französische der fünfundzwanzig letzten Jahre, in Rubriken zu theilen, wird ja wohl kein Vergehen sein, und so möge es erlaubt sein darin drei Hauptgruppen zu unterscheiden: die der unterhaltenden, die der langweiligen, die der bedeutenden Litteratur. In allen werden wir die früher beobachteten geistigen Eigenschaften der Franzosen, insbesondere die Intelligenz, ihre Charakter-Anlagen, namentlich die Lust am Schein, endlich die gesellschaftlichen Verhältnisse, vornehmlich die Pariser, wiederfinden.

Die leichte Litteratur ist ein Product der französischen Nation, um welches wir Deutsche sie nicht genug beneiden können. Man denke an die Hunderte, ja Tausende von

amüsanten Vaudevilles und Intriguenstücken, Romanen und Novellen, denen wir durchaus nichts Gleiches an die Seite zu stellen haben. Ein deutscher Schriftsteller hält sich für entehrt wenn er seine Leser „unterhalten“ soll: er glaubt sich dadurch zur Rolle eines Hofnarren des Publicums erniedrigt, und die Prätention jedes halbwegs erfinderischen Geistes auch seinen „Wilhelm Meister“ zu liefern, erstickt das bißchen Gestaltungskraft, das überhaupt in unserer Natur liegt. Wir haben nun einmal kein schöpferisches Genie, unsere künstlerische Begabung liegt nach der musikalisch-lyrischen, nicht nach der plastisch-dramatischen Seite hin. Die wenigen aber, deren Talent ausreichte um einfach und anspruchslos à la française oder à l'anglaise zu unterhalten, sind so hochmüthig behandelt worden von unsern allmächtigen Kritikern, daß niemand mehr ihrem Beispiel folgen mag; mit welcher Verachtung sprechen nicht unsere Litterarhistoriker von einem Kotzebue, einem Zschokke, einem Willibald Alexis oder einem Spindler!

Wenn die Leichtigkeit der Rede und der Schrift, der immer sprudelnde Witz, der anmuthige Leichtsinn, das Bedürfniß zu unterhalten und unterhalten zu werden, die den Franzosen angeboren sind, sich mit ästhetischer Anspruchslosigkeit vereinigen, so entsteht ein Product, das freilich „schnell und spurlos“ vorübergeht, wie „des Mimen Kunst, die wunderbare“, aber, wie diese, seinen Zweck vollständig erreicht hat, wenn es Tausenden nur Einen Tag der Zerstreuung und Erheiterung gebracht. Wer wird je die paar Stunden bereuen, die er vor einem Scribe'schen Intriguenstück zugebracht, oder in denen er

einen historischen Roman Alexandre Dumas' gelesen? Es ist rasch hingeworfene Coulissenmalerei; aber welches Leben, welche Mannichfaltigkeit, welche gründliche Heiterkeit! Auch Kraft ist meist darin, und bei einem Dumas wenigstens ist man versucht zu glauben, daß er mit Concentration, Sorgfalt, Ernst — d. h. freilich, wenn er nicht Alexandre Dumas gewesen — das Höchste hätte erreichen können.

Aber selbst so wie sie ist, hat diese leichte anspruchslose Schriftstellerei und Kunst der Franzosen, eben durch ihre Leichtigkeit und Grazie, viel mehr künstlerischen Werth als die der Deutschen und Engländer, wie auch ihre bedeutenden Leistungen auf diesen Gebieten den unseren an Tiefe nachstehen können, sie an Formenschönheit aber gewiß übertreffen: man vergleiche einen Soulié und Paul de Kock mit unsern August Lafontaine und Zschokke, der bildenden Künstler nicht zu gedenken.

Auch in dieser Unterhaltungsliteratur steht freilich die jetzige Generation ebensosehr wie in der bedeutenden gegen die vorhergehende Generation zurück: einen Montépin, einen Ponson du Terrail, einen Gaboriau dürfen wir keinem Frédéric Soulié, keinem Dumas Vater, keinem Méry; einen Labiche, einen Lambert Thiboust, selbst einen Sardou keinem Mélesville oder Scribe vergleichen; aber sie haben doch alle noch Eigenschaften, die wir umsonst im deutschen Roman und auf der deutschen Bühne suchen: Humor, spannendes Interesse und flüssige natürliche Diction.

Ein Genre dieser Literatur, das ganz unserm Jahrhundert angehört, das Genre des Greuelhaften, ist viel-



leicht am tiefsten gesunken. Die indessen immer noch fortdauernde Existenz, ja Zunahme desselben erklärt sich aber ebenfalls zum größten Theil aus den seit der Revolution herrschend gewordenen Ansichten und Lebensgewohnheiten, aus den seitdem angewandten und durchgeführten Principien und aus der gesellschaftlichen Lage der Schriftsteller. Der Schreckensroman wie das Schreckensmelodrama wenden sich nicht allein an die ungebildete und corrumpirte Masse der Hauptstadt, die feinerer und edlerer Kunstgenüsse unfähig ist und deren abgespannte Nerven stürmisch aufgeregt sein wollen; sie sind auch von jungen Abenteurern oder in der hauptstädtischen bohème graugewordenen outlaws verfertigt. Beinahe alle belletristischen Schriftsteller Frankreichs — wenigstens diejenigen, die noch etwas Eigenheit, Talent und Kraft in ihren Werken an den Tag legen — sind des déclassés, d. h. sie gehören nicht der geordneten bürgerlichen Gesellschaft von Paris, geschweige denn der Provinz an. Wie sollten sie zahme Familienromane schreiben, wie brave deutsche Ehemänner oder ewig jungfräuliche englische Blaustrümpfe, die oft ihre Provinzialstadt nicht verlassen haben? Die Phantastik im deutschen Sinne hat die Natur dem Franzosen versagt, und die ihm angeborene Phantasie, eine äußerst lebendige Kopfphantasie, hat die Erziehung systematisch zu ertödten gesucht, während die Gesellschaft sich bestrebt das Leben so vorhergesehen und geregelt als möglich zu machen. Entweder gelingt es ihnen, dann erfolgt eben die gewünschte und angestrebte Sterilität; oder es gelingt

ihnen nicht, dann provociren sie eine Reaction gefährlichster Art. Dies ist bei unbändigen Naturen, bei begabten Geistern, bei haltlosen Charakteren und genußsüchtigen Temperamenten leicht der Fall. Die Einbildungskraft sucht dann ihre eigenen Wege, corrumpirt sich, wirft sich auf's Gräuelhafte oder Unzüchtige, gibt sich darin vollen ungezügelten Lauf; die gesunde dichterische Phantasie, die sich hätte entwickeln können, macht einem krankhaften Deliriren, das freie individuelle Leben, das die Natur angestrebt hatte, einer ungebundenen, wüst willkürlichen Existenz Platz. Je greulicher aber die Elucubrationen einer so erregten Phantasie, desto mehr Anklang finden sie theils bei der rohen leidenschaftlichen Menge, theils bei den Gelangweilten und Leeren der Mittelclasse. Ist aber der Absatz der Waare bedeutend, so füllt auch der Fabrikant rasch seine Taschen, um sie eben so rasch wieder zu leeren, und der junge Autor geht immer weiter auf dem einträglichen Wege, der ihn zu immer tiefern Abgründen führt. Sein Leben ist fortan getheilt zwischen der Orgie und der fieberhaften Production: er sieht nur Courtisanen oder litterarische und künstlerische Zigeuner, wie er selbst; wenn's besser geht, Journalisten, die sich noch nicht zu einer gewissen Regelmäßigkeit des Lebens aufgerafft, oder Schauspieler und Schauspielerinnen, die es in Frankreich eben noch nicht, wie bei uns, zu einer geachteten bürgerlichen Existenz haben bringen können; im besten Fall eine Gesellschaft, die nur der Hauptstadt eigen, und die weder den correcten Kreisen der bourgeoisie, noch dem officiel-

len Laster angehört: mit einem Worte den demi-monde.*) Die bürgerliche Ehe und das Familienleben, geordnete Verhältnisse in einem Worte, sind ihm unbekannt: er schildert die Welt, wie sie ihm in der blauen Punschflamme und dem Tabakrauch des Estaminets oder aber am Spieltisch und an der glänzenden Soupertafel der Halbwelt erscheint; er steht außerhalb der Gesellschaft, und nach seinen Schilderungen das Pariser oder gar das französische Leben im allgemeinen zu beurtheilen, wäre unbillig und bewiese wenig Scharfblick. Die gesittete Gesellschaft aber, welche unter der Monotonie der Wirklichkeit leidet, genießt diese Greuel- und Kitzellitteratur wie würzige Speisen und schäumenden Champagner. Ist ihr daraus im Ernst ein Verbrechen zu machen? Und thun wir Deutschen, die wir nicht die Entschuldigung eines traurigen Staatslebens, einer eintönigen Gesellschaft, einer alles Individuelle ertödtenden Erziehung haben, die wir auf allen Gebieten Freiheit der Bewegung und Entwicklung genießen — thun wir nicht dasselbe? Oder wie käme es, daß diese französische Litteratur des Ehebruchs, Loretten- und Verbrecherthums so bekannt in Deutschland ist, daß unsere Leihbibliotheken mit Uebersetzungen aus dem Französischen überfüllt und daß Jacques Offenbach's unzüchtige Parodien, sowie

*) Der demi-monde ist durchaus nicht mit der Loretten-Wirthschaft zu verwechseln, wie man es in Deutschland zu thun pflegt. Er bildet einen etwas „wurmstichigen" Theil der Gesellschaft, den die correcteren Kreise zu vermeiden suchen, dem aber nichts bestimmtes vorgeworfen werden könnte, das eine förmliche Ausschließung autorisirte.

V. Sardou's geistreiche, aber gewiß nicht allzumoralische Parisiana auf allen unsern Bühnen zu finden sind?

Und da wir der geist- und geschmacklosen Unfläthigkeiten Erwähnung gethan, welche in den letzten zwanzig Jahren alles Schöne und Hohe beschmutzt haben, während sie früher doch wenigstens ihren reservirten Platz hatten, dem man ausweichen konnte, so sei auch jener Art leichter Unterhaltungslitteratur mit einem Worte gedacht, welche den Franzosen eigenthümlich ist, und die sie unter hundert Namen, als gaudriole, grivoiserie und — höchst bezeichnend! — als gauloiserie cultiviren. Auch sie hat ungemein gelitten unter der cynischen Rohheit einerseits, der heuchlerischen Wohlanständigkeit andererseits, welche seit den letzten dreißig bis vierzig Jahren die gesellschaftlichen Sitten Frankreichs so wesentlich modificirt haben. Sie ist plumper, obscöner geworden als sie es im vorigen Jahrhundert war, wie denn auch die Unterhaltung der Männer unter sich, selbst der gebildetsten, auf derlei Gegenständen heutzutage mit einem rabelaisischen Behagen und einer nackten Schamlosigkeit verweilt, die dem feinen Franzosen der Mérimée'schen Schule, dem Meister in der Gazedrapirung, ganz fremd waren.

2.

Eine ehedem in Frankreich ganz unbekannte Waare, die correcte langweilige Litteratur, ist entschieden als ein Product der modernen Zustände zu betrachten; es ist die

wahre Litteratur der Impotenz. Sie macht sich im Theater und im Roman, in der Geschichte und der Kritik, der Philosophie und der Poesie breit; sie ist die tägliche Nahrung der Mittelmäßigkeit, der Stolz der Mittelmäßigkeit, das Erzeugniß der Mittelmäßigkeit; und da diese überall die ungeheure Mehrheit der Gebildeten ist, so erklärt sich die ephemere Popularität dieser Art Litteratur sehr wohl. Nach wenigen Jahren kommt das Urtheil der Wenigen doch wieder zu seinem Recht; die fashionablen Tennyson und Feuillet versinken wieder in ihr nichts, und hell am Firmament strahlen wieder die Byron und die Musset, deren Glanz der Neid des geistigen tiers état für Augenblicke hat umnebeln können. Nirgends aber ist diese Litteratur mit mehr Erfolg und allgemeiner als in Frankreich unter dem zweiten Kaiserreich cultivirt worden, was sich zur Genüge erklärt, wenn man bedenkt, daß die geistige Mittelmäßigkeit keines Volkes geschickter ist, sich mit einem täuschenden Schleier zu umgeben, als die der Nation, welche stets das estre dem paroître geopfert hat. Wären nomina nicht odiosa, so wäre hier ein Heer von Unberufenen zu nennen, welche Frankreich mit todtgebornen Kindern beschenkt.

Die Autoren dieser anständigen Werke sind entweder Professoren, die in der Provinz leben, und doch auch gern in einer Pariser Zeitung genannt sein möchten, oder aber tugendhafte Familienväter, die in der Hauptstadt wohnen, und deren Stellung es mit sich bringt, daß sie alle drei Jahre ein Buch in die Welt schicken müssen. Bald sind's sittliche Dramen oder Ge-

dichte, wo Grammatik, Prosodie und Moral gleich gewissenhaft respectirt sind; oder anständige Romane, welche die Gesellschaft höchst spießbürgerlich gegen die genialen Angriffe einer George Sand oder eines Balzac vertheidigen; öfter noch Geschichtswerke oder litterarhistorische Studien, worin einem Niebuhr und Augustin Thierry, einem Lessing oder Sainte-Beuve gezeigt wird, was „gesunde Traditionen“ und „reiner Geschmack“ sind, und allen gefährlichen Neuerungen mit sittlicher Entrüstung entgegengetreten wird. Zuweilen auch sind's methodische Revue-Artikel, nach Chrienart componirt, worin irgend ein artiges Skandälchen geheimer Hof- oder Dichtergeschichten aufgetischt wird, damit der tugendhafte Herr Verfasser daran ein Thema für seine Moralpredigt finde.

Da sagt sich ein Herr, der gern in das Institut kommen, oder seinen Namen in den Journalen lesen, oder ein rothes Bändchen im Knopfloch, oder ein bewunderndes Compliment in der Abendgesellschaft erwischen möchte: „Ich muß doch wieder einmal ein Buch schreiben; wo finde ich gleich einen Gegenstand? Halt, da ist was. Wie, wenn ich ein Werk schriebe über Sannazar oder über Roswitha? Das ist gewiß noch nicht geschrieben worden. Oder, besser noch, über Bossuet oder Pascal, betrachtet als Kritiker! Oder, jetzt hab ich's, über Labourdonnaye's indische Expedition: das soll was werden wie Macaulay's Lord Clive oder Warren Hastings.“ Gesagt, gethan. Fremde Sprachen kennt der Herr zwar nicht; auch weiß er von der Umgebung, dem Vor und Nach seines Gegenstandes nichts. Aber wozu sind denn Conversationslexika uud Kataloge da? Wozu Uebersetzun-

gen? Schnell suchen wir, was etwa darüber geschrieben worden im Auslande, lassen wir's uns übersetzen oder excerpiren; lesen wir auch eine Quelle oder die andere; es wird schon gehen. Und richtig, nach zwei Jahren erscheint ein anständiger, gesitteter Octavband; correct geschrieben, correct gedruckt und namentlich correct gedacht. Die Composition läßt nichts zu wünschen; nach einem kleinen unfehlbaren Recept sind die Porträte, die allgemeinen Betrachtungen, die dramatischen Erzählungen angebracht: ein höchst vorwurfsfreies Buch ist producirt; der wohlhabende Bürger kauft es, läßt's binden und stellt's in seine Bibliothek; der Herr Verfasser aber bekommt, wenn er ein Professor ist, einen Preis vom Institut; ist er ein unabhängiger Rentner, der auch nicht die geringste Entschuldigung hat, ohne Noth die Druckerpressen haben seufzen zu lassen, so kann ihm das Kreuz der Ehrenlegion auf die Dauer nicht entgehen. Ganz ebenso verfährt der Fabrikant moralischer Theaterstücke und Romane. Gewöhnlich arbeitet er sehr langsam, denn die Muse hat ihm nicht gelächelt; und obschon sein procédé leicht zu erlernen ist, so muß er doch lange suchen, ehe er den Inhalt zusammengestoppelt hat. Erscheint nun alle vier Jahre ein solches Werk eines „gewissenhaften" Dichters, so ist der Jubel groß im Lande der Philister. Die ganze löbliche Nation empfindet Vaterfreuden: erkennt sie doch ihre eigenen Züge wieder in den tugendsamen Helden und Heldinnen, die sich hübsch convenabel verheirathen, nachdem sie fünf Acte lang oder durch fünfzig Kapitel ihre convenablen Skrupel in convenablen Versen oder convenabler Prosa

auseinandergesetzt haben. Daß aber das sittsame Werk an seine Adresse gelange, d. h. daß ein gestrenges Philisterium auch erfahre, welche neue Freude ihm geworden ist, dafür sorgen die Freunde des Herrn Verfassers. In der That, kaum ist das Erzeugniß glücklich im Druck, so beginnt die réclame schon. Gegen einen allenfallsigen Gegendienst läßt sich jedes Mitglied der großen litterarischen Freimaurerei bereit finden, das neue Buch — natürlich ohne es vorher zu lesen — anzupreisen: und die Sitte ist so in's schriftstellerische Leben eingedrungen, daß selbst der würdevollste Autor es ganz natürlich und nicht im Geringsten demüthigend findet, alle Bekannten, brieflich und mündlich, mit seiner Bettelei um eine Recension anzugehen. Sollte aber sich ja ein Mann finden, der zu stolz wäre, sich dazu herabzulassen, so kann er sicher sein, daß sein Werk, sei's auch das Verdienstlichste, in Stillschweigen begraben wird. Der arme Recensent hat seine Hände voll zu thun, wenn er nur alle seine Freunde bedienen soll; wie mag er Zeit finden, Werke zu lesen und zu besprechen, deren Verfasser ihm unbekannt sind? Unparteiische Berichte aber oder einfach anspruchslose Inhaltsangaben von neuen Büchern, wie in deutschen Blättern, sind durchaus unbekannt; alles Recensiren beruht ausnahmslos auf Kameraderie; alle Schriftsteller, wenigstens alle mittelmäßigen, bilden eine unsichtbare Versicherungs-Association und das gegenseitige Interesse aller Theilhaber ist selbst stärker als religiöse oder politische Parteiung.

Jene Schule nun der Mittelmäßigkeit — der Name der Anhänger ist Legion — tauft sich gern selbst wohl-



gefällig mit dem Namen der école du bon sens: es ist aber nicht der alte gute französische bon sens à la Montaigne und Molière, der rücksichtslos zürnend zwischen alberne Convenienzen und lächerliche Eitelkeiten durchfuhr; es ist der bon sens der Routine, die alles Bestehende schön und vortrefflich findet, niemanden vor den Kopf stößt, kein Vorurtheil verletzt, jede eigene Ansicht für geschmacklos, jede unabhängige Handlung für unanständig hält. Dem immer etwas abstracten und absoluten französischen Geist ist es eben gelungen im „modernen Staat" seine Logik durchzusetzen, das rationalistische Ideal ist verwirklicht, folglich ist alles unübertrefflich. Daß diese Verwirklichung, wie die gerühmte Gleichheit, Gerechtigkeit, Freiheit, nur in der Form, nicht im Wesen besteht, ist einerlei; um die Wahrheit hat sich ja der Franzose in seiner besten Zeit wenig gekümmert — wie sollte er, auf dem Punkt, auf dem er jetzt steht, sich viel Sorge darum machen, ob der ganze „moderne Staat" eine Lüge ist, oder nicht? Genug, die französischen Staatseinrichtungen, die französische Gesellschaft, der französische Geschmack haben ihren Ausgangspunkt in abstract unanfechtbaren Principien: ergo sind französische Staatseinrichtungen, Gesellschaft und Geschmack ebenfalls unanfechtbar: Aha,

Tu non credesti ch'io loico fossi,

mag der gefährlichste aller Teufel, der Verstandeshochmuthsteufel, mit seinem Dante'schen Collegen ausrufen.*)

*) Um ein Beispiel anzuführen, wie sehr der französische Geist selbst in den Besten sich vom Schein, vom Sophismus, vom glänzenden phrasenhaften Raisonnement verdutzen läßt, mag,

Glücklicherweise erzeugt Frankreich, wenn auch in weit geringerem Maß als vor vierzig bis fünfzig Jahren, noch immer eine wirklich nicht unbedeutende Litteratur, welche den wählerischen Appetit der ästhetischen Feinschmecker, wie den gesunden Heißhunger des unverdorbenen Gaumens gleicherweise befriedigen kann. Freilich einen Historiker ersten Ranges, wie Augustin Thierry, einen feinfühligen Biographen wie Sainte-Beuve, einen Künstler wie Mérimée, einen Redner wie George Sand, einen Dichter wie Musset, einen Beobachter wie Balzac, hat unsere Generation nicht aufzuweisen; aber sie hat in Renan und Taine, in Montégut und Sarcey, in Prévost-Paradol und J. J. Weiß, in Flaubert und Augier, doch noch immer achtunggebietende Nachfolger.

Was aber die Kritik anbelangt, so ist es nicht zu verwundern, daß sie auftritt nachdem der letzte Funke der schöpferischen Kraft in der Nation erloschen ist; weit auffallender ist das Phänomen der deutschen Entwicklungsgeschichte, in welcher die Kritik der originalen Dichtkunst vorausging. Wir schreiben hier keine Litteraturgeschichte, aber vergessen darf's auch in einer Skizze des

außer dem Erfolg von V. Hugo's Misérables, die ganz auf einer sophistischen Lüge beruhen, eine ausnahmslos bewunderte Stelle seiner „Année terrible" citirt werden. Der Brandstifter der Commune, dem vorgeworfen wird, die Bibliothek des Louvre verbrannt zu haben, antwortet dans un vers bien amené: Was wollt ihr? Je ne sais pas lire. Nun ist kein Franzose, der nicht wüßte, daß alle Pariser Revolutionäre, Communards und Socialisten ohne Ausnahme nur allzu gut lesen können: meist sogar gerade durch schlechte Lectüre verdorbene Subjecte sind. N'importe: das Wort ist schlagend, macht Effect; ob's wahr ist oder eine Lüge, das soll nichts verschlagen.

geistigen Lebens der Nation nicht werden, daß die französische Kritik eigentlich erst in diesem Jahrhundert entstanden ist, daß sie, von Villemain begründet, durch Sainte-Beuve zur Vollendung gebracht worden, von ihm ihren speciellen Charakter, den psychologisch-biographischen, erhalten hat; daß endlich die letzten zwanzig Jahre die feinsten und bedeutendsten Erzeugnisse dieses in Frankreich noch so jungen Litteraturzweiges haben entstehen sehen. Montégut's Tiefe, Renan's Feinsinnigkeit und unübertroffene Kunst, Taine's kühne Systematik und reiche Palette, Sarcey's Offenherzigkeit und Vorurtheilslosigkeit, Paul de Saint-Victor's Wortplastik, Scherer's Wissen und Streben nach Objectivität, sind neue und höchst bedeutende Erscheinungen des geistigen Lebens — Erscheinungen, die man in Deutschland nicht genug studiren kann. Wir hatten ein Recht auf die formelle Kritik eines Bouhours und Laharpe mit der verdienten Verachtung und dem gerechten Stolz einer Cultur herabzusehen, die einen Lessing unter ihren Gründern zählte, die mit Schiller's philosophischer Kritik, mit Hegel's Aesthetik, mit Schlegel's Kunst der Anempfindung und Aneignung, mit Gervinus' litterarischer Gelehrsamkeit, endlich mit H. Hettner's meisterhafter Ideengeschichte genährt worden; aber wir dürfen deshalb nicht übersehen, daß weder unsere Litteratur noch die englische oder italienische irgend etwas aufzuweisen haben, das sich im entferntesten mit den psychologisch-litterarischen Studien eines Sainte-Beuve vergleichen kann.

Noch ein anderer Vorzug der modernen französischen Kritiker, wie überhaupt der ganzen französischen Littera-

tur, Belletristik wie Wissenschaft, vor der deutschen sollte mehr gewürdigt werden als er es ist: die französische Litteratur, das ganze geistige Leben Frankreichs hat einen freieren, weltmännischeren Anstrich als unsere Litteratur und unser geistiges Leben, welche seit dreihundert Jahren beinahe ganz auf den Universitäten, das heißt in der Schule und der Kleinstadt concentrirt waren. Außer Lessing, Goethe und Schopenhauer kennt unsere Litteraturgeschichte kaum einen Schriftsteller, der nicht Hofmeister oder Professor gewesen, und selbst diese sind am Lehrstuhl vorübergestreift. Unsere Cultur ist aus den Hörsälen und Bibliotheken hervorgegangen, die englische und französische aus dem Barreau und der Politik: beide haben davon einen gewissen großartigen Zug behalten, der unserer Litteratur abgeht, welche die Stubenluft, die Enge des Schulzimmers, die Geschmacklosigkeit und Pedanterie des Katheders, die Spuren des fortwährenden Kampfes zwischen höchstem Idealismus und elendester Wirklichkeit noch immer nicht ganz überwinden noch verleugnen kann. Seit Montaigne und Montesquieu bis auf den Herzog de Broglie und den Grafen d'Haussonville haben die höchsten und freiesten Stände Frankreichs wie die Englands es sich zur Ehre gerechnet thätig einzugreifen in die intellectuelle Production ihres Vaterlandes; in Deutschland wurde seit dem Verfall des wohlhabenden Bürgerthums und des unabhängigen Adels, das heißt seit drei Jahrhunderten, die geistige Thätigkeit den Pastoren und Professoren überlassen. Sie mag dabei an Tiefe und Ernst gewonnen haben, gewiß nicht an Geschmack noch an Weite der Weltanschauung. Selbst

in dem großen Verfall des litterarischen Lebens in Frankreich, den wir seit dreißig Jahren erleben, ist ihm doch immer jener Vorzug eines offenen Blicks, freier Allure und großer Traditionen geblieben.

Das Hauptverdienst der noch einigermaßen bedeutenden Litteratur Frankreichs, die sich noch im allgemeinen geistigen Verfall erhalten hat, liegt indeß anderswo. Der Franzose hat sich immer in der Geschicklichkeit (habileté, cleverness) ausgezeichnet: ja sie erreicht bei ihm einen so hohen Grad, daß sie so nahe als möglich an das Genie gränzt. Keine Nation kann sich deshalb mit ihr vergleichen, wenn sich's um Producte des Talents handelt: einen Dante, einen Shakespeare, einen Goethe hat Frankreich zu seinen besten Zeiten nicht producirt; aber in der geschickten Mache ist es immer der unbestrittene Meister geblieben, und dies, wie alles Obengesagte, geht auf die Künste wie auf die Litteratur; man vergleiche die Modemalerei der Franzosen in den letzten fünfzig Jahren mit der unsrigen oder der italienischen: wo ist der deutsche Künstler, der sich mit Ary Scheffer messen könnte im sentimentalen „Ausdruck," mit H. Vernet in der furia, mit Paul Delaroche im Theatralischen, mit Meissonier in Feinheit, mit Gérome im Effect, mit Regnauld im Farbenglanz? Der wirklich Großen: Delacroix's, Ricard's und Decamp's, gar nicht zu gedenken, wie wir auch die wirklich großen deutschen Meister hier außer Acht lassen. Jedem Leser werden sich beim Nachdenken analoge Beispiele in der Musik, der Sculptur, der Architektur aufdrängen: Sobald es sich eben darum handelt, gewisse Wirkungen

durch geschickte Anwendung von procédés zu erlangen, werden die Franzosen immer die ersten sein. Während aber in den dreißiger Jahren sich noch ein Rest von Individualität und von idealem Sinn in diesen Erzeugnissen des Talents und der Intelligenz kundgab, so ist in unseren Tagen, d. h. seit 1840 etwa, alles rein mechanische Receptirkunst geworden, die freilich bis zur Vollendung gebracht ist. Es genügt, daß ein Künstler im Salon Glück gehabt hat mit einem neuen Genre, um im nächsten Jahr gleich vollendeten Arbeiten desselben Genres zu Dutzenden zu begegnen.*)

Freilich wird der wahre Kenner wie der unbefangene Beschauer sich nicht täuschen lassen: sie werden den Mangel an Originalität und Idealität sogleich herausfühlen. So geschickt und geschmackvoll auch die Nachahmung sein mag, sie werden etwas immer daran vermissen: den Glauben und die Spontaneität. Die Kunst ist in Frankreich ein Metier geworden: niemand malt und schreibt mehr aus innerem Bedürfniß, sondern um Geld zu machen oder sich eine Stellung zu erobern; folglich schmeichelt jeder dem Publikum und seinen Launen. Schon Goethe sagte, als mit Mérimée nnd Hugo ein neues goldenes Zeitalter für die französische Litteratur tagen zu wollen schien: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät .... Sie verleugnen ihren allgemeinen Charakter auch

*) So gings mit Cabanel's Venus, Moreau's Sphinx, Gérome's Cäsar, Hamon's Liebesgöttern, Heilbuth's römischen Scenen ꝛc. Der nächste Salon brachte sogleich zwanzig ähnliche Gemälde und beinahe alle erträglich.



in ihrem Styl nicht. Sie sind gesellige Naturen, und vergessen als solche nie das Publicum, zu dem sie reden; sie bemühen sich klar zu sein, um ihre Leser zu überzeugen, und anmuthig, um ihnen zu gefallen.“ Seitdem aber sind die Dinge weiter gegangen: es kommt den Franzosen unserer Tage gar nicht mehr darauf an zu überzeugen, denn sie haben keine Ueberzeugungen mehr, und es genügt ihnen nicht „anmuthig“ zu sein, um zu gefallen, da sie alles sind, was das Publicum will daß sie seien: witzig, obscön, ausgelassen, tragisch, entsetzlich, alles, nur nicht geschmacklos, wenigstens die Besseren unter ihnen nicht. Aber jedem Werke, so vollendet es technisch sein mag, so bühnengerecht, so anziehend geschrieben, so geistreich, so scharfsinnig, fühlt man doch immer an: es ist nicht der Durst nach Wahrheit, nicht das unwiderstehliche Bedürfniß sich auszusprechen, nicht ein ernstes uneigennütziges Streben, das man in der mittelmäßigsten wissenschaftlichen Abhandlung, dem unbedeutendsten lyrischen Gedicht, dem unbeholfensten und geschmacklosesten deutschen Gemälde herausspürt; es ist der Wunsch zu gefallen und dadurch die Mittel zu erlangen die persönliche Eitelkeit oder Genußsucht zu befriedigen. Je weiter wir aber gehen, desto greller tritt in der französischen Litteratur zu Tage, wie wenig die Intelligenz und die Technik zu leisten vermögen, wenn sie allein arbeiten: eine französische Poesie, Geschichtschreibung, Wissenschaft und Philosophie, d. h. alles, was auf Intuition oder Transcendentalismus beruht, existirt absolut nicht mehr; nur der Roman, das Theater und die Kritik haben diese allgemeine Versiegung des fran-

zösischen Geistes noch überlebt; aber Roman und Theater, so wie sie die zwei bedeutendsten Repräsentanten der beiden Arten unter dem zweiten Kaiserreich behandelt haben, gehören kaum noch zur schönen Litteratur; Gustav Flaubert's Roman und Al. Dumas' fils Komödien sind eigentlich nur in Erzählungs- oder Dialogenform gekleidete Analysen: sie gehören in's Gebiet der Naturgeschichte, nicht der Kunst, wenn auch Flaubert's erster Roman zuweilen an Balzac erinnert, dessen philosophische Tiefe und poëtische Auffassung ihm freilich abgehen.

Gerade deshalb aber dürfte eine kurze Betrachtung eines dieser Genres äußerst lehrreich für den Beobachter französischer Sitten sein. Da nun aber der moralische Standpunkt und die Fabrikationsmethode immer dieselben sind, und nur mit mehr oder weniger Gewandtheit, Talent, Kunstsinn und Geschmack eingenommen und gehandhabt werden, so dürfen wir hier wohl unsere Dreitheilung, die sich doch hauptsächlich auf den verschiedenen Grad der Vollendung in der Ausführung bezog, fallen lassen und amüsante, langweilige und bedeutende Erzeugnisse der letzten dreißig Jahre gleicher Weise in unsere Betrachtung ziehen.

3.

„Für das Theater zu schreiben ist ein Metier, das man kennen soll, und will ein Talent, das man besitzen muß.“ (Goethe.) Wer aber besäße mehr theatralisches Talent als der Franzose? und wo kennt man das Metier besser als in Paris?

In keiner Epoche und in keinem Lande hat die Receptirkunst eine größere Vollendung erreicht, als in Frankreich unter'm zweiten Kaiserreiche in der Specialität des höheren Lustspieles, d. h. in dem dieser Epoche eigenthümlichen Genre. In der classischen Tragödie wie im Intriguenstücke, im Melodrama wie im Vaudeville war die Periode von 1815—1850 beiweitem origineller, als die Zeit von 1850—1870. Namentlich war das Intriguenstück unter Alexander Dumas' genialer Hand und Scribe's nie ermüdender Leichtigkeit zu einer seltenen Vollendung gelangt. Nach dem Katzenjammer von 1850 ward es der reuigen Nation nur zu genial und zu leicht. Die National-Erziehung, wie sie der große Napoleon und die „Liberalen" gewollt, begann erst um die Zeit der Februar-Revolution ihre vollen Früchte zu tragen: Alles, was nur von ferne etwas Genialisches, Individuelles, Unabhängiges, Phantastisches ahnen ließ, war dem „gebildeten" Publicum nach und nach ein Greuel geworden. Wie es eine politique honnête et modérée, eine detto Philosophie und eine detto Geschichtschreibung haben wollte, so auch ein Theater, wo nichts über die Grenzen des Wahrscheinlichen und Anständigen, Correcten hinausgehe. Auf der anderen Seite war man tugendhaft geworden, und da man bei aller Tugend doch noch immer einer kleinen Schwäche für das Laster sich nicht entschlagen konnte, so producirten die Lieferanten „les fournisseurs de S. M. le Public", die gewünschte Waare, bestehend aus lasterhafter Tugend und tugendhaftem Laster, ganz in den Grenzen des alltäglichen Lebens, und der alltäglichsten, plattesten Anschauung,

frei von aller Phantasie und mit gelegentlicher Erörterung socialer — nicht socialistischer — Fragen.

Schon Diderot hatte in seinem „Père de famille“ und seinem „Fils naturel“ die Bahn gewiesen; Greuze's Gemälde lieferten die Illustrationen dazu: Beide tragen aber doch noch den idealistischen Zug des Jahrhunderts, trotz aller falschen Phrasen und affectirten Attituden. Casimir Delavigne glaubte die Molière'sche Komödie wieder zu erwecken, als er seine „Ecole des vieillards“ schrieb — er erweckte nur die bürgerliche Komödie und ihre Prosa. An die schöpferische Genialität des Dichters, der Arnolphe und Alceste geschaffen, konnte er natürlich nicht heran; aber auch gegen die gewandte Mache eines Alexander Dumas fils sticht sein Fabrikat ab wie gemeiner Ausschuß. Der Erste, der auch hierin das endgiltige Muster lieferte, war jener liebenswürdige Tausendkünstler Herr Scribe. „Une chaîne“ ist die erste und noch immer eine der besten hautes comédies des Jahrhunderts. Sie hat den Lieblingsgegenstand des modernen französischen Theaters, den Zwiespalt zwischen Liebe und Ehe, zum Thema. Balzac's „Mercadet“, dem unsterblichen „Turcaret“ des Lesage nachgebildet, war der erste Versuch, den anderen bevorzugten Vorwurf der modischen Stücke, den Kampf des Parvenus gegen die festgesetzten Mächte, dramatisch zu behandeln.

Wenn eminent gescheidte Schriftsteller, denen die Natur noch überdies die Gabe der leichten Unterhaltung verliehen, sich's vornehmen, populäre Gegenstände und Fragen auf's angenehmste zu besprechen, so wird's ihnen meist besser gelingen, als wirklich genialen Dichtern. Der

Kunstgriffe und des Handwerkes werden sie bald Meister, und nicht umsonst sind sie Franzosen, wenn es gilt, den Leim und die Nähte zu verbergen. Man nehme alle die Hunderte von Komödien, welche in den letzten zwanzig Jahren über die Bühne gegangen: man wird überall dieselbe Construction finden, dieselben Personnagen, dieselben Gegenstände, dieselben Anschauungen, dieselbe Sprache; der einzige Unterschied liegt in dem größeren Geschicke, mit welchem das Recept ausgeführt worden. Das Kochbuch bleibt immer dasselbe, nur sind die Köche mehr oder weniger gewandt; geniale Köpfe aber, die sich über Carème hinaussetzen, werden nicht geduldet. Nun weiß ein Jeder: on naît rôtisseur, mais on devient cuisinier; und mit dem rôtisseur, mit dem Genie will man nur an ganz ausnahmsweisen Feiertagen etwas zu thun haben. Blättern wir ein wenig im Kochbuch, wenn's den Leser nicht verdrießt, und lassen wir das arme todtgehetzte Gleichniß schnaufen, nach Hamlet's vortrefflichem, nie genug befolgtem Rathe.

Der Gegenstand der modernen Komödie ist immer dem wirklichen Leben und der Gegenwart entnommen. Entweder ist's der Gegensatz zwischen der neuen Gesellschaft und der alten, oder zwischen der Leidenschaft und den socialen Gesetzen; oft werden beide miteinander verbunden und ineinander verwoben. Daß diese Gegensätze durchaus nicht neu sind, wollen sich die Autoren und das Publikum gar nicht einreden lassen: alles das datirt in ihren Augen von der französischen Revolution, dieser neuen Aera der Menschheit, welche, wenn man den Franzosen glauben sollte, auch die Menschennatur, wie die

geschichtlichen und gesellschaftlichen Gesetze vollständig umgestaltet hat. Der Repräsentant der neuen Gesellschaft ist entweder ein Ingenieur, der sich durch seine Arbeit aufgeschwungen und — o Glorie der Glorien! — aus der Ecole polytechnique als „Erster“ hervorgegangen, oder aber er ist ein Maler, der wegen seiner Bilder im letzten Salon decorirt worden ist. Natürlich emancipiren sich manche Autoren so weit, daß sie dem Ingenieur einen Advocaten oder Offizier, charakteristischer Weise nie einen Professor oder Arzt, dem Maler einen Bildhauer oder Dichter substituiren. Der Vertreter der alten Gesellschaft oder der Vorurtheile ist entweder ein Marquis, für den die ganze moderne Geschichte nicht existirt und der Zehnten und Frohndienst wiederherstellen möchte — ein Typus, der nirgends mehr anzutreffen ist in der Wirklichkeit — oder ein reichgewordener Bürger, dem alle Künstler Zigeuner sind und der nichts träumt, als das rothe Bändchen für sich, einen Adelstitel für die Tochter — ein Typus, dem man wiederum auf jedem Schritt und Tritt begegnet. Insoweit ist die neue Komödie nur der Ausdruck des nationalen Charakters, der Gesellschaft und der Sitten. Die Hauptpräoccupation der Franzosen ist ja immer, in eine höhere Gesellschaftssphäre hinaufzudringen, und daß dem Helden dies gelinge, daß er diese höchste Belohnung erlange, ist eben die naive factische Widerlegung des ganzen demokratischen Raisonnements, mit dem diese Art Stücke ausgefüllt zu sein pflegen.

Wie von jeher im französischen Theater, spielt die Tirade auch im neuen Lustspiele eine große Rolle. Das

pour und contre wird in glatter Prosa plaidirt, gerade wie Corneille's Auguste und Cinna es in prunkenden Versen thun. Die Sprache ist immer scharf, witzig, fließend, aber farblos und nüchtern, der Dialog, wenn ihn die Tirade zum Worte kommen läßt, natürlich, lebendig, geistreich, voll all der französischen, nie alternden Anmuth, die Europa nun schon seit drei Jahrhunderten nicht müde wird, zu bewundern. Die Construction (charpente) ist womöglich noch schablonenhafter, aber auch noch künstlicher, als die Zeichnung der Charaktere. Eben da Alles vorgeschrieben ist, motivirter Ein- und Ausgang, Concentration des Interesses im vierten Acte, Duell, Versteckenspielen, Ueberraschung, Umkehr ꝛc., gerade wie ehedem Traum, Wiedererkennung, Erzählung des confident u. s. w., so gehört ein ganz ungemeiner Aufwand von Kunst dazu, doch neu und erfinderisch zu scheinen, die Spannung aufrecht zu erhalten, durch das Interesse der Intrigue die Abgedroschenheit des Themas und die Monotonie der Tiraden zu beleben. Natürlich greifen Alle, selbst die besten Autoren, endlich zur Bekehrung, zur totalen Charakter-Aenderung, was auch wieder für die französische Weltanschauung unendlich bezeichnend ist. Ein „Macbeth", ein „Hamlet" ändern sich nie; für einen Shakspeare ist des Helden Handeln sein Charakter, für einen Schiller sind

Des Menschen Thaten und Gedanken
Nicht wie des Meeres blind bewegte Wellen . . .
Sie sind nothwendig, wie des Baumes Frucht,
Sie kann der Zufall gaukelnd nicht verwandeln;
Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.

Nicht so in den Augen des Franzosen, dem die Willensfreiheit ein unanfechtbares Dogma ist; ihm scheint's ein Leichtes, daß der Held seines Dramas Wandel und Wesen im Nu ändert für immerdar und plötzlich aus einem Spieler und Weiberjäger der ordentlichste Hausvater und treueste Ehegatte wird.

Am deutlichsten tritt dies hervor in der zweiten Kategorie der neuen Komödie, derjenigen, in welcher die Ehefrage abgehandelt wird. Ein Mann liebt, er verbindet sich mit der Geliebten in freier Einigung, bis endlich der Wunsch, einen eigenen Herd zu gründen, Vaterfreuden zu genießen, eine gesellschaftliche Stellung einzunehmen, kurz, es zu machen wie andere Leute, ihn der Geliebten entfremdet und zu einer Vernunft-Ehe mit irgend einem bürgerlichen Gänschen führt. Auch hier gibts natürlich Variationen die Fülle: immer aber „sieget das Gute", wie es der Aeschyleische Chor will; das „Gute" aber bedeutet: die sociale Convenienz. Im Grunde wird die wahre Neigung immer den weltlichen Vortheilen eines guten „établissements" geopfert; das heißt dann Moral und Pflicht. Personen: eine unglückliche, leidenschaftlich Liebende von mittlerem Alter oder eine herzlose Coquette in denselben Jahren (vor der französischen Moral gelten Beide gleich: M. de Camors verachtet seine Geliebte, die sich ihm allein in blinder Leidenschaft ergeben, ganz ebenso wie die Courtisane, die sich ihm und Anderen für Geld verkauft); weiter ein junger Graf, der des Romanes überdrüssig ist und nach Hausfrieden lechzt; ein Ehemann, der tragisch wird — die modernen Franzosen finden den komischen Hahnrei

der griechischen Komödie, Boccaccio's, Shakspeare's, Lafontaine's, Molière's und Musset's verbraucht und haben den weinerlichen erfunden, eine äußerst unglückliche und höchst ermüdende Erfindung — endlich und vor Allem: Desgenais. Der arme Musset hat das Verbrechen zu verantworten, diesen Typus in seinen „Confessions d'un enfant du siècle" geschaffen zu haben. Er ist ein alter Roué, aber ein Galanthomme, der Moral predigt. Welch eine Moral aus solchem Munde kommen kann, ist leicht zu denken. Der Moralist hat das Leben durchgekostet — Spiel, Weiber und Zechen — und hat am Ende, zu spät für sich selbst, entdeckt, es wäre doch besser gewesen, er wäre dem getretenen Wege gefolgt und hätte sich beizeiten mit einem kleinen Pensionats-Producte verheirathet. Dem jungen Freunde nun will er um jeden Preis seine Erfahrung zugute kommen lassen; er muß sobald als möglich vom abschüssigen Wege entfernt und auf die gebahnte Straße gebracht werden, ehe es auch für ihn zu spät ist. Natürlich ist dabei nie von dem, was recht und schön ist, die Rede, sondern nur von dem, was nützlich ist und im wohlverstandenen Interesse liegt.

Da der Verfasser in Paris lebt und in der sittlich wenigst scrupulösen Gesellschaft von Paris, so schildert er uns Sitten und Verhältnisse der nicht gerade achtbarsten Pariser Gesellschaft, und man thäte, wie schon oben bemerkt, Frankreich sehr Unrecht, wollte man daraus Rückschlüsse auf die allgemeinen Zustände machen. Da der Verfasser andererseits aber in seiner Jugend, sei es in der Familie oder in der Schule, sei es in der Provinz oder in Paris, die sittliche Weltanschauung seiner

Nation erworben und sich ganz mit ihr durchdrungen hat, so darf man seine Moral wohl als die des modernen Frankreichs hinstellen. Die neue Komödie stellt, in Einem Worte, ungesunde, ganz ausnahmsweise Verhältnisse dar und betrachtet sie unter dem Lichte der allgemein giltigen Grundsätze, daher die doppelte Faulheit dieser ganzen Litteratur und ihre doppelte Lüge. Da ihr aber meist nicht allein Gesundheit und Wahrheit fehlen, da auch beinahe immer Phantasie, Poesie und Heiterkeit daraus verbannt sind, so ist eine Waare entstanden, die durchaus unfähig ist, die Mode zu überdauern. Von dem höheren Lustspiele des zweiten Kaiserreichs wird nicht einmal so viel übrig bleiben nach zwanzig Jahren, als heute nach zwei Jahrhunderten von den Romanen d'Urfé's und Mlle. de Scudéri's.*)

---

*) Natürlich sprechen wir hier nur von der großen Mehrzahl: es ist wahrscheinlich, daß einige wenige Stücke, wie der Marquis de la Seiglière oder der Gendre de M. Poirier sich neben Marivaux's Fausses Confidences oder Jeux de l'amour et du hasard auf der Bühne erhalten werden, eben weil sie sich am weitesten vom modischen Typus entfernen, dem französischen Intriguenstück, wie es Scribe und Alexander Dumas, Vater, zur Vollendung gebracht, am nächsten kommen. Die eigentlichen Typen des höheren Lustspiels, die wir im Texte zu charakterisiren gesucht, selbst die gelungensten, wie Ponsard's L'honneur et l'argent, Alexander Dumas fils' Demi-monde, sind jetzt schon veraltet.

Politisches Leben.

Daß Frankreich der Selbstregierung im englischen Sinn unfähig ist, daß es seine großen Geistesgaben und Charaktertugenden nur unter der absoluten Monarchie ganz zu entfalten vermag, darf man wohl heute, nach so vielen fruchtlosen Experimenten, als ausgemacht annehmen. Wir nennen aber absolute Monarchie die persönliche Regierung eines Mannes, ob derselbe gekrönt sei oder nicht, ob er ein Parvenu oder der Nachkomme von zwanzig Königen sei. Dem im Parteikampf Begriffenen, durch die Hitze des Streites Verblendeten mag es erlaubt sein, einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Regiment Richelieu's und Guizot's, Napoleon's III. und Thiers', Robespierre's und Gambetta's zu finden; der außerhalb stehende Zuschauer kann die Verschiedenheit nur in der Weise erkennen, in welcher die absolute Gewalt gehandhabt wird, durchaus nicht in der Natur dieser Gewalt selbst. Warum aber die französische Nation ihr Größtes gerade in der absoluten Monarchie leistet, während die englische es im aristokratischen Parlamentarismus, die italienische im unabhängigen Municipalismus, die deutsche in der bureaukratischen Regierungsform

geleistet, das ist eine Frage, die, wie alle Fragen der Art, eine doppelte Erklärungsweise zuläßt, die historische und die psychologische, aber nur durch eine Verbindung beider Erklärungsweisen einigermaßen befriedigend gelöst werden könnte.

Hier wird eine solche Lösung nicht einmal versucht. Europa, und vornehmlich Deutschland, kennen das politische Leben Frankreichs nur sehr unvollkommen, weil sie Parteinamen und Einrichtungen eine Wichtigkeit beilegen, welche denselben durchaus nicht zukömmt. Es soll deshalb hier nur das Eine versucht werden: jenes politische Leben darzustellen wie es wirklich ist, nicht wie es scheint. Gelingt es uns das Was wahrheitsgetreu zu schildern, so überlassen wir gerne den Geschichtsphilosophen dem Warum nachzuforschen. Das Wohin ist ja wohl für Niemanden mehr eine Frage ohne Antwort.

I.

Das Ideal und seine Verwirklichung.

1.

Das tiefe Eindringen der römischen Verwaltung und Gesetzgebung, das frühe Bündniß des Bürgerthums mit der Krone gegen den Adel germanischen Ursprungs, die mehrmals wiederholte Vernichtung der sich immer wieder neubildenden Aristokratie, die Unterdrückung des Protestantismus, die immer straffere Centralisation waren ebensoviele Etappen auf dem Wege, der zur absoluten Monarchie führt, und mit Recht mochte Mad. de Staël sagen: „C'est la liberté qui est ancienne, et le despotisme qui est moderne.“ Die Revolution änderte an dieser Entwicklung nichts, außer daß sie an die Stelle der traditionellen Form der Legitimität die demokratische Form des Cäsarismus setzte. Welche von beiden die bessere sei, ist nicht an uns zu entscheiden. Viele meinen, daß es leichter wäre, die traditionelle Form in liberale Bahnen zu lenken; andere sind überzeugt, daß die demokratische Form sich eher mit der Freiheit vertragen ließe, jedenfalls den Fortschritt auf nichtpolitischem Gebiete mehr begünstige; uns genügt es, zu constatiren, daß die

Revolution für immer diejenigen Gefühle in der französischen Nation ertödtet hat, auf welchen die traditionelle Autorität beruht und die wir unter dem Namen des Loyalismus zusammenzufassen gewohnt sind. Vor dem nüchternen Verstand, der seit 1789 die Herrschaft führt, existiren solche Dinge, als persönliche Treue, freiwillige Anerkennung der Geburtsvortheile, Solidarität zwischen Dynastie und Nation durchaus nicht. Sie wieder zu erwecken oder neu zu schaffen haben sich drei Dynastien erfolglos bemüht. Die erbliche Monarchie mag noch ein fünftes Mal in Frankreich wiederhergestellt werden; aber auch diese Verbindung eines Monarchen mit der Nation wird eine Vernunftehe sein, wie alle vorhergehenden dieses bewegten Jahrhunderts. Auch neue Constitutionen werden erlassen werden; sie dürften weniger utopistisch ausfallen als die von 1791 und 1793, weniger schablonenhaft als die von 1814 und 1830, weniger widersinnig als die vom Jahre III und 1848, weniger complicirt als die vom Jahre VIII und von 1852. Machwerke werden es immer bleiben; und man macht weder eine Verfassung, noch ein Königthum, wie man weder eine Poesie, noch eine Religion macht.

Fern sei es uns, dem politischen Rationalismus alle Berechtigung abzusprechen; danken wir ihm doch die größten und besten Errungenschaften des modernen Staatslebens; aber er muß sich auf sein Feld zu bescheiden wissen, wenn er wohlthätig wirken soll, und dieses Feld ist das der Negation, der Kritik, der Reform. Wo er Neues gründen will, ist er steril, schafft er Kartenhäuser, die der erste Luftzug umstürzt. Interessen, Leiden=

schaften, Gewohnheiten, die allein dauerhafte Schöpfungen hervorbringen und ihnen Leben erhalten, würden am Ende alles überwachsen wie in einem ungesunden Urwalde, wo das wuchernde Unkraut die besten Keime erstickt, die schmarotzende Schlingpflanze die kräftigsten Stämme erdrückt, wären nicht die allgemeinen Ideen, die vielgeschmähten Abstractionen, welche, wie der beschneidende Gärtner, aufräumen in dem üppigen Wust und Licht und Wärme eindringen lassen in das verpestete Dickicht. Der französische Irrthum war und ist nur: zu glauben, daß der Gärtner ohne Samen oder Ableger, ja selbst mit dem einen und dem andern, im Stande sei, von heut auf morgen einen stattlichen Baum heranzuziehen, der einem ganzen Volk Schatten leihen könne. Das schlimmste aber ist, daß in Frankreich jene einst so wohlthätigen Ideen sich ihrerseits wieder zu persönlichen Interessen verfestigt oder zu Leidenschaften verflüchtigt haben, oder aber als unheimliche Gespenster in der Luft schwirren, daß sie ihre Wirkung noch fortsetzen, nachdem dieselbe längst aufgehört, nothwendig und wohlthätig zu sein, daß sie sich, anstatt die Charakterfehler der Nation zu corrigiren, mit diesen verbündet und dieselben auf solche Weise gefährlich gestärkt haben.

Die Gesellschaft ist eben ein Organismus, der weiter wächst, ohne sich viel zu kümmern um die Formen, in die man ihn zwängen will, wie der zur Pyramide oder zum Obelisken beschnittene Baum in die Höhe und Breite fortwächst, als hätte der Gärtner nie sein Messer an ihn gelegt, um ihm eine bestimmte Gestalt vorzuzeichnen. Da nun aber die constituirenden wie die legislativen Ge-

walten Frankreichs dies nie zugeben wollen, da die Gesetzgebung, anstatt sich dem Nationalcharakter anzuschmiegen, den Sitten anzubequemen, die Prätention hat den ersteren zu ignoriren, die letzteren zu modificiren, d. h. mit anderen Worten, das concrete Leben abstracten Ideen zu unterwerfen, so geschieht das sehr Natürliche: die concreten Interessen, Leidenschaften und Gewohnheiten öffnen sich Hinterthüren, indem sie das Gesetz auslegen oder umgehen: das Gesetz wird zur Lüge; oder aber sie stoßen so hart gegen das Gesetz an, daß sie's über den Haufen werfen und in Trümmer schlagen. Jede neue Partei aber, die bei solcher Gelegenheit an's Ruder kömmt, will diesen Uebelstand abstellen, indessen nie dadurch, daß sie die Verfassung und das Gesetz der organischen Wirklichkeit anpaßt, sondern indem sie die Wirklichkeit, die ewig unregelmäßige, irrationelle, unbequeme, zur Ruhe verweist, das abstract Gerechte, Gute, Symmetrische wieder zur Geltung und zur Herrschaft zu bringen sucht, zugleich aber die Wiederkehr jener gewaltsamen Erschütterungen für immer unmöglich zu machen unternimmt. Diesen idealen Zustand des Friedens, der Ordnung und der Freiheit aber herzustellen, verlangt sie erst eine Vorbereitungszeit, während welcher sie die Freiheit der anderen Parteien beschränken dürfe, natürlich ohne Nutzen für sich — denn die Gegner finden doch immer Mittel und Wege, zu schreiben, zu sagen und zu thun was sie wollen — zum großen Vortheile dieser Gegner sogar, die jene Beschränkung zum nur allzu plausiblen Vorwand ihrer Beschwerden gegen die bestehende Regierung und ihrer Opposition gegen dieselbe

machen. Alle französischen Staatsmänner sind Pacificatoren, welche die „Aera der Revolution" schließen wollen, alle sind Idealisten, die ein Reich der Gerechtigkeit, Brüderlichkeit und Wohlfahrt errichten zu können glauben; wie denn die ganze denkende Nation in Frankreich in diesem Sinne idealistisch ist.

Das Ideal mag uns armselig und vulgär scheinen: die Anschauungsweise, von der es ausgeht, platt und seicht: ein Ideal ist's aber doch immer. Polignac, Guizot, Napoleon III., Gambetta, sie kommen alle mit einem „Principe", das sie anwenden wollen, mit einer neuen Heilmethode, die dem kranken Staatskörper ein für allemal die Gesundheit wieder geben soll. Der Krankheitsstoff aber ist in die Säfte gedrungen; er scheint für Augenblicke vernichtet, doch plötzlich bricht er gewaltsam aus in einem bösen Geschwür: der idealistische Arzt fällt natürlich in Ungnade, und man sieht sich nach einem andern um, der sich anheischig mache, mit einem neuen Recept alles in die Reihe zu bringen. Wie nüchtern-praktisch, wie positiv-empirisch ist dagegen der romanische und der germanische Staatsmann, ein Cäsar, ein Lorenzo, ein Cavour; oder ein Wilhelm III., ein Washington, ein Bismarck! Er glaubt gewiß nicht, die Weltgeschichte höre mit ihm auf und das Millennium beginne. Er setzt sich kein genau bestimmtes Ziel vor, das er unter jeder Bedingung erreichen müsse, er stellt kein abstractes Ideal von Gleichheit und Gerechtigkeit, von Fortschritt und Volksbeglückung auf, das er verwirklichen wolle; er vollbringt an jedem Tage des Tages Aufgabe, schützt und fördert die Interessen der Einzelnen wie des Landes,

Sieger dießmal doppelt gesiegt habe, erst über den äußeren Feind, dann über den inneren, daß es ihm klar geworden warum er gesiegt, daß er in der größten Lehrstunde gelernt wie bisher fortzufahren, gleich seinem großen Weisen: „das Erforschliche zu erforschen, sich vor dem Unerforschlichen zu beugen.“ Möchte das deutsche Volk am Beispiele Frankreichs gelernt haben die Grenzen des Verstandes nicht zu vergessen; ihn, den Leiter und Erleuchter der schöpferischen Kräfte, nicht für diese selbst zu halten und als eine Gottheit zu verehren, sich der Gefühle nicht zu schämen, die es nicht gleich erklären kann, vor allem aber die Individualität in Ehren zu halten, und ihr, sei sie nun genialisch groß oder bescheiden beschränkt, freien Spielraum zu gewähren. Ist doch „die Idee der persönlichen Freiheit“ nach der Franzosen eigenem Geständniß eine germanische, aus der freilich, wie Goethe sagt: „viel treffliches, aber auch viel absurdes hervorgeht.“ Letzteres haben wir in dreihundert Jahren der Staatlosigkeit endlich einsehen gelernt, und werden's wohl sobald nicht vergessen; hüten wir uns nur, das Kind mit dem Bade auszuschütten und, da wir an der Neugründung des deutschen und am Ausbau des modernen Staates sind, suchen wir ihn so einzurichten, daß er die Interessen der Gesammtheit wahre ohne denen des Individuums zu nahe zu treten, daß er den Nationalgeist fördere, ohne die Freiheit des Einzelnen zu beeinträchtigen. Der germanische Staat jenseit des Canals, so lange er sich selbst treu war, d. h. während zweier Jahrhunderte — grande aevi spatium, wenn es sich um die Dauer einer freien Regierung handelt — Eng-

land hat uns ja bewiesen, daß dieses Ideal von deutschem Gemeinwesen kein Utopien, daß es erreichbar ist, und daß es — wenn erreicht — der Menschheit schönste Blüthe entfaltet: Mannesmuth und Manneskraft, Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, Macht und Ordnung, geistige und materielle Thätigkeit, fortschreitende Entwicklung und Achtung vor dem Ueberkommenen, Religiosität und Freiheit des Gedankens, Poesie und Wissenschaft, Reichthum und Tüchtigkeit.

Wie ganz anders das französische Ideal, so wie es in der Revolution zum Ausdruck gekommen, und das es so recht darauf angelegt zu haben scheint, den Untugenden des celtischen Volkscharakters Vorschub zu leisten, ihnen zu schmeicheln, sie groß zu ziehen und obendrein noch zu beschönigen. Der niedere Instinct des Neides, der tief in der Natur des Celten wurzelt, ist als Gleichheit idealisirt worden, das Ideal der Freiheit ist zum Deckmantel für individuelle Willkür geworden. Die Menschenrechte sind so oft und so laut geltend gemacht worden, daß man der Menschenpflichten ganz vergessen hat. Welche Rechnung findet die Eitelkeit nicht beim Princip der Volkssouveränetät, und wie gern versteckt sich die moralische Feigheit hinter die Verantwortlichkeit des Staatsoberhauptes? Schon daß überhaupt das Gesetz ein gewisses Ideal von Gerechtigkeit darstellt, befriedigt die Lust am schönen Schein; es ist eben eine Unwahrheit mehr, es ist die generalisirte Unwahrheit, wie sie dem für die Wahrheit so ganz gleichgültigen Celten ganz besonders zusagt. Das Recht zur Insurrection nun gar, welches factisch unumstößlich feststeht

seit achtzig Jahren, und die Auflehnung gegen die Obrigkeit als eine Großthat sanctionirt, rechtfertigt nicht nur jeden Wuthausbruch, dessen das leidenschaftliche Volk periodisch bedarf; es hat auch den letzten Rest von Ehrfurcht, der noch in der Nation leben mochte, als ein veraltetes Vorurtheil in die Rumpelkammer gebannt, wo Treue, Gehorsam, Pflicht, Bewunderung als ebensoviele Rococo-Möbel mit den Etiketten Servilismus, Würdelosigkeit, Einfalt und Naivetät im Staube modern.

Nur natürlich ist es, daß bei der Herrschaft dieser Anschauungsweise und solcher, so schön drapirter, Leidenschaften die freudige Anerkennung großer oder auch nur bedeutender Individualitäten dem schnödesten Bemäkeln jeder persönlichen Ueberlegenheit Platz gemacht. Die todte Autorität eines Datums wie 1789 wird heilig gesprochen, damit die lebendige Autorität bedeutender Menschen verkannt und bespöttelt werden dürfe: thut ja die erste Niemandes Eigenliebe etwas zu leid, während die zweite einer Mittelmäßigkeit voll Selbstgefühl recht unbequem werden kann. Auch eine schöne a priori ausgeklügelte Institution gilt für unschädlicher, ja für fruchtbarer, als lebendige Menschen: man traut ihr mehr als der mächtig wirkenden Individualität, die von vornherein als ein geborner Feind der Gesammtheit gilt. Da nun aber doch die Maschine nur durch Individuen gelenkt werden kann, so gibt man sie lieber in die Hände eines Mittelmäßigen, dessen Superiorität wenigstens nicht genirt. Einem Turgot oder einem Mirabeau sieht man auf die Finger, daß er ja keinen Mißbrauch treibe mit der ihm anvertrauten Gewalt; einen Robespierre läßt

man gewähren. Hat man's aber eine kurze Spanne Zeit mit der Mittelmäßigkeit versucht, und einen Barras, Cavaignac oder Gambetta das Ruder mit beispielloser Unfähigkeit führen lassen, so entdeckt man, daß die Gesellschaft doch nicht ihre Rechnung dabei findet, dankt die Herren ab, und läßt sich vom Selbsterhaltungstrieb in die Arme irgend eines Gewaltigen treiben, der dann selbstherrisch die Maschine leitet wie ihm gefällt, und Niemanden neben sich aufkommen läßt.

Wohlfeiler und besser hätte man's haben können, wenn man von vornherein die milde Herrschaft der geistigen und sittlichen Superiorität hätte anerkennen wollen, welche gern andern den freien Spielraum zu gönnen pflegt, den sie für sich selbst in Anspruch nimmt. Freilich hätte man dann auch auf die Genugthuung verzichtet, jener „Gleichheit in der Knechtschaft" zu genießen, die der rechte Franzose des neunzehnten Jahrhunderts immer der Ungleichheit in der Freiheit vorziehen wird. Auch gehen die Sachen eine Zeitlang recht gut. Der Herrscher wählt gewöhnlich gute brauchbare Instrumente, umgibt sie mit gut geschulten gewissenhaften Arbeitern, stellt tüchtige Commis an die Spitze der Ministerien, ruft treffliche Fachmänner in die wirklich thätigen Behörden, wie Staatsrath, Rechnungsrath, Cassationshof, bis hinunter zum Präfecturrath: alles Leute, welche die Mittelmäßigen, die in Revolutionszeiten ephemer zur Gewalt gelangen, als „gesinnungslos" eliminiren, um sie durch „gesinnungsvolle" Parteimänner zu ersetzen, die vom Geschäftsgang und überhaupt vom wirklich Reellen im Staat keine Ahnung haben. Unter

einem solchen wohlgeordneten und nicht unfähigen Regiment findet sich nun das nervöse, Ruhe bedürftige Volk, das so ungestüm aufgeregt worden durch die Emeute, Jahre lang wohl, bis es auch sie wieder müde wird: denn es ist nun einmal das Unglück, aber auch die Ehre Frankreichs, daß es unfähig ist, die Freiheit zu ertragen und sich doch nicht entschließen kann, auf die Dauer der Freiheit zu entrathen.

2.

Auch eine andere Schwäche des französischen Nationalcharakters findet ihre Rechnung bei einer „starken Regierung“. Es ist so bequem, sie gewähren zu lassen, alle Vortheile, die sie bringt, zu genießen, das Verdienst daran sich selbst zu vindiciren, zugleich aber doch jeder Verantwortung für ihre Fehler enthoben zu sein, ja sich schon im voraus gegen jede Anklage verwahrt zu haben. Das Frondiren der Pariser gegen jede Regierung ohne Ausnahme ist im Grunde nichts anderes. Es befriedigt zugleich das Bedürfniß gegen den Stachel zu lecken, sich durch chansons, Zeitungsartikel oder akademische Reden an dem Herrn zu rächen, beweist, daß man keine dupe ist, kann aber namentlich als eine anticipirte Protestation gegen alle Acte der Regierung gelten, die etwa nicht gelingen sollten, und erlaubt, daß man sich später, wenn eben die Dinge schlecht ausgehen, die Hände in Un-

schuld wasche. Ist doch die Regierung eine durch Gewalt aufgezwungene: dieß das große Wort, mit dem alle Schuld von der Nation ab und auf den Usurpator gewälzt wird, mag nun dieser Usurpator, wie am 18. Brumaire und 2. December, sich durch das regelmäßige Heer des Landes, oder, wie am 24. Februar und 4. September, durch das unregelmäßige Heer der Emeute, oder aber, wie in den Jahren 1814 und 1815, durch die Heere des Landesfeindes der Regierung bemächtigt haben. Daß keine Regierung sich auf die Dauer halten könne, wenn sie nicht von der Nation gehalten wird, daß jede Nation im Grunde die Regierung hat, die sie haben will, diese unliebsame Wahrheit will der Franzose nun einmal nicht einsehen, so beredt sie auch gerade die französische Geschichte der letzten achtzig Jahre auf jeder Seite lehrt. Konnten sich doch die zwei einzigen Regierungen, die sich gegen den Willen der Nation und durch Ueberrumpelung des Hôtel de Ville der höchsten Gewalt bemächtigt — die Regierungen vom 24. Februar 1848 und 4. September 1870 — nur wenige Monate halten: bei der ersten Gelegenheit, wo die Nation in voller Freiheit ihren Willen zu erkennen geben konnte — am 10. December 1848, im Februar 1871 — stürzte sie sie um, und setzte eine regelmäßige conservative Regierung unter der persönlichen Leitung eines Mannes ein. Hat das Volk diese Freiheit der Bewegung nicht, d. h. kann es seinen Willen nicht in der Form der Wahl zu erkennen geben, so läßt es die Gewalt gewähren, wie im December 1851 und im Mai 1871, und regelt die illegale Procedur nachträglich durch Plebiscit oder Kammer=

beschluß; immer aber besteht die persönliche Regierung in Frankreich kraft des Volkswillens.

Das ist's aber gerade, was der Franzose durchaus nicht zugeben will. Es ist ihm so viel bequemer sich jeder Verantwortlichkeit zu entschlagen, alle Mißerfolge einem Sündenbock aufzubürden, alle Erfolge aber sich selbst zuzuschreiben; es ist seiner mechanischen Weltanschauung so viel angemessener überall mechanische Ursachen an die Stelle der organischen zu setzen: der Tyrann aber, der sich der Regierung eines Landes gegen dessen Willen bemächtigt, und es dann, immer gegen seinen Willen, in's Unglück bringt, ist eine mechanische Ursache. Von ihr bis zu den berühmten petites causes et grands effets, die dem französischen Geschichtsforscher so theuer sind, ist nur ein Schritt.*) Daß eine innere Nothwendigkeit die Kette der Thatsachen bestimmt, daß diese innere Nothwendigkeit im Volkscharakter selber liegt, das will dem modernen Franzosen nicht in den Kopf; er nennt es Fatalismus, und meint Wunder was für die Freiheit des Willens bewiesen zu haben, wenn er die Verantwortlichkeit der geschichtlichen Ereignisse, wohlverstanden der unglücklichen, von sich ab und auf andere gewälzt hat. Gibt es ein aufrichtiges Gefühl in Frankreich heute, so

---

*) Man denke nur an Thiers' si. Auf jeder Seite seines großen Werkes wird die Geschichte reconstruirt, wie sie sich etwa gestellt haben würde, wenn dies oder das nicht geschehen wäre. Nur von einem Zufall hing es ab, daß Frankreich bei Trafalgar und Waterloo geschlagen ward, nur von irgend einer Unterlassungs- oder Begehungssünde des Kaisers, wenn das erste Kaiserreich sich nicht hat halten können.

ist es gewiß der Haß der Elite der Nation gegen die Familie Bonaparte, ich sage der Elite der Nation, denn die Masse der Gebildeten oder Halbgebildeten wirft Napoleon III. im Grunde nichts vor als nicht gesiegt zu haben; aber selbst diesem Hasse der Besten liegt doch eigentlich eine ganz falsche Anschauung zu Grunde. Sie klagen beide Napoleon an: die Nation corrumpirt und zum Absolutismus erzogen zu haben, als ob eine Nation sich corrumpiren oder einen Charakter anerziehen lasse wenn sie nicht die Hand dazu reicht. Welchem Engländer ist es je eingefallen Cromwell oder Karl II. anzuklagen, daß sie die englische Nation zum Absolutismus erzogen oder corrumpirt hätten!

Mit den französischen Nationaleigenschaften, wie sie sich seit der Revolution immer mehr entwickelt haben — dem demokratischen Neid, der Furcht vor Verantwortlichkeit uud der mechanischen Weltanschauung — verbündet sich bald gegen jede Regierung eine allgemein menschliche Schwäche, welche nicht wie bei andern Nationen durch ruhige Ueberlegung und Anhänglichkeit an das Alte bis zu einem gewissen Grade neutralisirt wird Vergangene Uebel und Gefahren vergessen wir schnell; gegenwärtige sind uns unerträglich. An den Genuß der ersten und wichtigsten Güter, wie Sicherheit und leibliches Wohlergehen, gewöhnt sich der Mensch; ein mangelndes Gut aber erscheint ihm allein wünschenswerth. Da nun aber keine Regierung der Welt vollkommen, keine ganz schlecht ist, so vergleicht man gern die gegenwärtigen vereinzelten Mißstände mit den vergangenen einzelnen Vortheilen und wünscht sich lebhaft jenen

in den Religionskriegen, den Wirren der Fronde und den Straßenkämpfen der Revolution, gegenseitig aufgerieben hatten? Das Creiren neuer Stellen oder Obrigkeiten ändert jedenfalls gar nichts an dem Stand der Dinge. Wer es versteht von dem was ist den rechten Gebrauch zu machen, hat nicht nöthig auf neue Einrichtungen zu warten. Erwartet aber eine Nation nur von diesen ihr Heil, so ist es natürlich, daß bald eine bittere Enttäuschung folgt, wenn die neue Institution nicht hält, was man von ihr erwartete; im besten Falle wird's auf sie geworfen, noch häufiger aber auf den Mann, welcher, der öffentlichen Meinung nachgebend, sie hergestellt hatte: und dieß wiederholt sich in allen Zweigen des öffentlichen Lebens. Was aber im Einzelnen schon verderblich wirkt, wird vollends zur Calamität, wenn es sich um die das ganze Land umfassende Institution, wenn es sich um die Verfassung handelt. Die Nation wird irre an sich selbst und an ihren Idealen: sie weiß daß nicht alles recht ist, und kann sich doch davon keine Rechenschaft ablegen; kurz, sie zeigt sich, um den Ausdruck eines witzigen Engländers zu citiren, als „eine Nation, die nicht weiß was sie will, und nicht zufrieden ist bis sie's hat."

Nein, noch einmal, es sind nicht die politischen Institutionen, welche Frankreich hindern sich selbst zu regieren: es ist die Bequemlichkeit, die Indifferenz, die Furcht aller Guten sich zu compromittiren, ja nur sich vorzudrängen (se mettre en avant), oder gar sich schlecht zu stellen mit einflußreichen Regierungsbeamten, irgendeine Verantwortlichkeit auf sich zu laden; sie allein sind

Ursache daß die Franzosen keine Selbstverwaltung haben, und hundert neue Gesetze und Einrichtungen werden daran nichts ändern. Daß aber der Franzose des bürgerlichen Muthes ermangelt, kann den gewiß nicht befremden, der unseren Schilderungen nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Wo sollte er den Bürgermuth gelernt haben, wenn ihm von Haus aus alle Wege geebnet werden, wenn er sich weder Stellung noch Auskommen zu erobern braucht, wenn ihm das Sich-Unterscheiden, das Andersmachen, das Aufsehenerregen als das größte Vergehen von Kind auf dargestellt, wenn ihm von Eltern und Lehrern eingeschärft worden: der Anfang aller Weisheit sei, sich nie mit etwas zu befassen, „das ihn nichts angehe," sich nie zu compromittiren, nie eine Verantwortlichkeit zu übernehmen, wenn ihm nie ein anderes sittliches Ideal, als das der Familie, in welcher der Vater alle Pflichten gegen die Kinder hat, nie ein anderes politisches Ideal als das der Menschenrechte und eines wohlgeordneten Staates, der für alle denkt, sorgt und handelt, als bewunderungswerth hingestellt worden ist?

Gewiß ist nichts dagegen einzuwenden, daß der Bürger sich in normalen Zeiten nicht um Politik bekümmere, und das heutzutage vielfach in Umlauf gesetzte Paradoxon von der Tugend des Gemeinsinnes als der ersten aller Tugenden beruht im Grund nur auf einem Sophismus. Aber wenn der Bürger in gewöhnlichen Zeitläuften und so lange er mit den Regierenden zufrieden ist, nichts besseres thun kann als seinen Geschäften nachgehen, seine Kranken pflegen, seiner Clienten Interessen wahren, seine Schüler lehren, seine Kunden be-

der großen revolutionären Offenbarung getrieben wird, ist schwer zu sagen. Die ganze Weltgeschichte, sollte man meinen, datirt eigentlich erst von 1789. Auch nicht eine neue Idee ist seitdem ins politische Leben des Landes geworfen worden. Alles Denken über politische Gegenstände ist ein ewiges Wiederkäuen dessen, was Feuillants und Girondisten, Jacobiner und Hebertisten vor achtzig Jahren als ihr Credo aufgestellt. Die wenigen aber, die, Tocqueville's großem Beispiel folgend, das Heil auf andern Wegen suchen, halten sich von dem wüsten Treiben der Politicians fern; die welche gar keine Principien haben, noch zu haben vorgeben, die eben Staatsbürger sind wie Herr Jourdan ein Prosaiker, d. h. sans le savoir, raffen sich nur zeitweilig auf, wenn die Dinge wirklich so arg werden, daß es durchaus nicht so fortgehen kann, und rufen irgendeinen Retter, der dann freilich weder Feuillants- noch Girondisten-, weder Jacobiner- noch Hebertisten-Politik, sondern einfach Egoisten-Politik treibt, deshalb aber doch noch nicht die Traditionen der glorreichen Revolution verleugnet und aufgibt, namentlich wenn er die Hegemonie des „liberalen" Frankreich in Europa zu befestigen und Nachbarländer in seine Bahnen zu ziehen sucht. Uns scheint es merkwürdig, ja unglaublich, daß der Franzose sich wirklich einbilde: Frankreich, das Land Ludwigs XI., Heinrichs IV., Richelieu's, Ludwigs XIV., Napoleons, Talleyrands, Louis Philippe's, Thiers', treibe eine uneigennützige Ideenpolitik, wenn es die Welt erobert, das Evangelium von 1789 verbreitet und Polen mit Worten tröstet, während ihm die Politik der „perfide Albion" stets

eine gemein-egoistische bleibt, selbst wenn's die jonischen Inseln freiwillig auf dem Altar des Nationalitätenprincips opfert und den irländischen Wühlern socialistische Concessionen macht. Es ist dies aber durchaus keine Heuchelei; es ist naivste Selbsttäuschung, einer der hundert Streiche, die ihnen ihre Eitelkeit spielt.

Alles das würde am Ende nicht so gar gefahrvoll sein, gäbe es nicht noch immer neben der Masse der Gebildeten und der Unwissenden, die, bewußt oder instinktiv, eine Politik der Interessen, der Wirklichkeit und der Möglichkeit verfolgen, auch ein Häuflein entschlossener Männer, die noch für die gefährliche Herrschaft der Phrase kämpfen, und die durch Leidenschaft und Energie ersetzen, was ihnen an politischer Einsicht und an numerischer Bedeutung abgeht. In aller Herren Ländern existirt eine Partei rationalistischer Politiker, denen die Welt der wirklichen Interessen fremd ist, und deren einfache, leichtfaßlichen Gemeinplätze der großen Menge der Halbgebildeten in den Großstädten imponiren. Was sie hier gefährlicher als sonstwo macht, ist die Erregbarkeit der Nation, ihre Eitelkeit, ihre Freude an Allgemeinheiten, die geschichtlichen Verhältnisse. Nie wird ein deutscher oder englischer Tribun die biergemüthlichen Seelen einer Berliner oder Londoner Volksversammlung zu dem Paroxismus entflammen können, den der erste beste „Vansen" hier mit der ersten besten pomphaften Phrase entzündet; und auf einen „Schneider Jetter", der hinhorchen wollte, würden sich bei unsern ruhigeren Bevölkerungen zwanzig „Zimmerleute" finden ihm den Mund zu stopfen. Der französische Arbeiter, der lesen

und schreiben kann, regelmäßig einer geheimen Gesellschaft angehört, berauscht sich vollständig mit der Phrase, und sein Rausch ist gefährlicher als ein deutscher Bierrausch: la république fraternelle et mutualiste oder ähnliche Etiketten steigen ihm schon in den Kopf und er gibt sich nicht einmal die Mühe die Flasche zu öffnen.*) Dazu der nicht viel bessere Glauben an die Allmacht abstracter Ideen. Unendlich ist, bei der französischen Eitelkeit, die Zahl der geschäftlosen Advokaten, Aerzte, verkommenen Litteraten, die sich wirklich und aufrichtig berufen wähnen, das millenarium republicanum herbeizuführen, die redlich an die Wirksamkeit ihres Rezeptes glauben und es dann überall marktschreierisch ausbieten. Auch in dem englischen Unterhause, dem deutschen Reichstage und dem italienischen Parlamente sitzen einige jener Tollhäusler und Demagogen; aber es ist geradezu undenkbar, daß sie je Mitglieder einer anerkannten Regierung werden könnten, selbst und namentlich nicht in einem Momente der höchsten Landesgefahr wie nach Sedan. Nun leiht gerade der Kleinbürger der großen Städte, zumal von Paris, dieser gefährlichsten aller Parteien gern seinen Beistand. Durch und durch rationalistisch organisirt, empfängt er leicht und schnell die einfachsten politischen, wie religiösen Begriffe. Alles, was komplex, organisch, der Analyse widerstrebend ist, existirt

*) „Un mot vaut une idée,“ sagt schon Balzac, „dans un pays où l'on est plus séduit par l'étiquette du sac que par le contenu.“ Und Thiers selbst, der so durchaus von der Ueberlegenheit seines Volkes überzeugt ist, muß doch auch gestehen: „Ce pauvre pays se laissera toujours mener par des mots.“

nicht für das verständige Volk: wie ihre Religion in dem nüchternsten Deismus, so besteht ihre Politik im plattesten Demokratismus, der nebenbei durch seine Gleichheitstheorie dem Erbübel des französischen Nationalcharakters, dem Neide, nicht wenig schmeichelt. Dazu die Unterhaltungssucht genügsamer, aber sorgenfreier Großstädter. Novarum rerum cupidi, wie zu Cäsars Zeiten, können sie nicht zehn Jahre lang dieselbe Dekoration auf der Bühne sehen; um das Stück ist's ihnen wenig zu thun, wenn man ihrer Schaulust nur neue Kostüme, Ballets und Coulissen bietet; und dieses berechnetste aller Völker, das sich bei jedem Schritt und Tritt des Privatlebens besinnt, bei dem Heirath, Lebensberuf, Freundschaft, ja die Ausdehnung der Familie Sache des berechnenden Verstandes sind, wird vom tollsten und frivolsten Leichtsinn ergriffen, sobald es sich um öffentliche Verhältnisse handelt und um „Abwechslung". Freilich ist dann der Katzenjammer bitter, wie man sich's aus dem Spätsommer 1848 wohl noch entsinnen wird. Ein Zug der witzigen Schadenfreude, das Bedürfniß des Frondirens, des Belachens ist ihm zudem mit allen Bevölkerungen der Großstädte, selbst mit dem Berliner und dem Londoner Cockney, gemein. Das Meiste aber, diese Stimmung zu stärken, tragen die geschichtlichen Verhältnisse bei. Frankreich leidet noch immer an den Nachwehen der großen Revolution. Der Berg und seine tribunizische Beredsamkeit haben zu festen Fuß gefaßt, sind zu sehr ins Blut gedrungen, als daß man es sich erlauben dürfte, nicht damit zu zählen. Schiller's grollender, unversöhnlicher Verrina ist eine ächt-

französische Gestalt, voller Leidenschaft, Energie, Ueberzeugung, Unbestechlichkeit, Redlichkeit, Eitelkeit und grenzenloser Beschränktheit.

Jedes Volk und jede Zeit hat ihre Sklaven- und Bauernkriege, ihre Communen und Internationalen gehabt und wird sie auch fernerhin haben, obschon sie von Jahrhundert zu Jahrhundert seltener und bei tieferdringender Bildung auch unschädlicher werden. Die menschliche Civilisation bedeckt, wie die Erdrinde, ungeheure vulkanische Massen, die sich nur sehr allmählig kühlen und von Zeit zu Zeit durchzubrechen suchen durch die hindernde Hülle, welche Cultus, Polizei, Justiz und Armee um sie legen und welche sie selbst wohlthätig durchwärmen, so lange sie sie nicht durchbrechen können. Wo aber diese sociale Rinde dünn und schwach ist, wie in Frankreich, wird sie eben öfter zerreißen als anderswo und der siedende Lavastrom ergießt sich dann verwüstend über sie hin. Die Folge — und das Kennzeichen — wahrer Bildung und vorgeschrittener politischer Entwicklung ist eben jene hindernde Hülle immer dichter, fester, umfangreicher zu machen. Es bleibt uns zu sehen, wie die Gebildeten, Freisinnigen und Klugen in Frankreich diese ihre Aufgabe und Pflicht — das Ziel aller Civilisation und alles staatlichen Zusammenlebens — begreifen und erfüllen.

3.

Die Mehrheit der gebildeten Franzosen ist im Grunde gemäßigt-liberal in ihren Ansichten, aber sie weiß dieselben nur auf zwei Weisen geltend zu machen: durch Verbindung mit der blindconservativen oder mit der blindrevolutionären Menge, wobei sie denn immer nur eine Seite ihrer Anschauungsweise bethätigen kann, und immer die dupe der extremen Interessen wird. Sieht man in der That ab von den zufälligen Parteinamen und Parteigruppirungen, die eigentlich nur das Häuflein der fünf- bis sechstausend Franzosen begreifen, welche das active Personal der Politiker bilden, so wird man vier Hauptgruppen unterscheiden, welche sich das ganze Jahrhundert hindurch wenig geändert haben. Bonapartismus und Republikanismus, Legitimismus und Orleanismus sind vorübergehende Bezeichnungen, mit denen sich gewisse Parteien und Interessen schmücken, deren Bedeutung aber unaufhörlich wechselt. Die vier Hauptgruppen jedoch, in die sich das französische Volk permanent theilt, sind: die stockconservative Masse des Landvolks, der gebildete und wohlhabende Bürgerstand der Provinz mit liberal-conservativen Ansichten und Interessen, der immer oppositionelle Pariser von mehr oder minder Bildung und Geist, und die destructive Masse der Arbeiter in Paris und anderen großen Städten. Der Zahl nach — und dies ist wichtig in einem Lande des allgemeinen Stimmrechts — ist die conservative Masse die bedeutendste; ihr folgt die destructive, dieser

die liberal-conservative; die wenigst zahlreiche ist die der Pariser Opposition.

Die einzige Partei, die wirklich das Zeug dazu hätte eine regierende Classe zu bilden oder wenigstens das Personal der Regierung zu liefern, ist die der gebildeten Provinz; sie ist verhältnißmäßig zahlreich, wohlhabend, unabhängig, ehrenwerth, hat practische Erfahrung und bon sens, ist einsichtig genug in der Freiheit nicht eine Gefahr, sondern eine Garantie für die conservativen Interessen zu finden, steht dem Coterienwesen der Hauptstadt ziemlich fern, ist vollständig gleichgültig gegen dynastische Fragen, zum Theil sogar gegen constitutionelle. Sie war es, die hinter dem Ministerium Martignac stand im Jahre 1827, hinter Odilon Barrot im Jahre 1847, hinter Daru und Buffet im Jahre 1869: die Wahl oder vielmehr die Annahme solcher Führer beweist schon die Vorurtheilslosigkeit und Aufrichtigkeit, aber auch die Rathlosigkeit und den Mangel an Organisation in dieser Partei. Leider fehlt's ihr auch durchaus an der ersten aller politischen Eigenschaften, am Charakter — einer Eigenschaft, welche die anderen Parteien durch Leidenschaften ersetzen, rechts durch die Furcht, links durch Haß und Neid. Da es ihr nun an Energie mangelt, da die Gewissenhaftigkeit ihrer meisten Anhänger ihr nicht erlaubt unrechte Mittel anzuwenden, um sich an's Steuer zu drängen, da sie den Muth nicht hat ihren Einfluß in seinem ganzen Umfange geltend zu machen, da sie nicht disciplinirt und constituirt ist, da niemand aus der Partei persönlich eintreten will, so muß sie sich natürlich beinahe immer mit der Masse

der conservativen Interessen verbünden, auf welche sämmtliche Regierungen sich schließlich stützen; manchmal auch, wie in den Jahren 1847 und 1869, mit der Pariser Oppositionspartei; nur äußerst selten, und wenn sie ganz den Kopf verloren hat, mit der destructiven Partei: denn im Grunde überwiegt in ihr doch immer das conservative Interesse.

Geringer an Zahl, weniger einflußreich durch Persönlichkeit, Lebensstellung und locale Verbindungen, ist die Pariser Opposition, dagegen viel mächtiger auf die Geister wirkend als die gebildete und wohlhabende Provinz. An politischem Verstand wie an practischer Erfahrung dieser durchaus untergeordnet, ist sie ihr überlegen an Geist, Witz, Lebendigkeit, Beweglichkeit, Schulbildung. Diese Ueberlegenheit fühlt der Pariser, und aus dem Bedürfniß sie auch der Nation fühlbar zu machen, entspringt die unwiderstehliche Versuchung zur Fronde — so unwiderstehlich in der That, daß ihr, selbst dann, wenn das Nachgeben eine Gefahr für die ganze Existenz wird, nachgegeben werden muß. Diese Fronde geht zuerst aus von den sogenannten liberalen Classen, oder gelehrten Ständen, theilt sich dann dem eiteln Pariser Bürgerstande mit, und wird endlich so ansteckend, daß jeder, der sich nur eine Zeitlang in Paris aufhält, davon ergriffen wird: zunächst natürlich der gebildete und unabhängige Provinziale, dann der ministerielle Deputirte, weiter sogar alle Beamten, endlich die Minister selber. Ja, unter dem Kaiser erzählte man sich die charakteristische Anekdote: Napoleon III. habe geäußert „er sei orleanistisch, die Kaiserin aber legitimistisch ge-

sinnt.“ Von Paris aus verbreitet sich nun diese Opposition gegen jede bestehende Regierung ohne Ausnahme allmählich über das Land. Wie die Autorität der Eltern durch die Familiarität, die der Religion durch den Skepticismus untergraben ist, so wird die Autorität des Staates durch den Spott vernichtet. Der Pariser (das eitle und blasirte Pariser Kind sowohl als der eingewanderte junge Provinziale) hat im Blute die unwiderstehliche Lust d'enjamber la balustrade, sich des verfolgten Diebes anzunehmen, die Polizei zu foppen und sich über die Regierung lustig zu machen — und wenn er lacht, wer wollte nicht mitlachen? Ueber wen aber der Franzose einmal gelacht hat, der darf keinen Anspruch mehr auf Respect erheben. Da nun niemand in Frankreich wagt eine eigene Meinung zu haben, da jeder fürchtet naiv und einfältig zu erscheinen, da Paris die Mode angibt, jedermann aber sich der Mode unterwerfen muß — so wagt am Ende niemand mehr in ganz Frankreich nicht mitzufrondiren. Man nennt das „die öffentliche Meinung.“ Ist sie einmal durchgedrungen, so widersteht ihr keine Regierung, selbst die stärkste nicht, selbst eine künstlich zusammengebrachte Kammermajorität nicht; sie ist in Frankreich geradezu allmächtig. Gebildet aber wird sie heute nicht mehr so sehr in den Salons als in den Zeitungen.

In keinem Land ist die Presse mächtiger und de facto freier als in Frankreich; in keinem Lande macht sie von dieser Macht und Freiheit einen schlechteren Gebrauch. Eine Provinzialpresse, kann man sagen, existirt nicht. Folglich ist nur der Pariser Oppositionsgeist in

der Presse vertreten, und man täusche sich nicht; auch die Blätter, welche die zeitweilige Regierung unterstützen sind voll des bösen Pariser Geistes. Die Pariser Presse aber hat weder, wie die englische, den Zweck die Staatsgewalten zu beaufsichtigen, noch, wie die deutsche, das Publicum zu unterrichten. Man findet darin weder die freiwillige Mitarbeiterschaft aller Beschwerdeführer des Landes, die der englischen Presse ihren eigenthümlichen Charakter verleiht, noch die große Zahl auswärtiger Correspondenzen, welche drei Viertel einer deutschen Zeitung füllen. Die Pariser Presse macht sich entweder zur Aufgabe das Publicum zu amüsiren oder es zu bekehren, oder aber witzig zu polemisiren. Im ersten Fall entsteht das ignobelste Erzeugniß des zweiten Kaiserreichs, die Skandalpresse, euphemistisch „la presse littéraire“ genannt: sie ist meist von geistreichen aber unwissenden Abenteurern und Raufdegen redigirt, welche sich direct durch kolossalen Absatz ihres Blattes oder indirect durch Chantage (d. h. durch Androhung indiscreter Mittheilungen aus dem Privatleben oder durchsichtige Anspielung darauf) die Taschen zu füllen suchen. Nichts kommt der Verachtung gleich, die ganz Frankreich für diese Presse kundgibt, nichts — als der Heißhunger, mit dem es sie verschlingt. Die „Presse littéraire“ hat mehr Absatz als alle politischen Journale zusammen. Ihr Ueberhandnehmen ist eines der schlimmsten Symptome des modernen Frankreich: es ist moralisch was der Absynthconsum physisch ist: der tägliche Genuß dieses Giftes reizt die Nerven, macht den Leser für jede ernste und fortgesetzte Lectüre unfähig, verleidet ihm alle

höheren Interessen und gewöhnt ihn an einen rohen, cynischen Ton, der früher unbekannt war in der französischen Presse.

Die politischen Journale haben das große Verdienst wenigstens in dieser Beziehung die guten altfranzösischen Traditionen noch einigermaßen aufrecht zu erhalten: kein Land kann sich rühmen eine besser geschriebene Presse zu besitzen; und dies ist um so wichtiger, als der ganze Journalismus ungenießbar wäre, wenn Geist, Witz, Anmuth und Feinheit nicht die ewigen Tiraden über allgemeine Prinzipien, oder die unaufhörlichen Zänkereien der verschiedenen Blätter unter sich belebten und mäßigten. Daß aber der französische Journalist sein Gefallen finde an allgemeinen Discussionen ist im Grunde sehr natürlich: ist er doch dem wirklichen Leben der Nation ganz fremd. Aufgezogen zwischen den Mauern eines Collège und, nach meist glänzenden Studien, gleich auf den Gebrauch der Feder angewiesen, ist er selten aus Paris herausgekommen, kann kaum ein Haferfeld von einem Weizenfeld unterscheiden, und hat von reellen Interessen keine andere Idee als die er aus nationalökonomischen Werken schöpft. Ueberhaupt hat er gewöhnlich seine ganze Weisheit aus Büchern und Salons. Genährt mit abstracten Ideen, noch öfter mit Phrasen, unterrichtet in der Geschichte, namentlich der französischen, den Kopf voller classischer Traditionen, kann er eben nur für Fragen der großen Politik ein wirkliches Interesse haben, diese aber nur als Dilettant und vom Standpunkte des Belletristen auffassen. Wenn ihm das Journal nicht wie seinem Collegen von der presse littéraire eine In-

dustrie ist, die er aufs beste ausbeutet, so ist sie ihm eine Art Priesterthum, und er bildet sich wirklich ein: er sei da „die Menschen zu bessern und zu bekehren.“ Im ersten Falle denkt er daran seiner Kundschaft auf jede Weise zu gefallen, im zweiten Fall seinen Glauben an gewisse alleinseligmachende Institutionen und Prinzipien zu verbreiten; in beiden aber vor allem sich selbst eine Reputation als geistreicher und gelehrter Mann zu machen, vielleicht gar den Weg zum Parlament zu bahnen: man weiß, daß das französische Gesetz (loi Tinguy) unter dem Kaiserreich die Unterschrift forderte, und daß die Eitelkeit der HH. Zeitungsschreiber noch immer den Brauch aufrecht erhält.

Der Journalist nun, verbunden mit den Pariser Advocaten und Professoren, fabricirt die öffentliche Meinung, diese tyrannischste aller Gewalten, der sich jeder Französe blindlings unterwirft. Sie tritt heute Geister wie Sainte-Beuve und Renan unter die Füße, weil sie im Verdacht stehen nicht alles im Kaiserreich schlecht zu finden; morgen erhebt sie dieselben in den Himmel, weil sie in ihnen Verbündete gegen die Kirche sieht. Sie war es, die Sadowa als eine Niederlage für Frankreich hinstellte, sie, die den Krieg gegen Deutschland verlangte. Sie ist die eigentliche Herrscherin von Paris, und um ihren Willen durchzusetzen verbündet sie sich bei den Wahlen mit der Masse der destructiven Partei, d. h. dem Arbeiter. Jules Simon, Favre, Picard, Gambetta, Rochefort, kurz die ganze Pariser Opposition, sind mit Hülfe der Faubouriens in den gesetzgebenden Körper

gedrungen.*) Diese Allianz der Intelligenz und der Begehrlichkeit, der Pariser Opposition und der Pariser Aufstandsarmee ist es nun, die in gewöhnlichen Zeitläuften die liberal-conservative Partei zum Bündniß mit der blindconservativen Masse des Landvolks treibt, bis der Augenblick kommt, wo das Pariser Monstrum gezähmt, bekehrt und gebändigt zu sein scheint, und man glaubt gefahrlos mit der Pariser Opposition gehen zu können. So trennte sich die gebildete Provinz von dem conservativen Landvolk am 10. December 1848, als sie für Cavaignac, das Landvolk aber für Napoleon stimmte; so schied sich am 18. März 1871 die Pariser Opposition von der destructiven Masse der Hauptstadt und rief den Schutz der Armee an. Solche Momente sind aber äußerst selten; gewöhnlich bildet Paris eine geschlossene oppositionelle, die Provinz eine geschlossene conservative Masse; zu einer dauernden Verbindung der Pariser Opposition und der gebildeten Provinz — der einzigen Combination, die gutes stiften könnte — kommt es nicht; die Eitelkeit der ersteren, die Aengstlichkeit der zweiten verhindern sie immer und immer wieder. So ist's denn nicht zu verwundern, wenn die Verbündeten aus Belle-

*) Dieses Phänomen wiederholt sich häufig in den großen Provinzialstädten, wie Lyon, Bordeaux, Marseille und Lille, wo die Pariser Plagiarier der großen Revolution wieder plagiirt werden, indem einige Advocaten ohne Clienten, Aerzte ohne Patienten, Lehrer ohne Schüler und Journalisten ohne Abonnenten die Jules Favre und Simon spielen und sich mit den Arbeitern verbinden; gewöhnlich jedoch ohne Erfolg, da der locale Einfluß der conservativen Interessen in der Provinz doch noch zu groß, der Werth der Provinzialdemagogen doch allzu gering ist.

ville oder Faubourg Saint-Antoine, nachdem sie zwanzig Jahre lang die Pariser Opposition unterstützt und nichts dabei gewonnen haben, endlich gewaltsam losbrechen und eine Revolution auf eigene Rechnung machen, wie in den Junitagen von 1848 oder in der Communezeit des Jahres 1871; was dann die liberal-conservative Provinz natürlich sogleich wieder in das Lager des blindesten Conservatismus treibt, während die witzige und beredte Pariser Opposition plötzlich ganz vom Erdboden verschwindet, oder sich doch mäuschenstill verhält. Wehe, wenn einst beide Heere, das des blinden Aberglaubens und das des blinden Unglaubens, aufeinander prallen, und in ihrem Anprall diejenigen beiden Classen der Gesellschaft erdrücken, welche Besitz, Bildung, Intelligenz repräsentiren und in allen Ländern der Welt die Nation im eigentlichen Sinne des Wortes bilden! Ein wenig Muth in dem gebildeten und wohlhabenden Bürgerthum der Provinz, etwas weniger Eitelkeit und systematische Opposition in der Elite der gelehrten Stände, welche sich in Paris zusammenfindet, die Verbindung beider gegen rechts und links, könnte die Katastrophe vielleicht noch beschwören — aber daran ist eben nicht zu denken.

Wenn die Staatsmaschine trotz aller dieser nutzlosen Aufregungen noch immer fortarbeitet und im Ganzen recht erträglich fortarbeitet, so ist dieß nur den trefflichen Einrichtungen Napoleon's I. und dem alten Beamtenstabe zu danken, der sich um Politik nicht kümmert, fleißig, umsichtig, unbestechlich, mit Intelligenz und Sachkenntniß seines Amtes wartet. Noch ist die Tradition der großen kaiserlichen Schule nicht erloschen, und im

Staatsrathe wie in den Präfekturräthen, im Rechnungshof wie in der Bank von Frankreich lebt dieser Geist. Ihm aber steht als zuverlässiges Werkzeug die Polizei und Gendarmerie zur Seite, die in keinem Lande aufopfernder, intelligenter und gewissenhafter ist als in Frankreich. Diese Beamten, unterstützt von dieser Friedensarmee, leiten den französischen Staat in jenen von dem Genie Napoleons vorgezeichneten Gleisen weiter, wie der französische Bürger und Bauer durch ihre Thätigkeit, Mäßigkeit und Sparsamkeit das kostbare Oel für die Maschine zu schaffen nicht müde werden. Da mögen sie denn schon einmal augenblicklich die Politiker, welche sich einbilden die Maschine geschaffen zu haben, weil sie sich ihrer bemächtigt und ihr einen neuen Namen gefunden haben, gewähren und sich wie Tollhäusler gebärden lassen. In der That ist man manchmal versucht, den ganzen französischen Staat einem Schiffe zu vergleichen, das die Bewohner eines Narrenhauses transportirt. Kapitän, Mannschaft und die gesunden Passagiere erlauben den Narren eine Weile die Herren zu spielen, und, da sie das Spiel schon oft mit angesehen, in ihr Fahrzeug aber ein unerschütterliches Vertrauen hegen, fahren sie ruhig in ihren täglichen Arbeiten und Lebensgewohnheiten fort, bis die gefährliche Rotte das Spielzeug zu zerbrechen, den Compaß zu zertrümmern, den Mast zu verbrennen droht, wo dann, freilich etwas spät, eingeschritten und die tolle Gesellschaft wieder in den unteren Schiffsraum eingesperrt wird.

Dies in rohen Umrissen das Bild der Gestalt, welche das französische „Ideal" praktisch annimmt; dies die un=

gefähre Weise wie der „neuerungssüchtige, red- und rauflustige“ Gallier, den der Römer schildert, sich mit seiner modernen Bildung abfindet, wie sich das Bedürfniß der fronde und die Gewohnheit der routine mit einander vertragen, wie das leidenschaftliche Temperament, das die rationalistische Cultur nur zurückgedrängt und überfirnißt, nicht gemildert und gezähmt hat, sich Spielraum verschafft, wie sich Humanitätsgelüste mit wilder Grausamkeit, Enthusiasmus mit Skepticismus, Selbsttäuschung mit absichtlicher Lüge, Herrschsucht mit Völkerbeglückungswahn im öffentlichen Leben Frankreichs paaren. Das eine aber, das noth thut, nicht um ein liebenswürdiges, geistreiches und geselliges, sondern um ein freies Volk zu werden — Wahrhaftigkeit, sittlicher Muth, Selbstbeherrschung — wird nicht erweckt noch großgezogen durch rationalistische Ideale. So lange aber diese Tugenden nicht gepflegt werden, wird auch der französische Staat nicht zur Ruhe in der Freiheit kommen. Frankreich wird nie in der Weise sinken, in welcher Spanien von so großer Höhe so rasch herabgesunken ist; sein materieller Reichthum, die Privattugenden der Arbeitsamkeit, Sparsamkeit, des Familiensinns, der Ehrlichkeit, die noch allgemein herrschen, der skeptische Charakter seiner Bildung und Litteratur bewahren es vor ökonomischem, moralischem und geistigem Verfall. Daß es aber politischen Zuständen ähnlich denen Spaniens mit raschen Schritten entgegengeht, scheint uns außer allem Zweifel zu liegen.

Alexis de Tocqueville erzählte einst seinem Vertrauten, Senior Nassau, er habe einen alten Freund,

einen Benedictiner, der bei Ludwigs XVI. Regierungsantritte dreizehn Jahre alt gewesen. Es war ein begabter und unterrichteter Mann, der immer in der Welt gelebt, Alles was er gesehen und gehört, in Erwägung gezogen hatte und dessen Geist noch ganz frisch war. Dieser gab die materielle Ueberlegenheit unseres Zeitalters zu, aber er meinte, in geistiger wie in sittlicher Beziehung ständen die Franzosen unserer Tage weit unter ihren Großvätern und Tocqueville stimmte ihm bei. „Diese siebzig Revolutionsjahre," fügte er hinzu, „haben unsere freudige Zuversicht, unsern Muth, unser Selbstvertrauen, unsern Gemeinsinn, sowie, wenigstens in der großen Mehrzahl der höheren Classen, unsere Leidenschaften ertödtet, mit Ausnahme der gemeinsten und selbstsüchtigsten: Eitelkeit und Begehrlichkeit." Diese Worte des großen Patrioten sind vom Jahre 1858.

II.

Napoleon III. und die Republikaner.

Wie alle Demokratien, welche die Geschichte kennt, ist das moderne Frankreich, nachdem es eine geraume Zeit lang thatsächlich eine Tyrannis war, seit fünfundzwanzig Jahren auch der Form nach eine solche geworden. Es ist hier nicht der Ort den Werth dieser Regierungsform zu untersuchen: wie alle andern ist sie bald heilsam, bald unheilvoll, je nachdem das Prinzipat in den Händen eines Perikles oder Dionys, eines Trajan oder Domitian, eines Cosimo oder Alessandro de' Medici, ist. Da sie eben die persönlichste aller Regierungen ist, so hängt bei ihr mehr als bei irgend einer andern von dem Werthe oder dem Unwerthe der regierenden Persönlichkeit ab. Im Grunde ist freilich jede Regierung eine persönliche; selbst ein englischer Premier regiert allein durch die Macht seiner Persönlichkeit, deren Fehler, widerstreitende Ansichten, ja Launen die herrschende Partei im Einzelnen hinnehmen muß, um ihre Ansichten und In-

teressen in der Hauptsache durchzusetzen und sich mittelst der persönlichen Ueberlegenheit ihres Chefs an der Herrschaft zu erhalten. Der wesentliche Unterschied der legitimistischen, aristokratischen oder parlamentarischen Staatsform von der cäsarischen Demokratie besteht eigentlich nur darin, daß in der ersteren die herrschende Persönlichkeit einer Controle unterworfen ist, und ein Gegengewicht hat, die in der letzten nicht existiren. In der legitimen Monarchie übt diese Controle und bildet dieses Gegengewicht die mit dem Staate und der Nation identifizirte Dynastie, von der der herrschende Minister seine Gewalt erhalten hat, im aristokratischen Staatswesen die Tradition und das Interesse der Classe, aus welcher der Regierende hervorgegangen ist, in der parlamentarischen die Gegenpartei, welche bereit ist, die Regierung zu übernehmen, sobald nur der Chef der gerade regierenden Partei die Grenze überschreitet, innerhalb welcher sein eigenes Interesse und das seiner Partei nicht in directe Opposition mit dem des Landes kommt. In allen diesen Fällen zieht der Sturz des Herrschenden nicht die Auflösung des Staates nach sich, welcher, Dank der permanenten Dynastie, den permanenten Traditionen und Interessen des Adels, der permanent regierungsbereiten Oppositionspartei, immer eine Zeitlang einer bedeutenden leitenden Persönlichkeit entrathen kann. Eine Cabinetsfrage hat niemals weder Preußen, noch Venedig, noch England der Anarchie ausgesetzt, ob nun die Nation durch das Organ der nationalen Dynastie, der herrschenden Kaste, oder der parlamentarischen Partei ihre Mißbilligung des Höchstregierenden ausgesprochen.

In Frankreich, wie im cäsarischen Rom und im mediceischen Florenz, ist die permanente Cabinetsfrage das einzige Regierungsprincip und das ganze Regierungssystem. Da kein permanentes Organ wie Dynastie, Aristokratie oder Partei existirt, in dem sich der Volkswille concentriren und bethätigen könne, da sich dieser Volkswille eben nur in dem Regierenden, d. h. dem Inhaber der Executivgewalt concentrirt und bethätigt, so fällt der Staat zusammen, sobald die Cabinetsfrage gegen diesen Regierenden entschieden wird: es ist Niemand und Nichts da, provisorisch seine Stelle einzunehmen.

Frankreich ist nun in diesem Falle, seit es seine legitime Dynastie umgestürzt hat, ohne weder eine Aristokratie, noch zwei geordnete, mächtige Parteien zu besitzen, die sie hätten ersetzen können. Bald gibt sie einem Soldaten, bald einem Redner, bald einem Präsidenten, bald einem Premierminister die Regierung: aber mit unfehlbarer Sicherheit führt der Sturz des Regierenden den Zusammensturz des Staates nach sich: daher wir ohne Widerspruch alle Regierungsformen, welche Frankreich seit fünfundachtzig Jahren hat über sich ergehen sehen, als Principat, Tyrannis, Cäsarismus bezeichnen dürfen. Von den acht Katastrophen, welche mit dem Sturz des Regierenden den Zusammensturz des französischen Staates nach sich zogen (1792, 1794, 1799, 1814, 1815, 1830. 1848, 1870), mögen die von 1848 und 1870 die sittlich schuldvollsten gewesen sein; die politisch verhängnißvollste war jedenfalls die von 1830, zu welcher oberflächliches Analogisiren mit der englischen Revolution

von 1688 die geistreichen und persönlich ehrenhaften Führer der liberalen Doctrin verleitete. Hätte sich die liberale Opposition im Jahre 1830 mit dem Sturze Polignac's begnügt, so hätte sie recht eigentlich die traditionelle Dynastie Frankreichs wiederbegründet und wäre selbst zugleich eine Partei geworden im Sinne der englischen Whigs. Ihr Irrthum war zu glauben, daß sie es schon sei und sich mit der Partei zu vergleichen, welche hundertundfünfzig Jahre vorher Wilhelm III. aus dem Haag nach London rief. Seit 1830 ist die legitime Monarchie, insoweit sie auf Loyalismus und der Identifizirung dynastischer und nationaler Interessen beruht, todt, und wie's die Erfahrung zeigt, keiner Wiederbelebung mehr fähig. Seit 1830 hat sich keine regierungsfähige Opposition bilden können, weil die Opposition sich selber als Partei tödtete, als sie sich in der Person Louis Philippe's an die Stelle der inamoviblen Dynastie setzte.

Es bleibt uns übrig, die Herrscher, welche in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts die Geschicke Frankreichs leiteten und leiten, sowie die kurze Zwischenzeit der Anarchie kurz zu charakterisiren, um obige Sätze an dem Lichte der thatsächlichen Wirklichkeit zu beleuchten.

1.

Nachdem das französische Volk acht Monate lang dem Treiben der unfähigen Ehrenmänner zugeschaut,

die es nach dem Sturze der Julimonarchie unternommen hatten seine Geschicke zu lenken, berief es am 10. December 1848 einen fürstlichen Abenteurer mit dem Mandate, ihm eine stabile und geordnete politische Existenz zu verschaffen.*) An der Moralität des Mannes und seiner Umgebung schien ihm ebensowenig gelegen, als an der möglichen Verbindung der Freiheit mit jener wiederherzustellenden Ordnung. Gegen den Willen aller Gebildeten, trotz der Pression einer Regierung, welche die ganze Beamtenmaschine in ihrer Hand hielt und in Bewegung setzte, wählte das Volk den Neffen Kaiser Napoleon's I., der schon zweimal öffentlich als Prätendent auf den Kaiserthron und Erbe seines Oheims aufgetreten war. Nur Kinder oder Fanatiker können annehmen, daß die Nation mit dieser Wahl unter solchen Umständen etwas Anderes als die Wiederaufrichtung der cäsarischen Monarchie beabsichtigte, welche fünfzig Jahre früher Gesetz und Ordnung in dem vielgeprüften und erschütterten Lande hergestellt hatte. Der französische Bauer hatte damals wie zur Zeit des 18ten Brumaire nur zwei politische Ideen oder vielmehr zwei politische Gefühle: Haß der Anarchie und Furcht vor einer Rückkehr zum ancien régime mit seinem Gefolge von Frohnden, Zehnten, Herausgabe der Nationalgüter und anderer Schreckbilder retrospectiver Einbildungskraft.

---

*) Die Nachricht vom Tode Napoleon's III. ereilte den Verfasser während der Correctur der Druckbogen der ersten Auflage. Er glaubte und glaubt Nichts an dem bei Lebzeiten des Monarchen Geschriebenen ändern zu müssen.



Der Name Bonaparte, sein revolutionärer Ursprung und seine Traditionen verbürgten ihm das Ende der Anarchie und die Nichtwiederherstellung des alten Régime's. Das genügte ihm, sobald die Frage sich in der logischen Einfachheit des Plebiscites mit seinem schreckenhaften Entweder Oder darstellte.

Ganz anders gestaltete sich die Sache in den Augen des Bauern sobald nicht über das Allgemeine, sondern über Lokales und Persönliches zu entscheiden war: er verfiel dann wieder sogleich der Herrschaft der lokalen und persönlichen Einflüsse, d. h. er nahm die Leitung des Gutsherrn, des Pfarrers oder des Schulmeisters an und wählte demgemäß ihm bekannte Royalisten, Papisten oder Liberale in die Nationalversammlung. Daher der Widerstreit zwischen der Executive und der Legislative, zwischen Cäsar und dem Senate, während der Jahre 1849, 1850, 1851. Erst als es offenbar war, daß Pompejus-Changarnier das Elysée besetzen würde, wenn man ihm nicht zuvorkomme, überschritt der Neffe Cäsar's den Rubicon und kam zuvor. Hätte er warten können, die Maiwahlen des Jahres 1852 würden ihn sicher in seiner Herrschaft bestätigt und ihm seine Aufgabe ganz sonderbar erleichtert haben. So wie die Sachen lagen, mußte er nicht nur das Gesetz gegen sich haben, sondern auch die Gebildetsten wie die Rechtlichsten der Nation, unter welche wir natürlich diejenigen nicht rechnen, welche in wahrhaft unglaublicher sittlicher Begriffsverwirrung dem Manne den Eidbruch vorwerfen, den sie selbst durch Eidbruch vom Throne gestoßen. In achtzehn Jahren nicht unrühmlicher noch unverständiger

Regierung vermochte er nicht diesen Flecken der Geburt loszuwerden; und als er es endlich dahin gebracht zu haben schien, war es zu spät. Genöthigt sich mit fähigen, aber gewissenlosen Werkzeugen zu umgeben, selbst nicht unfähig — freilich auch nicht gewissenhaft — hatte er die Rolle eines italienischen Tyrannen des Quattrocento zu spielen: und in der That einigten sich in dem Neffen des Corsen in merkwürdiger Weise die Fehler und Tugenden der Sforza und der Medici.

Die Geschichte kennt wenig Charaktere, die so komplex wären wie der Napoleon's III. Neben einem fatalistischen Grundzuge die stete Bestrebung, der lebendigen Kraft der Geschichte ihre Wege vorzeichnen zu wollen; bei vollständiger moralischer Indifferenz, für welche die Begriffe Gut und Schlecht, Mein und Dein nicht zu existiren scheinen und die weder vor Eidbruch, noch vor Blut zurückbebt, eine menschliche Herzensgüte, die Alle gewinnt, und jene königlichen Tugenden und Fehler der verschwenderischen Freigebigkeit, der unzeitigen Milde, der rücksichtslosen Dankbarkeit, der blinden Verwegenheit, die dem Throne so wohl anstehen, wenn sie ihn auch mehr zieren, als stützen. Kein Fürst verstand so wie er die In-Scenesetzung eines französischen Hofes; keiner übte besser die schwere Kunst, sich stets der Freunde und der Wohlthaten zu erinnern, für die Feinde aber und ihre Angriffe kein Gedächtniß zu haben.*) Mit der

*) Der Undank und der unversöhnliche Groll gegen die Familie Orleans ist eine einzige, schwer zu reimende Ausnahme, die wohl jener revolutionären Antipathie gegen die Bourgeoisie und



utopistischen Conception des Revolutionärs paarte sich merkwürdig die Zähigkeit und die Geduld des Politikers. Nie hat die Eitelkeit seinem Ehrgeiz einen Streich gespielt; und dieser Ehrgeiz selbst war beinahe unpersönlich, war befriedigt, sich für ein Werkzeug der Geschichte zu halten. Durch und durch idealistisch gestimmt, kann er doch einen kleinen Zug schadenfroher Ironie nicht verhehlen. Ruhig und scheinbar sicher in seinen Entschlüssen, bleibt der Wille jedem Einflusse zugänglich, weil er das Was unverrückt im Auge behält und nur über das Wie von intellektuellen Motiven sich leiten läßt. Nichts ist dieser Natur fremder als jene schlauen, machiavellistischen, weitaussehenden, feingewobenen Pläne der Herrschsucht, wie sie ein Augustus ersinnen mochte und wie sie die öffentliche Meinung Europa's dem Manne des 2. December so gerne unterschob. Aber weil keine Ader von Reinecke in ihm war, so war er darum noch nicht Boldewyn, wie man es im Beginne seiner Laufbahn wohl anzunehmen pflegte.

Gewiß ist in dem ehemaligen Conspirator keine Spur vom traditionellen geschulten Staatsmann der Partei, der nur in aristokratischen Staaten aufkommt, und sich für uns im jüngeren Pitt verkörpert: noch weniger vom politischen Genie eines Mirabeau, das zugleich mitten in den Dingen und hoch über ihnen steht,

---

dem dunklen Legitimitätsgefühle zuzuschreiben ist, das in jener Familie die Usurpatoren der den Bonapartes zukommenden Rechte auf einen modern-revolutionären Thron sah; vielleicht auch dem Andenken an die orleanistischen Umtriebe und parlamentarischen Intriguen während der Präsidentschaft, 1848—1851.

bei dem Leidenschaft und höchstes Wollen durch einen wohlthuenden Skepticismus gemäßigt, Ehrgeiz und praktischer Sinn durch die erhabensten Ziele geadelt, das ganze Handeln von einer tiefen philosophischen Bildung getragen werden. Auch von den zwei großen Staatsmännern unserer Zeit ist Napoleon III. durch eine Kluft geschieden: ihm ist der derbe Naturalismus Bismarck's fremd, der mit den ihm zugetheilten Karten kühn und klug zu spielen sich begnügt, ohne vom Zufall mehr zu verlangen als er gegeben, ohne ein weiteres Ziel sich zu stecken als den Gewinn der Partie; aber fremd ist ihm auch die stählerne Biegsamkeit, die Cavour aus Richelieu's und Mazarin's Schule gelernt zu haben scheint und die, trotz alles Blendwerks von parlamentarischem Flitter, doch immer eine echtmonarchische, ja dynastische Idee verfolgte. Wie ganz anders Napoleon III., der die Plane eines Tiberius Gracchus mit den Mitteln eines Catilina, mit dem Temperamente eines Cromwell zu verwirklichen gesucht und nahezu das Höchste erreicht, weil ihn sein Stern zur rechten Stunde in die Geschichte warf und so lange er seinem Stern zu folgen wußte:

ma solo un punto fù quel che lo vinse.

Napoleon III. ist keine französische Natur, aber seine politische Bildung ist ganz unter dem Einfluß des französischen Ideals von 1789 und 1800 geblieben. Ein karger Redner und ein ungemäßigter Schreiber, hatte er weder die Gabe sein Volk zu begeistern, noch es zu überzeugen, noch ihm zu gefallen durch seine

Worte, während seine Ideen und seine Handlungsweise der Mittelmäßigkeit der französischen Nation wunderbar entsprachen. Seine Lebensschicksale und die bizarre Mischung imperialistischer Traditionen, karbonarischer Jugendeindrücke, ökonomischer Studien, englischer Erfahrungen, journalistischer Bildung, plebejisch-aristokratischer Antipathien gegen die Prosa des Bürgerthums, das ihm die Julireregierung verkörperte, haben der räthselhaften Natur des Mannes nicht vergönnt, sich harmonisch auszubilden und zur widerspruchsvollen Anlage gesellte sich ein widerspruchsvolles Geschick, das seine Anschauung der Dinge mächtig bestimmte. Niemand durchschaute besser die Bedürfnisse der Neuzeit und die Bestrebungen der Völker; und doch gibt es wenige Staatsmänner, die ihn an Menschenkenntniß nicht überragten oder die gleichgültiger als er gegen den persönlichen Werth der Individuen wären. Einzig unter den Souveränen Europas, weil er allein in bürgerlichen Verhältnissen gelebt, war er einzig auch unter den französischen Staatsmännern, weil er, allein von ihnen, das Ausland kannte. Beides hat ihm bedeutende Vortheile gewährt; beides hat ihm vielfach geschadet, ihn endlich zum Fall gebracht: der Fürst hat Wege betreten, die schließlich dem solidarischen Interesse der europäischen Monarchien gefährlich werden mußten; der Franzose hat den gerechten Bestrebungen fremder Völker eine Sympathie bewiesen, die ihm seine Landsleute nicht verzeihen wollten, und er hat bitter erfahren müssen, daß ein Staatsmann nicht ungestraft der Standes- oder der Nationaluntugenden entrathet.

Bei alledem geziemt es, einen Wohlthäter Europas und Frankreichs in dem Manne zu ehren, dessen Name das dritte Viertel unseres Jahrhunderts, trotz des Mitlebens größerer Menschen, doch stets bezeichnen wird. Ihm dankt die Welt zum größten Theile jene Zerstörung des russischen Götzen, der wie ein Alp auf uns lastete, und die Sprengung jener heiligen Allianz, die selbst die Märzrevolution nicht hatte zertrümmern können; ihm die Erschütterung der habsburgischen Macht; ihm den frischeren Zug, der seit dem italienischen Kriege in das staatliche Leben des Continents gekommen; ihm die freiere Handelspolitik und jene Beseitigung aller Schranken des Verkehrs, die man nicht genug preisen kann; ihm endlich die Vertheidigung des katholischen Europas gegen den immer drohenderen Jesuitismus. Ihm dankt Frankreich neunzehn Jahre der Ruhe und Sicherheit, während deren sich der Reichthum des Landes beinahe verdoppelt; ihm die Identifizirung des Staatsinteresses mit dem der Mittelclassen durch die Nationalanleihen, ihm endlich die wirthschaftlichen Freiheiten, die dem Handel und der Industrie die Arme gelöst. Fern sei es die Schattenseite dieser absoluten Regierung zu verhehlen: die traurige, wirklich katilinarische Umgebung des Monarchen, die auf die französische Gesellschaft so unheilvoll gewirkt; den Ursprung, blutig und kothig zugleich, des neuen Regimes; das Aufkommen der sogenannten literarischen Presse — wir würden das ohne Euphemismus die Skandalpresse nennen —, welche das lesende Publikum vergiftete; die wachsende Furchtsamkeit und Servilität aller Beamten; die Demoralisation

eines Theiles der Justiz; vor Allem die Todtenstille, die neun Jahre lang über dem Lande lag, und jene vergeudeten Millionen, die die öffentlichen Finanzen zerrüttet, ohne zu verhindern, daß die französische Fahne, von der groben Krämerrepublik gedemüthigt, aus der transatlantischen Ferne zurückkehrte. Sobald aber die Fortuna ausblieb, war's auch aus mit der audacia, und ohne sie erzwingt man die Gunst der launenhaften Göttin nicht. Der mexikanische Mißerfolg — herbeigeführt durch den ihm wie vielen Politikern unerwarteten Sieg der Nordstaaten Amerikas — machte ihn irre an sich selbst, raubte ihm die Entschließung, die Sicherheit, welche immer die erste Eigenschaft des Staatsmannes bleibt. Frühes Altern und eine Krankheit, welche stets die Willenskraft zu lähmen pflegt, thaten das Uebrige: und so beging er seit dem Tode Maximilian's wie im Dunkeln tastend, bald vorschreitend, bald sich zurückziehend, alle jene Fehler, welche endlich seinen und seines Volkes Ruin herbeiführten.

Doch vergesse man nie die Mitschuld des Landes. Die Bitterkeit, mit der heute die Nation von dem Gefallenen denkt, die Härte, mit der sie sich über ihn ausspricht, ist einer der unschönsten Züge des modernen Franzosen. Denn es ist ungroßmüthig und unredlich, feige und unwahr zugleich, alles Gute und Glückliche der napoleonischen Regierung der Nation zu vindiziren, sollte es selbst gegen den Willen der Nation oder jedenfalls ohne Befragung derselben durchgeführt worden sein, wie der Krimkrieg, die Befreiung Italiens und der Handelsvertrag mit England; alles Schlimme und Ver-

unglückte aber von sich abzuwälzen, vor Allem den furchtbaren Krieg, in den die Nation*) den der eigenen Entschließung beraubten alternden Herrscher gegen sein besseres Wissen und Wollen hineingerissen. Das Wachsen des nationalen Reichthums, heißt es, war in der Natur der Dinge und wäre auch ohne Napoleon III. eingetreten, aber er hat uns moralisch heruntergebracht, hat uns arme Französlein corrumpirt, die wir so tugendhaft waren, ehe wir in die schlechte Gesellschaft kamen und man uns ein so böses Beispiel gab. Schon lange vor dem Kriege war es Mode gewesen in Paris, von der Regierung des Kaisers als von einem aufgezwungenen Despotismus zu reden: ein Despotismus freilich, obschon im Grunde ein milder, toleranter; aber aufgezwungen war er nicht. Ohne Zweifel hatten die Gebildeten, die Gemäßigten, wie schon bemerkt, im December 1848 die Erhaltung der Republik, als der einmal bestehenden Form gewünscht, und für Cavaignac gestimmt; die Masse, welcher Cavaignac's Regierung nicht „persönlich“ genug war, hatte freiwillig den Erben des großen Napoleon an die Spitze gerufen, und wer nicht blind war, erkannte die Bedeutung dieser Wahl schon damals. Drei Jahre später, als sich der Präsident durch einen Staatsstreich der unumschränkten Gewalt bemächtigte, war er freilich für Paris ein brutaler Usur-

*) Es versteht sich von selbst, daß wir hier wie überall mit der „Nation“ nicht die numerische Mehrheit des französischen Volkes, sondern die sogenannte „öffentliche Meinung“ verstehen, wie sie sich in der Presse, den gelehrten Ständen, unter den Politikern und den Höflingen ausbildet und ausspricht.

pator und Freiheitsmörder; und ihm ist er es geblieben: der Pariser sah, selbst nach dem 2. Januar 1870, noch immer die Blutstropfen an der Hand des Thronräubers und er würde sich selbst mit seinem Sohne nicht auf die Dauer versöhnt haben, da er sich ja überhaupt nicht dazu entschließen kann, eine bestehende Regierung anzuerkennen. Die Provinz jedoch jubelte dem „Retter des Landes" zu und dieser Jubel war aufrichtig. Hätte der Präsident die für Mai 1852 ausgesetzte Neuwahl abwarten können und wollen, was freilich bei der gereizten Stimmung der Kammer schwer war, einstimmig hätte ihn die Provinz, dem Gesetze zum Trotz, wiedererwählt.

Als Napoleon die Volksvertretung niederwarf, zu einer Zeit da schon auf dem ganzen Continent die Reaktion seit zwei vollen Jahren triumphirte, da war die Majorität des Landes leider hinter ihm, entschiedener hinter ihm als die Majorität des preußischen Volkes hinter dem Ministerium, das die Berliner konstituirenden Steuerverweigerer heimgesandt: die Nationalversammlung war, wie heute, von allen Seiten angefeindet; den Einen rüttelte sie zu viel, den Andern nicht genug an der Republik. Es war ein buchstäbliches ruere in servitium, genau wie dasjenige, dem wir seit drei Jahren beiwohnen; nur war es damals zu Gunsten eines schweigsamen und utopistischen Alleinherrschers, während es jetzt bald einem redseligen und skeptischen petit bourgeois, bald einem frommen Militär zu Gute kömmt. Frankreich war der Unordnung, der Unruhe satt; sagen wir, es war der Freiheit satt: man weiß, wie schnell das nervöse, leicht erregte

Volk nach einer gewaltigen Anstrengung zusammensinkt. Im Jahre 1851 dürstete es, wie heute, nach Ordnung, Ruhe und Unfreiheit. Napoleon III. gab sie im reichsten Maße, mit dem Vorbehalt, wenn die Zeit gekommen, „das Gebäude zu krönen", auch diese Unfreiheit zu beschränken: und wir sind überzeugt, dieser Vorbehalt war redlich gemeint, wenn auch die Idee äußerst unklar war.

Ernest Renan in seinen unübertrefflichen geschichtsphilosophischen Studien über die politische Lage Frankreichs, geschrieben im Herbste 1869 und wieder veröffentlicht im Laufe des Jahres 1872, theilt noch die Ansicht derer, die bei dem Kaiser, zur Zeit seines Regierungsantrittes, ein Ideal des ruhmreichen und aufgeklärten Militärdespotismus voraussetzen, das ihn die Verhältnisse verhindert hätten zu verwirklichen. Wir können dieser Meinung nicht beipflichten. Gewiß der Gefangene von Ham hatte Ideale, ein politisches und ein soziales. Keines von Beiden hat er zu verwirklichen gewußt; aber während er sich wohl bald nach seiner Thronbesteigung schon in einsamen Stunden gestehen mochte, daß „nicht alle Blüthenträume reiften" und er mit Allem was er für die arbeitenden Classen gethan, nicht um ein Haarbreit jener Lösung der sozialen Frage näher gekommen sei, so mochte er anders von seinem politischen Ideale denken, das, wie ich glaube, von jeher im Einklange mit gewissen Bedürfnissen unserer Zeit und Frankreichs, mit den Bestrebungen einer gewissen Richtung des französischen Geistes, mit gewissen Anschauungen und Interessen der modernen, demokratischen

Gesellschaft war. Als Louis Napoleon, nach dem Staatsstreiche vom 2. Dezember 1851, eine Verfassung promulgirte, die er selbst als unvollständig anerkannte, als er das bedeutsame Wort von der „dereinstigen Krönung des Gebäudes durch die Freiheit" aussprach, war es sicher weder seine Ueberzeugung noch sein Wille, die Militärdiktatur auf immer in Frankreich zu begründen, war es sicher sein noch unbestimmter Vorsatz, einst dem demokratischen Gleichheitsstaate auch die Freiheit zu geben. Aber welche Freiheit hatte er im Sinne? und wie gedachte er sie zu gründen? Hier sollte sich zeigen wie vague die Ideen, wie ungenügend die staatsmännische Erfahrung und der staatsmännische Tact des improvisirten Herrschers waren.

Auferzogen und herangewachsen im Hasse der Bourgeoisie und der Familie Orleans, die diese Bourgeoisie in seinen, wie in vieler Anderer Augen, personifizirte; Zeuge des oft so unnützen und leeren Geredes der französischen Kammern; im Gefühl, daß Frankreich, dem Lande der Centralisation, die Grundbedingungen des Parlamentarismus fehlten; voller Antipathie gegen jene prosaisch-bürgerliche Friedensliebe und jene Kaste der 100,000 Höchstbesteuerten, die in Frankreich herrschten; betroffen von der regelmäßigen Wiederkehr der Thronumwälzungen und der Nichtigkeit aller Ministerverantwortlichkeitsgesetze, hatte er, wie gar Manche seiner Zeit und seines Landes, seine Abneigungen in ein System zu bringen gesucht, hatte er eine amerikanische Constitution geträumt mit einem Monarchen, anstatt des Präsidenten an der Spitze (denn die bonapartistisch-cäsarische Tradi-

tion war so stark in ihm als die Antipathie gegen den Parlamentarismus, der ihm nichts Anders war, als die Herrschaft der Geldaristokratie). Doch darf man die Idee eines „verantwortlichen Kaisers" als eine wahrhaft geniale Naivetät bezeichnen: es war die in Worten ausgesprochene, in einem Gesetzesparagraphen zusammengefaßte Lehre von sieben Revolutionen; es sprach kühnlich und cynisch die conditio sine qua non jeder geordneten Regierung in Frankreich aus, eine Bedingung, die selbst Thiers, der einstige Vorkämpfer der Ministerverantwortlichkeit, als die Grundbedingung seiner eigenen Regierung aufstellen und vertheidigen mußte; es war und ist die Theorie des demokratischen Prinzipats.

Freilich war jene monarchische Gleichheitsrepublik, mit Berufung ans Volk, mit Verantwortlichkeit des Fürsten, mit kommerzieller und industrieller Freiheit, mit dereinstiger Preß= und Vereinsfreiheit und mit, dem Staatsoberhaupte allein verantwortlichen, Commis statt, von der Landesvertretung abhängiger, Minister — freilich war sie eine Chimäre, sobald man sie sich mit Erblichkeit verbunden und ohne periodische Straßen= oder Palastrevolutionen dachte; noch chimärischer aber war gewiß der Plan der Ausführung. Ihm, dem Schwärmer und Idealisten, schwebte ohne Zweifel vor der Seele das Bild jenes Wilhelm's III. von England, mit dem sein Hephästion=Persigny ihn so gerne zu vergleichen pflegte; aber dem Schwärmer und Idealisten entging natürlich die charakteristische Größe Wilhelm's, des Staatsmannes. Er hoffte nach einem Schema die Weltgeschichte zu leiten, während Jener, nur bedacht die Auf-

gabe jedes Tages zu erfüllen, seine Ziele den Umständen anbequemte. Auch mußte der chimärische Emporkömmling, nachdem er es lange, um mit Egmont zu reden, versucht „mit großen Plänen, Projekten und Gedanken ... wie er Alles zurechtrücken, unterwerfen und zusammenhalten wolle, ... weite Meere nach einer vorgezogenen Linie zu durchsegeln," doch am Ende, wie der große Holländer, sein Schiff nach Wind und Strömung lenken und Gott danken, daß er es in diesen Stürmen vom Felsen gehalten. So unsicheren Schrittes er auch nach seinem Ziele streben mochte, ein Ziel hatte der Mann immer im Auge, von dem sein Halbbruder Morny treffend sagte, es sei ebenso schwer ihm eine fixe Idee zu benehmen, als einen festen Willen zu geben. Dies Ziel war unstreitig das, der Gründer des modernen Staates unter dem Zepter der Dynastie Bonaparte zu werden, einer Dynastie, die ihm allein berufen schien, der aus der Revolution hervorgegangenen französischen Gesellschaft ihren wahren staatlichen Ausdruck zu geben.

2.

Dem vorgesteckten Ziele der endlichen Befestigung Neufrankreichs unter der Dynastie Bonaparte schien Napoleon III. im Januar 1870 näher gekommen zu sein, als alle seine Vorgänger — aber nur um der Welt einen Beweis mehr zu geben, daß Frankreich der parlamentarischen Selbstregierung durchaus unfähig ist. Was der Gesetzgeber von 1851 so richtig gesehen hatte, war

den blöden Augen des gealterten Herrschers von 1869 offenbar entschwunden: an dem Tage, an dem er die Ministerverantwortlichkeit an die Stelle seiner eigenen Verantwortlichkeit setzte, war's um ihn geschehen, wie's um Thier's Macht thatsächlich geschehen war, sobald er sich zur Unverantwortlichkeit verdammen ließ. Napoleon's III. größter Fehler war, dies nicht eingesehen zu haben; ein verzeihlicher Fehler indeß. Warum sollte er nicht, wie ganz Frankreich in jenen einzigen Januartagen, glauben, er wie das Land seien am langersehnten Ziele angelangt, wenn es auch in einer andern Gestalt, als der der fürstlichen Verantwortlichkeit erschien, wenn er auch auf einem anderen als dem gehofften Wege der successiven freiwilligen Zugeständnisse dahin gelangt? In der That hatte die Wirklichkeit den ideal vorgezeichneten Plan gar manchmal durchkreuzt oder gar zerrissen. Was das Geschenk der Gnade sein sollte, war von der ungeduldigen Opposition der kaiserlichen Vorsehung abgetrotzt, aus den Händen gerungen worden; jene Stellung des konstitutionellen Monarchen, die zu brandmarken, zur Tradition der Bonaparte's gehörte, — man erinnert sich des Wortes Napoleon's I. über das cochon à l'engrais, dessen Rolle ihm Sieyès zugedacht — er hatte sie selbst übernehmen müssen und das Volk regierte nicht mehr durch ihn, sondern durch seine parlamentarischen Minister — und doch, erreicht schien das Ziel darum nicht minder: Jakobiten und Puritaner waren des langen Harrens müde geworden; die „alten Parteien," insofern sie auf Personen beruhten, waren versöhnt, freilich aus Ueberdruß, Ungeduld und Ueber-

legung mehr, als aus Sympathie und Begeisterung; aber sie waren versöhnt. Legitimisten, Orleanisten, Republikaner selbst — der Cavaignac'schen Farbe — hatten die Waffen niedergelegt; was noch unter der Fahne der Republik kämpfte, war keine politische Partei, es war der Sozialismus: gefährlich und bedrohlich genug; für den Augenblick indeß ohnmächtig und auf das Reden angewiesen.

Nur Wenige standen noch grollend und „unversöhnlich" abseits. Es ist keine Tugend, murrten sie, dem Beraubten Heller um Heller das Geld wiederzugeben, das man ihm mit der Börse gestohlen: aber die Börse war nicht gestohlen; feierlichst, ausdrücklichst, freiwilligst, ohne jede Bedingung, war sie ihm anvertraut worden, und Niemand ließ sich auch nur träumen, daß er etwas davon zurückgeben werde, als er plötzlich am 24. November 1860 dem gesetzgebenden Körper die Oeffentlichkeit, die Redefreiheit und eine wirksamere Controle des Budgets wiedergab. Die Tragweite des Schrittes wurde im Augenblicke nur von Wenigen eingesehen; man fühlte, daß etwas Bedeutendes geschehen, ohne sich davon Rechenschaft ablegen zu können; man rieb sich die Augen, blickte um sich und wußte im Grunde nicht woran man war. Nach kurzem Besinnen entbrannte indeß bald der Kampf: ein Theil der Besiegten von 1851 — die Pariser Republikaner und Orleanisten — wandten sich an die Nation, und riefen die Diktatur vor das Gericht der Oeffentlichkeit, die sie selbst hergestellt hatte. Wie gefährlich der Krieg war, den in der Kammer die „Fünfe", in der Presse die geistreichen Schriftsteller des

Journal des Débats gegen die Dynastie führten, ist unberechenbar. Diese talentvollen, wenn auch nicht staatsmännischen, persönlich ehrenhaften, wenn auch nicht immer politisch loyalen, Gegner waren es, die eben so sehr aus Liebe zur Sache der Freiheit, als aus Anhänglichkeit an die Republik oder die Familie Orleans, dem erstaunten Volke zeigten, daß die blendende Münze des providenziellen Despotismus auch ihre Kehrseite habe; die traurige Umgebung des Kaisers ward bloßgestellt; die Aufmerksamkeit wurde gelenkt auf eine verschwenderische Staatshaushaltung, auf die Finanzen von Paris; der Streit um die weltliche Macht des Papstes entfremdete eine Hälfte des Volkes ohne die andere zu befriedigen; die Leiden, welche der Handelsvertrag für die nördlichen Departements nach sich zog, verstimmte einen dritten Theil; der geargwohnte Einfluß der wenig geliebten „Spanierin" setzte böses Blut bei einem vierten. Die abenteuerlichen transatlantischen Expeditionen und, mehr als Alles, die Schlacht von Königgrätz wendeten vollständig den Sinn der Nation: man fing an zu glauben, nicht Alles sei vollkommen an dem kurz vorher noch als Ideal angesehenen aufgeklärten Absolutismus: das tiers-parti oder linke Centrum bildete sich.

Der Kaiser sah, man wußte ihm wenig Dank für seine liberalen Maßregeln auf ökonomischem Gebiete; er sah, ein neuer Schritt müsse geschehen auf dem Terrain der politischen Freiheit. Er that ihn, nicht mehr ganz so motu proprio wie im Jahre 1860, doch immer noch ohne befehlerisches Drängen der öffentlichen Meinung. Der Brief vom 19. Januar 1867 ist in Aller Andenken,

Er versprach eine neue Ausdehnung der parlamentarischen Prärogative, sowie der Presse und des Versammlungsrechtes. Der Kaiser that mehr und weniger als man verlangte, indem er diese Zugeständnisse machte: das Versammlungsrecht hat von jeher nur des lieben Prinzips wegen auf den Programmen der französischen Liberalen figurirt: es widerstrebt dem Geiste nnd den Sitten der Nation, wie es den unsrigen durchaus gemäß ist: aber Napoleon III. war eben ein Mann der Programme, der Inscenesetzung, der Gesammtreformen. Leider hatte er nicht länger, wie sechs Jahre früher, in Morny einen Staatsmann im cäsarischen Stile an seiner Seite. Napoleon III. war nie ein Mann der Ausführung; ihm fehlte der praktische Sinn, der Blick des Staatsmannes, wie der des Generals. Wie Morny den Staatsstreich geleitet und ausgeführt, so hatte er die erste liberale Reform, den 24. November 1860, in's Werk gesetzt. Der Kaiser, eminent gleichgültig in Personenfragen, hatte Billault nach wie vor die Vertheidigung zweier grundverschiedenen politischen Richtungen überlassen: Morny als Kammerpräsident hatte damals, ohne Redner zu sein, diesen Fehler wieder gut gemacht und den gesetzgebenden Körper nach seinem Willen geleitet. Jetzt fehlte er: an seiner Stelle war Rouher in die kaiserliche Gunst gedrungen und schien unerschütterlich darin geankert. Rouher besaß große staatsmännische Eigenschaften ohne ein Staatsmann zu sein: die französische Eigenschaft par excellence, die Intelligenz war ihm im reichsten Maße zugemessen; er war als Redner nicht verächtlich; geschmacklos, breit, locker, aber gewandt,

unerschöpflich, von unvergleichlicher Leichtigkeit. Er wußte zu hören, wie Wenige; der Kammer war er mächtig wie ein Virtuose der Tasten seines Instrumentes, seine Neigungen trieben ihn auf wirthschaftlichem Gebiete zu einer liberalen Politik. Ein absoluter Mangel an Würde und Charakter neutralisirte indeß alle seine hohen Gaben. „Stolz will ich den Franzosen," sagt sich das französische Volk und Nichts verzeiht es weniger als den Mangel an Stolz. Rouher war der Advokat des früheren Regimes gewesen, er war bereit, auch der Advokat des entgegengesetzten, neuen, zu werden: und der Kaiser beging das unverantwortliche Unrecht, den neuen Wein in alte Schläuche gießen zu wollen.

So lange er dies that, war kein wahres Vertrauen herzustellen; die kaiserlichen Concessionen konnten nur den Gegnern des Kaiserreichs nützlich sein, welche die allgemeine Unzufriedenheit fortan nur um so dreister und heftiger schüren konnten und denen die Ungeschicktkeit oder die mala fides der mit Ausführung jener Concessionen betrauten Minister fortwährend in die Hände arbeitete. Namentlich wurde aber jetzt erst mit consequentester, planvollster Tücke die „Erniedrigung Frankreichs durch Sadowa" gegen den Mann ausgebeutet, der Sadowa hatte geschehen lassen. Um diese Zeit war es, als die vornehmen Frondeurs der liberalen Doctrin den rohen Ausfällen und schmutzigen Witzen eines Winkeljouralisten, Namens Henry Rochefort, beifällig zulächelten und der geistreichen Erfindung eines jungen Winkeladvokaten, Namens Gambetta, dem sogenannten „Unversönlichkeitsprincip", Beifall klatschten, ohne

zu bedenken, daß man nie ungestraft zu solchen Bündnissen hinabsteigt.

Unter solchen Umständen fanden die Wahlen von 1869 statt, durch welche die Minorität, d. h. die Vertreter der sogenannten öffentlichen Meinung, in der Kammer bedeutend vermehrt wurde. Der Kaiser verstand den Wink nicht; hielt sich an den Buchstaben des parlamentarischen Gesetzes, ließ zwar Rouher fallen, aber setzte dessen treuesten Adjutanten Forcade de la Roquette an die Stelle. Die Opposition hielt sich für geprellt; und nur die tollen Streiche und das bedrohliche Gebahren der radikalen Wühler in Paris verhinderten den Ausbruch dieses Unwillens. Kaum war diese Gefahr für den Augenblick in den Hintergrund getreten, kaum hatte der Herrscher versprochen „für die Ordnung zu haften“, so trat die Strömung des Nationalwillens, der „öffentlichen Meinung“, wieder allmächtig in ihre Rechte. Der Kaiser mußte sein Ministerium entlassen und schrieb am 27. December 1869 jenen denkwürdigen Brief an Emile Ollivier, in dem der absolute Herrscher, der achtzehn Jahre unumschränkt regiert, seinen festen Entschluß kund gab, ein konstitutioneller Monarch zu werden.

Nichts konnte korrekter sein als das Betragen Napoleon's III. seit jenem Tage. Nicht mit einem Worte mischte er sich in die schwierige Zusammensetzung des Ministeriums, mit der er Ollivier betraute. Kaum konstituirt, übergab er ihm die Vollgewalt. Es verlangte den Sturz Haußmann's, des Mannes, an dessen Rettung ihm so viel liegen mußte; er ließ ihn fallen. Der

Minister des Auswärtigen fordert Verzichtleistung auf direkte Korrespondenz des Souverain's mit den kaiserlichen Gesandten; der Kaiser verzichtet auf sein liebstes Privilegium. Das neue Ministerium verlangt eine Entwaffnung um ein Viertel; der Kaiser willigt ein. Schon ein halbes Jahr vorher waren alle Preßprozesse sistirt, eine allgemeine bedingungslose Amnestie erlassen worden. Absolute Preßfreiheit und unbeschränktes Vereinsrecht hatten schon dem gewohnten Schmutzjournalismus und der alten Clubstollhäuslerei seit Monaten Thor und Riegel geöffnet. Das ministerielle Programm, das allen seit Jahren erhobenen Forderungen der Opposition gerecht werden sollte, war vom Kaiser bewilligt. Auch das Ministerium schien aufrichtig. Ohne die besten Köpfe Frankreichs in sich zu vereinigen, hatte es für die „öffentliche Meinung", wenigstens bis zum Austritte Daru's und Buffet's, Vortheile, deren sein achtzehn Jahren kein Ministerium genossen hatte: es saß darin kein Mann des Staatsstreiches oder des alten Systems; alle Mitglieder waren persönlich ehrenhaft und tadellos; die vier alten Parteien waren mit ansehnlichen Persönlichkeiten darin vertreten. Die unsauberen und unheimlichen Spießgesellen des 2. December waren beinahe Alle zu Grabe gegangen und schienen die Blut- und Schmutzflecken, die auf dem Kaisermantel hafteten, mit sich genommen zu haben: die wenigen noch Ueberlebenden waren von der Bühne abgetreten oder außer Landes gesandt worden. Dagegen hatten die Träger von Frankreichs besten Namen, Männer, wie Thiers, Guizot, Laboulaye, Odilon Barrot, Broglie, Prèvost-

Paradol, die Hand zur Versöhnung gereicht und versprochen, diese Hand mit anzulegen. Alle bedeutenden Organe der Opposition hatten sich für befriedigt erklärt.*) Es herrschte eine Gehobenheit der Stimmung in der ganzen Nation, die man wohl kaum seit der Nacht des 4. August 1789 schöner und einmüthiger gesehen hatte. Denn welcher Franzose wird heute leugnen wollen, daß damals

„. . . . . hoch sich das Herz ihm erhoben,
„Ihm die freiere Brust mit reineren Pulsen geschlagen?
„Wuchs nicht jeglichem Menschen der Muth und der Geist und die Sprache?“

*) „Wenn der Triumph der Freiheit“, schrieb am 15. Januar 1870 das älteste und angesehenste Organ der französischen Presse, das stets in seinem conservativen Liberalismus ganz consequente und folglich seit dem 2. Januar versöhnte Journal des Débats, „wenn der Triumph der Freiheit das Ergebniß des Einverständnisses aller Parteien ist, wenn die Ehre desselben ebensosehr dem Fürsten gebührt, der weise und edel der Bewegung der öffentlichen Meinung nachgegeben, als der Nation selbst, die ernsthaft hat frei sein wollen; wenn dieser Sieg, der Niemanden einen Tropfen Blut noch eine Zähre kostet, weit entfernt, auch nur für einen Tag die Unordnung auf die Straße und eine Störung in die Geschäfte zu bringen, im Gegentheil alle Interessen beruhigt und dem Handel wie der Industrie einen neuen Schwung gibt — so ist das Beispiel, welches ein Volk gibt, indem es sich friedlich seiner Rechte wieder bemächtigt, so verführerisch, daß es beinahe unwiderstehlich wird. Es ist nicht so gar lange her, daß wir Franzosen „„die Freiheit wie in Preußen““ verlangen mußten. Heute sind die Rollen gewechselt und es ist sehr wahrscheinlich, daß bald die Preußen in unsere Fußtapfen werden treten wollen und von ihrer Regierung „„die Freiheit wie in Frankreich““ verlangen werden.“ Wie bald sollten die Rollen von Neuem gewechselt sein!

Paris war in einem Rausche von Freudigkeit, Hoffnung, Versöhnungslust, wie eben nur Franzosen sich zu berauschen vermögen. Und doch wollte es weder der augenblicklichen Begeisterung der Nation, noch der Aufrichtigkeit des Ministeriums, noch des Kaisers Nachgiebigkeit gelingen, die constitutionelle Monarchie in Frankreich zu begründen. „Soviel ist sicher, sagte damals der Schreiber dieser Zeilen aus Paris in einem vielfach getadelten Briefe vom 15. Januar 1870. „Soviel „ist sicher: wie der jetzige Versuch das erste redliche „Experiment einer parlamentarischen Regierung ohne „dynastischen Parteihinterhalt ist, so ist er auch das „letzte: so bescheiden die Fähigkeiten der jetzigen Minister „sind, das Land hat keine Besseren, keine Anderen. „Schlägt auch dieser Versuch fehl, so ist der Krieg oder „die Revolution unvermeidbar; und eine Revolution im „Jahre 1870 wäre der Anfang des Endes, wäre der „Beginn des spanischen Prätorianersystems. Frankreich „kann keine einzige Revolution mehr vertragen.“

Schon sieben Monate früher hatte der Schreiber jenes Briefes diese furchtbare Alternative vorausgesehen für den Fall, wo das „liberale Kaiserreich“ ein mißlungener Versuch bleiben sollte. „Was bleibt übrig?“ „schrieb er unterm 14. Juni 1869, „Krieg oder Revolu„tion. Diese halte ich für unausführbar. So entschie„den auch die Kleinbürger, Studenten und Arbeiter der „großen Städte gegen das Kaiserreich gestimmt sind; die „Gebildeten, selbst in den Großstädten und soviele deren „auch durch die Wahltaktik in die Opposition quand même „geworfen worden sind, die Gebildeten wollen auch jetzt

„noch die Erhaltung des Bestehenden; und die Reaktion „der Provinz gegen Paris würde unaufhaltsam sein. „Man ist aufgebracht in ganz Frankreich gegen den Ueber- „muth des Pariser Wählers, der sich noch gemäßigt und „politisch glaubt, weil er nicht gerade seine politischen „Possen und Schabernacks bis zum Wahnsinn getrieben. „Interesse und Schamgefühl würden das Uebrige dazu „thun, die Bewegung unwiderstehlich zu machen. Jeder „Gebildete in Frankreich fühlt, daß eine Revolution nicht „allein ein unberechenbares, momentanes Unglück wäre, „sondern auch auf immer das Land der Militärreaktion „à l'espagnole Preis geben würde. . . . . Bleibt der „Krieg; und warum nicht? Im Augenblicke ist die Na- „tion sehr friedfertig gestimmt; allein es würde ein Monat „genügen sie aufzuregen. Dank der Taktik der Radikalen, „welche die Wiedergeburt Deutschlands als eine Erniedri- „gung Frankreichs darzustellen nicht müde geworden sind, „schlummert der Haß gegen unser Vaterland nur und es „wäre ein Leichtes, ihn zu hellen Flammen anzufachen. „Und dann? Ja dann; ein guter Gott wird uns „schützen, uns und unser gutes Recht, und

„. . es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
„Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
„Stritten."

„Deutschland kann aus dem schweren Kampfe nur, wenn „auch spät, kräftiger und größer hervorgehen; aber für „Frankreich, für Europa, das Frankreichs bedarf, wird „dieser Krieg namenloses Unheil bereiten; und dieser „Krieg wird kommen, früher oder später."

Nur zu bald sollten die Ereignisse dem Warnerufer furchtbar Recht geben. Die Geschichte des Plebiscites und

der Kriegserklärung wird den künftigen Geschlechtern vielleicht klar vor Augen liegen. Für uns ist Beides ein Mysterium; und dem Gläubigen, der ein beständiges Eingreifen der Gottheit in die Weltgeschichte gerne zu beweisen im Stande sein möchte, dürfte dieses Mysterium als ein unwiderleglicher Beweis erscheinen, wie Nichts seinem in Gottes Rath vorausbestimmten Geschicke zu entrinnen vermag. Jedem unbefangenen Zeugen des grausigen Ausbruchs ist die eine Thatsache unbestreitbar: jener Ausbruch war nicht künstlich von der Regierung herbeigeführt; er war eine jener vulkanischen Eruptionen, wie die französische Geschichte deren nur zu viele kennt. Zu anderen Zeiten, zu anderem Zwecke war der Brandstoff angehäuft worden. Er sollte das Gebäude des Kaiserreichs in die Luft sprengen: nun lag er da, nutzlos, leider nicht gefahrlos. Ein Funke, das unbedachte Wort eines Journalisten, konnte ihn entzünden und entzündete ihn an jenem 6. Juli, als die Nachricht von des jungen Hohenzollern Anwartschaft auf den spanischen Königsthron ruchbar ward. Von dem Augenblicke war die Explosion unvermeidlich: Nichts hätte nun noch die gährende Lava aufhalten können; war's nicht heute, so war's morgen. Der verantwortliche Kaiser des Jahres 1859 hätte verhindern können, daß jener Brandstoff angehäuft wurde, hätte vielleicht den angehäuften sorgfältig vor der Flamme bewahren können: der unverantwortliche Kaiser von 1870 war ohnmächtig: und nur zu vollständig that der Pulvervorrath den furchtbaren Dienst, um dessentwillen er zusammengetragen worden: — nur daß er mit dem Gebäude des

Kaiserreiches auch den ganzen Boden, auf dem jenes Gebäude sich erhoben hatte, zerriß und auf Jahre hin erschütterte. Das Gebäude kann zur Noth wieder aufgerichtet oder durch ein ähnliches ersetzt werden: was aber wird dem durchwühlten und zerklüfteten Boden seine alte Festigkeit wiedergeben? Den unverantwortlichen Monarchen aber, der eine große Schuld nicht durch ein ehrenvolles Ende auf dem Schlachtfelde von Sedan zu sühnen wußte, erwartete ein ruhmloser Tod in der Verbannung, wie er Karl X. und Ludwig Philipp ereilte, während seine, wie jener constitutionellen Herrscher, verantwortliche Minister frei und ohne zu erröthen im Vaterlande umherwandeln.

3.

In jedem andern Lande als Frankreich wäre der 4. September 1870 eine That der schnödesten Feigheit gewesen. In Frankreich, in Paris war er nur eine nothwendige Folge der bestehenden Zustände und eingewurzelten Anschauungen, die wir bis hierher zu schildern versucht. Das Gefühl der Solidarität des Landes und der Regierung — ich sage nicht der Dynastie — ist der Stadt Paris so vollständig abhanden gekommen, daß sie nicht einmal das Bewußtsein hat, es könne feige, ja nur nicht eben ehrenhaft sein, einen Herrscher im Augenblicke des Unglücks zu verlassen, nachdem man ihn selbst

zu den Thaten gedrängt, die jenes Unglück herbeiführten und während man wohl weiß, bei glücklichem Ausgange hätte man ihn den Göttern gleichgestellt. Man denke sich, Preußen habe nach Jena, Friedland und Tilsit seinen König als den Urheber des tollen Krieges von 1806 im Stiche gelassen und eine provisorische Regierung eingesetzt! Der Fluch der Revolution ist es aber gerade, alle natürlichen Gefühle des Edelmuths und der Treue zu untergraben, der persönlichsten Leidenschaft und Begierde Macht zu geben über den besseren Menschen in uns. Was Vaterland, was Nationalehre, was treues Zusammenhalten der Regierten und der Regierer in guten und schlimmen Zeiten! Unserer selbst laßt uns gedenken! Chacun pour soi et Dieu pour tous! Und wenn's in diesem allgemeinen sauve qui peut dem Einzelnen möglich ist, nicht nur die Verantwortung von sich abzuwälzen, sondern auch zugleich lange verhaltenen Haß oder heimlich glimmenden Ehrgeiz zu befriedigen, alten Rachedurst in vollen Zügen zu löschen, niedere Habsucht — oder auch nur Genußsucht — endlich einmal zu kühlen, desto besser! Und wer soll uns daran hindern? Sind doch die Guten allesammt in ihren Häusern verborgen und erwarten zitternd, daß der Sturm vorüberziehe, wenn sie nicht, selber mit ergriffen vom schwindelnden Taumel, dem Bacchuszug entfesselter Begierden mechanisch nachfolgen. Denn dieser Ausbruch niederster Leidenschaften nimmt den Charakter eines Freudenfestes, eines Triumphes der Tugend über das Laster an! Nur Paris, nur eine Bevölkerung, welcher durch achtzig Jahre der Revolution jeder natürliche Be-

griff des Schicklichen und alle Würde abhanden gekommen, konnte ein Schauspiel wie das des 4. September geben: eine Jubelfeier über den Fall einer, freilich schuldvollen und sittenlosen, Regierung, aber immerhin eine Jubelfeier am Tage nach Sedan!*)

---

*) Diese Seite des 4. September hat Herr Thiers unberührt gelassen in seiner Zeugenaussage über die Vorgänge, welche jene Revolution herbeigeführt, begleitet und ihr gefolgt waren. Diese improvisirte, im Unterhaltungston mitgetheilte Erzählung dürfte in allem Uebrigen eines der schönsten und wichtigsten historischen Documente unserer Zeit bleiben: ein Zeugniß der ewigen Jugendfrische und Klarheit, des Patriotismus und der Klarsicht, des Wohlwollens und der Billigkeit des besten Mannes, den Frankreich in diesem Jahrhunderte besessen; zugleich ein literarisches Denkmal, das an Vollendung der Form und des Gedankens alle andern Werke dieses unerschöpflichen Genius überragen wird; eine historische Quelle, mit welcher keine andere an Authenticität und Autorität wetteifern kann. Wie gesagt, die Eine Seite der „Freudigkeit", welche ein so furchtbar Zeugniß ablegt von der Leichtfertigkeit der Pariser, hat Thiers nicht angedeutet oder nicht andeuten wollen; und noch in einem andern Punkte macht er sich einer, gewiß nicht geflissentlichen, Entstellung der Thatsachen schuldig, welche aber im Grunde auf einem Mißverständniß beruht: „Die Nation wünschte den Krieg nicht; er war das Werk der Bonapartisten". Wir haben schon bemerkt, daß die Bauern natürlich den Krieg damals und nie wollten; aber die Nation, d. i. die höheren und mittleren Stände, mochten über die Opportunität des Krieges getheilter Meinung sein; über die Nothwendigkeit aber und das Interesse Frankreichs, sobald es vollständig gerüstet und des Erfolges einigermaßen sicher sein würde, die Scharte von Sadowa auszuwetzen, die Verbindung Nord- und Süddeutschlands zu verhindern, die militärische und politische Obmacht Frankreichs — was man dort das europäische Gleichgewicht nennt — wiederherzustellen, darüber war auch nicht eine Meinungsverschiedenheit. Freilich war für die wenigen Klarsehenden der Augenblick schlecht

Der sittlichen Abstumpfung der revolutionären Masse war die politische Unfähigkeit ihrer Führer voll ebenbürtig. Wie im Jahre 1848 ergriff die „öffentliche Meinung" das Ruder des Staates und die Geschichte sagt schaudernd, wie sie das Schiff geradaus erst in die strudelnden Wirbel der Junitage, zwanzig Jahre später in die Abgründe der Commune steuerte, aus denen es nur durch ein Wunder, durch das Genie, die Energie und die Aufopferung eines fünfundsiebzigjährigen Greises, wieder auftauchte, freilich nur halb Wrack wieder auftauchte. Jahrelang übt sich die „öffentliche Meinung" von Paris in der leichten Kunst der Kritik und der angenehmen und unterhaltenden Fertigkeit witziger Fronde. Aus geht die Bewegung von wenigen geistreichen Köpfen; bald widersteht kein gebildeter Pariser der Versuchung des Witzes und der Mode, diesen beiden Abgöttern der grand'ville. Ein Jeder will durchaus auch unter die Geistreichen und Spötter gerechnet werden: und im Umsehen wächst der Schneeball zur Lawine an. Der geistreiche Journalist sammelt um sich den zungenfertigen Advocaten, den theoretisirenden Professor, den talentvollen Literaten, den skeptischen Arzt, den logischen Ingenieur, den leichtfertigen Künstler; bald zieht das Beispiel dieses Kernes der gebildeten Gesellschaft in seiner wirbelnden Bewegung alle sporadischen Elemente, welche die große Stadt in ihrem

gewählt im Jahre 1870 und diese waren deshalb auch gegen den Krieg dann und da. Aber wie wenige waren sie an Zahl! Die große Mehrheit war vom Fieber ergriffen und jubelte über den endlichen Ausbruch des Krieges. Davon hat der Schreiber dieses hunderte von Beweisen.

Schooße birgt, magnetisch an und endlich reißt das giftgeschwollene Ungeheuer Alle mit sich fort, um nur Greuel und Verwüstung hinter sich zu lassen. Denn nun das Werk der Zertrümmerung geschehen ist, soll's an ein Aufbauen gehen, an ein Selbsthandeln, Selbstführen; und siehe da, es zeigt sich, daß von diesen tausend zerstörungseifrigen Händen auch nicht eine fähig ist, die Kelle und das Richtmaaß zu halten. Was sich im Sommer 1792, was sich im Frühjahr 1848 zutrug, wiederholte sich mit täuschendster Einerleiheit im September 1870: Girondisten oder Republikaner de la veille, Schwärmer und Rhetoren, brave Leute, aber gar armselige Politiker!

Ein unzufriedener, talentvoller Offizier, von der Natur mehr zum Journalisten als zum Soldaten bestimmt, und der über diese wahre Natur seines Talentes selbst im Unklaren ist; ein unversöhnlicher, unbestechlicher Cato, der sich für ein Wort todtschlagen, von seinem Worte sich kein Jota rauben ließe, sich aber sehr verlegen fühlt, nun es gilt mit seinem Worte die bedrängte Nation zu retten; ein volltönender Redner, der sich in seiner eigenen Beredtsamkeit berauscht, und den entfesselten Elementarkräften, die in der Menschheit schlummern, um in großen Momenten loszubrechen, Nichts entgegenzusetzen weiß, als bewegliche, aber unfruchtbare Klagen; ein unerschöpflicher Witzbold, dessen scharfem Auge nicht ein Fleckchen entgehen wird, an dem sich seine Freude am Lächerlichen laben könne, und dessen gesunder Menschenverstand neutralisirt wird von den utopistischen oder leidenschaftlichen Elementen, mit denen er sich ver-

bündet hat; ein Schwärmer, der die Menschheit beglücken möchte, indem er die Brüderlichkeit aller Nationen dekretirte; ein düsterer Fanatiker, der wie Brutus seinen eigenen Sohn, nie aber seine Vorurtheile auf dem Altare des Vaterlandes opfern würde: diese Alle, redlich und sittlich unanfechtbar; aber mit ihnen im Bunde ein sauergewordener Neidhardt, ein genußsüchtiger Stellenjäger, ein ränkevoller und gewissenloser Intrigant voll süßer Milde; ein dem Tollhause entsprungener Plagiarier der Mittelmäßigkeiten von 1793, dem man die Zwangsjacke abgenommen; endlich ein im Estaminet und Atelier gebildeter Pamphletär und Speculant in Volksleidenschaften und Volksrohheit. Dieß die Führer; hinter ihnen in verhundertfachter Anzahl das Heer, wie es der Aristophanes dieser modernen Kleone und Wursthändler so treffend geschildert: les fruits-secs, les avortés, les mort-nés! L'avocat sans cause et le médecin sans client, l'auteur sifflé, le commis chassé, le fonctionnaire expulsé et l'officier cassé, un banqueroutier, trois faillis, deux escrocs, un utopiste, sept imbéciles et huit ivrognes! Zu diesen füge man den entkutteten Priester und den aufgeblasenen Schulmeister, vor Allem aber die Masse der badauds, welche von dem Witze, dem Talent oder der Redlichkeit der Hauptführer bestochen, diesen blindlings folgen, bis sie zu ihrem Schaden bemerken, daß Witz, Talent und Ehrlichkeit nicht ausreichen, um eine Nation zu regieren, zumal wenn die Vorzüge der Führer von dem sie umgebenden gewissenlosen Generalstabe auf's Schnödeste ausgebeutet werden. Zu spät besinnen sie sich, daß denn

doch die Sachen, wenn nicht gut, so doch besser gingen, da jene unsauberen Decembermänner mit fester Hand und eherner Stirn die Geschäfte leiteten, und mit der Wuth der Selbstgetäuschten wenden sie sich gegen ihre Ideale von ehedem. Daß eine Regierung zugleich fest und redlich, gewandt und gewissenhaft sein könne und sein solle, wissen sie wohl; aber, ungeduldig wie sie sind, unfähig, wie sie sich fühlen, eine solche Regierung so ohne Weiteres zu gründen, wählen sie lieber gleich das geringere Uebel und kehren zurück zur Herrschaft der Wenigen, welche, während sie ihre eigenen Taschen füllen, die gefährlichere und kostspieligere Menge der Taschenfüller im Zaume halten.

In der That wäre es höchst ungerecht, sämmtliche Männer der Pariser Advocatocratie, welche nun schon dreimal die Herrschaft auf Monate lang in ihrer schwachen Hand gehabt, auf dieselbe Stufe zu stellen. Unter den Advocaten, welche in den Jahren 1792, 1848 und 1870 Frankreichs Geschicke leiteten und die Septembertage, die Junischlachten und die Commune, ohne es zu wollen, herbeiführten, waren viele persönlich durchaus ehrenhafte, uneigennützige, edle Charaktere: Wer möchte Jules Favre's, Ernest Picard's, E. Arago's, General Trochu's, — auch Trochu ist nur ein Advocat der sich in seiner Jugehd nach Saint-Cyr verirrt, — wer Garnier-Pagès, Senard's, Crémieux', Glais-Bizoin's, Pelletan's Unbestechlichkeit und gewissenhafte Ehrlichkeit bezweifeln? Doch nicht von Allen wäre dasselbe zu sagen und namentlich hat die Regierung der nationalen Vertheidigung Elemente aufgenommen, welche ein Roland

und ein Lamartine nicht geduldet hätten und welche nach Bildung, Charakter, Befähigung, Sitten ihren Platz unter den Lullier's, Cluseret's und anderen Communeführern angewiesen hatten. Indeß, selbst wenn Alle persönlich unbescholten, wie sämmtliche Mitglieder der Gironde und der Februarregierung, gewesen wären, was hilft alle persönliche Unbescholtenheit, wenn auch nicht die allereinfachsten und bescheidensten Erfordernisse des Staatsmannes da sind? Nur wer in diese Gesellschaft hineingeschaut kann sich einen annähernden Begriff machen von der politischen Unwissenheit, der journalistischen Oberflächlichkeit dieser republikanischen Kammerredner, aus denen man Minister des Aeußern, Gesandte, Finanz-, ja Kriegsminister improvisirt; und zwar in den Augenblicken, wo die gründlichste und speziellste Schule, die reifste Erfahrung, der rascheste Blick, die sicherste Hand kaum hinreichen würden, das halbzerbrochene Steuer zu lenken und sich in dem verworrenen Tauwerk zurecht zu finden. Allgemeine Ideen und vorgefaßte Meinungen, viele ungeprüfte Schlagwörter, wenn's hoch kommt, ein Paar privatrechtliche Prinzipien und Anschauungen, keine Bücher-, etwas Revue- und viel Zeitungsgelehrsamkeit, damit soll eine Großmacht wie Frankreich regiert oder im Auslande vertreten werden. Kein Engländer, kein Italiener, ja selbst kein Deutscher —, der, wenn auch aus ähnlichen Kreisen hervorgegangen, doch immer drei Jahre wissenschaftlicher Studien, drei Jahre praktischer Vorbereitung hinter sich hat, ehe er nur in den niedersten Staatsdienst oder den Advokatenstand eintreten kann, — kein Ausländer vermag sich

nur vorzustellen, welcher Art „diese braven Leute und schlechten Musikanten“ eigentlich sind, aus denen sich das hohe politische Personal in solchen Augenblicken rekrutirt: wie leer, wie unklar, wie seicht!

Und nun gar der unsaubere Anhang, mit dem Präfecturen, Unterpräfecturen, Staatsanwaltschaften in diesen Momenten eilends besetzt werden! Von altgeschulten Beamten oder Staatsmännern, wie Frankreich sie in großer Anzahl und von nicht verächtlichem Werthe besitzt, darf natürlich keine Rede sein bei diesen Anfällen blinder Reaction gegen das Vorangegangene: sie sind principiell ausgeschlossen von der Regierung, wie von allen hohen Staatsämtern. Auch Napoleon III. mußte sich nach dem Staatsstreiche mit improvisirten Staatsdienern umgeben, die noch obendrein nicht gerade die reinsten Hände hatten, aber, sobald er es konnte, rief er die Dienste eines Drouyn del'Huys und eines Thouvenel, eines Fould und Magne, eines Michel Chevalier und Parieu an, der vielen trefflichen Staatsräthe und Rechnungsräthe nicht zu gedenken; und nur zu gerne hätte er einen Dufaure, einen Thiers, einen Guizot, zu Rathe gezogen, wenn sie nur ihren Rath hätten leihen wollen. Solche Leute nun sind in einer Regierung der republikanischen Partei geradezu undenkbar: kommt es für diese ja doch durchaus nicht auf Befähigung, Erfahrung, Schule, Stellung an: die großen Principien von 1789 ersetzen das Alles in mehr als hinreichender Weise. Man wundert sich im Auslande über die Ignoranz europäischer Verhältnisse bei imperialistischen Botschaftern wie Benedetti und Gramont;

aber man geht hierin nicht nur viel zu weit, man vergißt auch wie unendlich bewandter und gewandter in ihrem Berufe sie doch immerhin sind, als Gesandten wie die Herren Senard, E. Arago, Savoye. Solche Leute nun sollen Frankreich bei den Großmächten Europa's vertreten, vielleicht internationale Verträge abschließen, in wichtigen Momenten die Haltung ihrer Regierung bestimmen. Genau ebenso ist's mit der inneren Verwaltung. Was den Staatshaushalt und die republikanische Sparsamkeit anlangt, so lehrt ein Blick auf's Budget, wie's damit steht unter solchen improvisirten Regierungen. Auch in dem, was Titel und Ehrenauszeichnungen anlangt, übertreffen die biedern, schlichten, einfachen Republikaner noch die allerfreigebigste Monarchie.*) Was Wunder, wenn die Nation nichts Eiligeres zu thun hat, als zu wirklichen Staatsmännern zurückzukehren, mögen sie heißen wie sie wollen, und welches auch die Partei sei, zu der sie gehören. Glücklich die Nation, wenn sie dann in die Hände eines Genie's wie der erste Consul, in die Hände eines begabten und erfahrenen Patrioten

*) Um nur an eine Thatsache zu erinnern. Kaiser Napoleon III. vertheilte nach dem siegreichen Krimkriege und dem nicht minder glorreichen italienischen Feldzuge 3 (resp. 3) Großkreuze der Ehrenlegion, 12 (resp. 10) Großoffizierkreuze, 25 (resp. 58) Commanderien, 182 (resp. 276) Offizierkreuze: die republikanische Regierung des 4. September vertheilte nach den beispiellosen Niederlagen des Jahres 1870, 16 Großkreuze, 52 Großoffizierkreuze, 232 Commanderien, 1700 Offizierkreuze; also durchschnittlich 4—5 Mal mehr als der Kaiser im Jahre 1856 und 1859. Die Zahl der einfachen Ritter der Ehrenlegion ist natürlich Legion.

wie Thiers fällt. Aber wie oft geschieht es ihr, in weniger fähige oder weniger redliche Hände zu fallen? — Indessen ist es jedenfalls nicht an denen, welche mit Hülfe eines Gassenheeres die bestehende und anerkannte Regierung gestürzt, um sich durch Ueberrumpelung des Staatsruders zu bemächtigen, diejenigen der Vergewaltigung anzuklagen, welche durch ähnliches Verfahren die Nation wieder von ihnen befreien:

„Quis tulerit Gracchos de seditione querentes?“

III.

Thiers und die Constitutionellen.

1.

Unter allen den seltsamen und scheinbar widersprechenden Thatsachen, deren die neue französische Geschichte voll ist, dürfte wohl keine für den Ausländer befremdender sein, als diejenige, der die Welt zwei Jahre lang zugeschaut hat: ein Mann erhielt sich nicht nur am Ruder, sondern ward offen und allgemein als die einzige Persönlichkeit anerkannt, welche wirklich fähig wäre, das Land in dieser langen Krisis zu regieren; und doch ward dieser Mann von der einen Hälfte der Volksvertreter angegriffen, weil er eine Regierungsform unterstützte, die ihr zuwider war, von der andern Hälfte, weil er eine conservative Politik verfolgte, die sie stets bekämpft hatte; und fiel erst dann, als diese Hälfte ihn zu unterstützen begann. Das Räthsel kann indeß nur Denen unlöslich scheinen, welche, unbekannt mit dem wirklichen Stande der Meinung in Frankreich, und in

der Ferne lebend, ihre Ansichten über dieses Land aus Büchern, Zeitungen und den Berichten parlamentarischer Debatten schöpfen. Alle, welche Frankreich genauer kennen, wissen, daß neben den 10,000 politicians — Deputirten, Journalisten, Professoren, Advokaten, Doctoren und anderen Dilettanten der Staatswissenschaft — welche die Luft mit ihrer Beredsamkeit erschüttern und so unendlich viel Papier mit ihrer Prosa verderben, ein zweites Frankreich lebt, welches aus ruhigen, verständigen, wohlerzogenen Männern besteht. Sie wissen, daß diese Franzosen denn doch immer die ungeheure Majorität im Lande bilden, obschon ihre immer wachsende Apathie und Skepsis sie daran hindert thätigen Antheil an der Politik zu nehmen, welche sie nur zu bereitwillig den faiseurs überlassen. Die Existenz dieser Classe erklärt allein jenen anscheinenden Widerspruch in Herrn Thiers' Lage von 1871—1873. Dies zweite Frankreich, die wahre Nation, war's in der That, welche Herrn Thiers unterstützte, weil er im großen Ganzen ihre Interessen, Ideen und Neigungen besser vertheidigte als irgend ein Anderer es hätte thun können. Dieser schweigende Anhalt, welcher sich im Falle eines Plebiscites, vielleicht mit derselben Einhelligkeit als unter Napoleon III. offenbart hätte, ward instinctiv von den Politikern herausgefühlt und anerkannt; und deshalb allein unterwarfen sie sich insgesammt bis auf den Letzten dem Manne, den sie haßten oder bespöttelten.

Göthe sagt irgendwo, daß Nationen wie Familien, wenn sie lange gelebt, sich endlich in einem Individuum personifiziren, welches alle die geistigen und sittlichen

Eigenschaften in sich vereinigt, mit denen die Natur diese Nationen ausgestattet und welche die Geschichte auf's Höchste entwickelt hat. Solche Männer dürften als der Typus, als die platonische Idee ihrer Nation, ihrer Familie angesehen werden. In Göthe's Augen war Voltaire ein solcher Mann. Wenn aber eine kurze Spanne Zeit voller Wechselfälle, Größe und Elend, voller sanguinischer Hoffnungen und grausamer Enttäuschungen, voller gefährlicher Experimente und heftiger Kämpfe, als ein langes Leben betrachtet werden darf, so kann man wohl sagen, Frankreich hat in den neunzig Jahren, welche seit Voltaire's Tod verflossen sind, so lange gelebt als in den drei vorhergehenden Jahrhunderten zusammengenommen: und Herr Thiers hat unzweifelhaft ein größeres Recht als irgend ein anderer Franzose der Repräsentant des „modernen" Frankreichs genannt zu werden; und zwar der schönen Seiten dieses modernen Frankreichs. Keiner hat sein Vaterland aufrichtiger, wärmer geliebt als Herr Thiers; Keiner war mehr durchdrungen von der Legitimität der großen Revolution; Keiner hat diese Revolution, den Gründer des „modernen" Frankreich und die traditionelle auswärtige Politik seines Landes beredter verherrlicht, als der Geschichtschreiber der Revolution und des Kaiserreiches. Ja, man möchte versucht sein, wenn die unverwüstliche Gesundheit, die harmlose Heiterkeit, die stets bereite Zunge des unvergleichlichen Kämpen nicht aller Tragik Hohn zu sprechen schienen, in Herrn Thiers eine tief tragische Figur, ja eine Personification der Tragödie seiner Nation zu sehen. Der Mann, der mehr als

irgend ein Anderer zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums beigetragen, mußte sein gefährlichster Widersacher werden; der Mann, der in so beredten Worten die Gerechtigkeit und Klugheit der Staatskunst gepriesen, welche die Friedensschlüsse von Campo Formio und Lunéville dictirte, mußte leben um zu erfahren was es heißt für einen Staatsmann sich einen Frieden, selbst den gerechtesten und klügsten, von dem Sieger dictiren zu lassen. Der Mann, der die Hauptstadt seines Landes mit jenen Mauern umgab, welche vier Monate lang einer feindlichen Armee trotzten, mußte selbst die Geschütze richten gegen dieses Werk seiner Hände, das dem innern Feinde als Bollwerk diente. Der Mann endlich, der die Ministerverantwortlichkeit in einer einzig vollendeten Rede als eine der vier „nothwendigen Freiheiten" dargestellt hatte, mußte den Tag sehen, wo er selbst diese „nothwendige Freiheit" als eine Staatsgefahr bekämpfen und für das Staatsoberhaupt selbst jene Verantwortlichkeit vindiziren mußte, die er unter der Herrschaft seines Vorgängers so heftig angegriffen.

Aber Herr Thiers ist nicht nur eine Personification des besseren Frankreichs durch seine Schicksale — dadurch, daß er die Höhe und den Fall seines Landes selbst besiegeln, daß er, wie seine ganze Nation, durch seine Handlungen seine Reden Lügen strafen mußte — er ist auch der französischste aller Staatsmänner durch seine Charakter- und Geisteseigenschaften, vor Allem durch die wesentlich französische Eigenschaft, kraft welcher er die schwierigste Lage so lange zu beherrschen wußte: die Intelligenz.

In der Vorrede zu dem XIII. Bande seiner „Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs“, zählt Herr Thiers die Eigenschaften auf, welche in seinen Augen dem Geschichtschreiber unentbehrlich sind und welche Alle in der einen Eigenschaft der Intelligenz gipfeln. Vom französischen Standpunkte aus dürfte dies mit demselben Fuge auf jeden andern Zweig menschlicher Thätigkeit angewandt werden. Andere Nationen mögen Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Phantasie für Eigenschaften halten, die wichtiger für den Geschichtschreiber, den Staatsmann, den Gelehrten oder den Dichter sind; der Franzose wird immer die Intelligenz über sie stellen. Wir wollen damit nicht sagen, daß Nichts in dieser Welt den scharfen Augen französischen Verstandes überhaupt und dem Verstande von Herrn Thiers insbesondere entgehen könne; aber Alles was sein Verstand und der seines Volkes unfähig sind zu erkennen, hört absolut auf für sie zu existiren. Metaphysische Speculation wie religiöse Ahnung, traditionelle Gefühle wie poetische Phantasie sind seinem Geiste fremd. Seine Philosophie wie seine Religion ist die des gesunden Menschenverstandes; sein künstlerischer Maaßstab geht nicht über Geschicklichkeit, Gefallen an Symmetrie und Geschmack hinaus; seine Achtung vor der Tradition spricht sich nur als Routine aus. Nun pflegt aber die Herrschaft der Routine gerade dann zu beginnen, wenn ein Volk seine letzten Traditionen verloren hat, gerade wie Aberglauben, Spiritismus und Mesmerismus die Stelle verschwindender Religion einzunehmen pflegen. Wenn eine Reihe von revolutionären Convulsionen alle Bande zwischen der Gegenwart

und der Vergangenheit zerrissen haben, wenn andererseits eine Nation fortwährend seit beinahe hundert Jahren auf dem Punkte war, eine Beute utopistischer Reformer zu werden, so ergreifen Diejenigen, welche heftige Erschütterungen oder vage Illusionen fürchten, ihre Zuflucht zur Routine. Der schlimmste aller bestehenden Mißbräuche scheint ihnen noch besser zu sein als gefährliche Experimente.

Frankreich ist groß geworden, wie nur je zuvor, seit — wenn auch nicht gerade Dank — den kaiserlichen Institutionen, die wir am Eingange unseres zweiten Kapitels *) aufgezählt und kurz charakterisirt haben. Diese Einrichtungen, Université, Conscriptionsheer, Justizordnung, Concordat, Finanzsystem, vor Allem aber cette belle administration que l'Europe nous envie, haben alle Stürme dieses Jahrhunderts überdauert, warum sollte Frankreich sie aufgeben? Und wenn es soviel von seinem Glanze und seiner Macht verlor, seit es, im Jahre 1859 und 1860, die Bahnen seines großen Neugründers in zwei wesentlichen Punkten — in der Handelspolitik und der auswärtigen Politik — verlassen hatte, warum sollte es nicht zu jenen „gesunden Grundsätzen" zurückkehren, das Prohibitivsystem wieder herstellen, die altfranzösische Tradition auswärtiger Politik wieder aufnehmen, wie sie Henry IV., Richelieu, Louvois und der erste Consul (nicht der Kaiser Napoleon I., diese Gerechtigkeit muß man Thiers lassen), so erfolgreich

*) S. Kapitel II. Das Unterrichtswesen, einleitende Bemerkungen.

geübt? Das Beispiel Preußens, welches, die entgegengesetzte Methode befolgend, nach dem Zusammenbruch von Jena das Regierungssystem Friedrichs des Großen aufgab, hat gar keinen Werth in Herrn Thiers' Augen, der seinen Glauben an die Schöpfungen des ersten Bonaparte selbst nach Sedan noch unbeirrt aufrecht erhält. Aber dieser Glaube ist auf den Verstand gegründet, und das Raisonnement, das ihn dazu geführt, ist klar, wenn auch nicht absonderlich tief. Herr Thiers überläßt Anderen den naiven Glauben an den Werth ungreifbarer Mächte; er, wie in der That alle gescheidten Franzosen, glaubt nur an das, was er wirklich sieht und mit Händen tastet. Er war nicht der Mann je zuzugeben, daß der vielbesagte protestantische Schulmeister die katholische Unwissenheit bei Königsgrätz auf's Haupt geschlagen, oder gar daß der Geist deutscher Wissenschaft auf dem Schlachtfelde von Sedan über die scholastische Dressur des französischen Unterrichts triumphirt. Er hat noch immer den unerschütterlichen Glauben des ersten Napoleon an überlegene Waffen, stärkere Bataillone und längere Dienstzeit. Dank einer nicht ungewöhnlichen Reaction ist es gekommen, daß, je mehr untergeordnete französische Schriftsteller und Politiker Gebrauch von leeren Worten, wie „Unwiderstehlichkeit der Volksbegeisterung, Unbesieglichkeit einer guten Sache, Allmächtigkeit der Freiheit", gemacht, desto mehr alle überlegenen, wirklich intelligenten Franzosen dahin gebracht worden sind die Existenz immaterieller Mächte überhaupt zu leugnen. Ihre höchste Conception eines guten Staates, wie einer guten Dichtung, ist die eines Gebäudes, welches ein ge-

schickter Mann nach den Regeln aufgerichtet, die bei dem letzten Specimen eines guten Staates oder einer guten Dichtung zu Grunde gelegen zu haben scheinen: z. B. bei Louis Philippe's constitutioneller Monarchie oder einer Racine'schen Tragödie.

Wie sie aber an gewissen Institutionen nicht aus einem Gefühl der Ehrfurcht und Liebe hängen, sondern aus einem wohlraisonnirten Glauben an ihre Vortrefflichkeit, so hängen sie an ihren Führern wegen der offenbaren Ueberlegenheit dieser Männer über die Uebrigen, durchaus nicht vermöge eines Gefühls persönlicher Treue. Wie die französischen Heirathen Verstandesheirathen sind, nicht Neigungsheirathen, oft aber viel glücklicher ausfallen, als wenn Leidenschaft die Wahl bestimmt hätte, so ist das Verhältniß moderner Franzosen zu ihren Herrschern oder zu Denen, welche in ihren Augen gewisse Regierungsformen vertreten, ein rein rationelles Band. Das Gefühl der Vasallentreue, das einen d'Azeglio und Bismarck erfüllt, ist einem ächtfranzösischen Geiste, der in den Traditionen der Revolution von 1789 aufgewachsen und gemodelt ist, unbekannt und unerklärlich. Liebe zu jenem abstracten Wesen, la patrie — wenn nicht zu le parti — ist an die Stelle des feudalen Loyalismus getreten. Die Ueberlegenheit Frankreichs, seiner Cultur, seiner materiellen Hülfsquellen, seiner Intelligenz, seines Charakters bildet den einzigen orthodoxen Glaubensartikel jedes gebildeten Franzosen von Herrn Thiers' Generation. Denn, obschon ein routinier, ist Herr Thiers kein Skeptiker, wie die Männer des jetzigen Geschlechts in Frankreich, ein Geschlecht, das

gegen 1830 geboren worden. Seine Liebe zu Frankreich ist unerschöpflich, tiefer und aufrichtiger vielleicht, als die irgend eines seiner Landsleute, aber es ist keine blinde Leidenschaft. Herr Thiers glaubt, daß Frankreich immer die erste Nation der Welt sein könnte und sollte, nicht daß es die erste ist. So erinnert sich der Schreiber dieses noch lebhaft einer jener unvergeßlichen Abendunterhaltungen, worin der bewegliche alte Herr ihm mit seiner gewohnten Beredsamkeit, — einer Beredsamkeit, die womöglich noch fesselnder im Gespräche als auf der Tribüne ist — sein Lieblingsthema entwickelte: von den Ursachen, warum Frankreich seine Colonien verlor und bei Roßbach auf's Haupt geschlagen wurde, während England sein Colonialreich gründete und Friedrich aus dem kleinen Preußen eine europäische Macht bildete. Er hatte nur Bewunderung für England und Friedrich, nur Verachtung für den französischen Monarchen und seine Minister. Seine ganze Rede ging eben nur darauf hinaus, daß die von ihm so beneideten Erfolge allein durch überlegene Staatsmannschaft erzielt worden, und daß, wenn Frankreich einen Chatham oder Friedrich gehabt hätte, es sich noch bei Weitem größer gezeigt haben würde, als England und Preußen. Wie er in seiner Geschichte die banalen Phrasen über Pitt und Coburg, das perfide Albion und die völkermörderische heilige Allianz zu wiederholen verschmäht, so stimmte er auch nach dem letzten Kriege nie einen Augenblik ein in die wahnwitzigen Irrreden französischer Journalisten — selbst der Besten — gegen König Wilhelm's Härte, Bismarck's Grausamkeit und die Ungerechtigkeit

des Frankfurter Friedens. Er hatte sogar den Muth, das Lob des deutschen Reichskanzlers und seines Herrn in der Nationalversammlung selbst zu singen; und der Geschichtschreiber, der den Vertrag von Lunéville als ein Meisterstück der Weisheit und der Mäßigung gepriesen, ist geschmackvoll genug, den Vertrag von Frankfurt nicht als einen unerhörten Act der Piraterie darzustellen. Herr Thiers ist nicht der Mann dazu, demokratische Losungsworte in den Mund zu nehmen: ein Vertrag ist gut oder übel in seinen Augen je nachdem er mehr oder minder Bürgschaften der Dauer in sich trägt, nicht etwa je nachdem er mehr oder minder einem willkührlichen Ideale der Privatmoral entspricht. Niemand in Frankreich kann sicherlich mehr als Herr Thiers gelitten haben, als er den Frieden von Frankfurt unterzeichnen mußte; aber er hütete sich wohl ihn ungerecht zu nennen, weil er schmerzlich war. Niemand dürstete mehr nach revanche als Herr Thiers; aber sein ganzer Ehrgeiz als Herrscher war nur darauf gerichtet, Frankreich zu seinem normalen Zustande zurückzuführen; denn er bleibt überzeugt, daß es, einmal in seinem normalen Zustande, früher oder später die Stellung wiedergewinnen muß, die es vor 1870 hatte, wie es einst die im Jahre 1763 verlorene Stellung wiedergewann.

Dieses gewünschte Resultat nun herbeizuführen, brauchte der Mann, das fühlte er wohl, jene unbehinderte Gewalt, die einst Henry IV. und der erste Consul besaßen, als sie das durch den Bürgerkrieg zerrüttete Frankreich wiederherstellten. Diese unbehinderte Gewalt nun wollten ihm die „Liberalen“ wohl zugestehen; nicht

etwa weil sie die Nothwendigkeit desselben für ihr Vaterland einsahen, sondern einerseits weil die Liberalen Frankreichs seit Robespierre bis auf Louis Blanc immer eine geheime Sympathie für die Alleinherrschaft und Centralisation hatten, andrerseits weil sie dießmal die Etikette Republik trägt und es ihnen ja einzig um die Etikette, nicht im Geringsten um die Sache zu thun ist. Diese unbehinderte Gewalt aber wollte ihm die „Rechte", d. h. die Majorität des gebildeten besitzenden Frankreichs, nicht gönnen, oder doch nur widerstrebend gönnen. Es wiederholte sich zum hundertsten Male in der Geschichte das Schauspiel eines Richelieu und eines Stein, gezwungen sich einem Louis XIII. und einem Friedrich Wilhelm III. wider ihren Willen, gegen ihre Sympathie unentbehrlich zu machen. Daß heute der Volkswille sich durch eine gewählte Vertretung, durch Revolution oder Staatsstreich, früher durch eine mit der Nation zusammengewachsene Dynastie kund gibt, ist Nebensache: der Grund ist immer derselbe: der Souverain — einerlei ob Monarch, Volk oder Nationalversammlung — fühlt die Nothwendigkeit eines Mannes und doch vermag er die Tyrannei, die dieser über ihn ausübt, nicht zu ertragen: ohne Unterlaß rebellirt er gegen das lästige Joch, um sich am Ende demselben doch wieder zu unterwerfen; daß es nothwendig ist für einen Souverain wie für eine Partei die so seltene Erscheinung, einen großen Staatsmann, in Bausch und Bogen zu nehmen, mit seinen guten und schlechten Eigenschaften, im Bewußtsein daß diese Vorzüge jene Untugenden überwiegen, das wollen sie nicht zugeben; und hätten sie nur den

Muth dazu, sie opferten das große Ziel auf, zu dem sie der Mann der Lage hinzuführen verspricht, um der kleinen Nebenvortheile willen, um die er sie bringt. Er selbst aber fühlt, daß er ein Recht hat auf unbehinderte Gewalt: soll er vor der Geschichte die Verantwortlichkeit tragen, so muß ihn sein Mandant, sei er nun König oder Volk, auch frei gewähren lassen. Seine Fehler gegehören ja ihm: ohne sie hört er auf er selbst zu sein, und er selbst ist der Mann, der allein retten kann. Behaupten zu wollen, daß man einen bedeutenden Staatsmann die Geschäfte will führen lassen, ihm aber bei jedem nicht gleich begriffnen oder nicht gerade angenehmen Schritte in die Arme zu fallen, ist das wahre Zeichen der Mittelmäßigkeit und der Schwäche, die weder selbst zu handeln versteht, noch die Resignation hat andere handeln zu lassen.

Diese Mittelmäßigkeit und Schwäche zu beherrschen, gibt es nur zwei Mittel, die persönliche Gegenwart oder die Furcht. Napoleon III. brauchte die Letztere, indem er die Anarchie in der Perspective zeigte, sobald man ihn am Handeln hindern wollte; Thiers brauchte die Erste, indem er sich zeigte sobald ein Murmeln in den Reihen vernehmlich ward: die persönliche, volle Verantwortlichkeit für sich und für sich allein, verlangten beide mit Recht: und sobald diese persönliche Verantwortlichkeit geschmälert ward — wie für Napoleon III. seit dem 2. Januar 1870, für Thiers seit dem 29. November 1872 — war ihre Macht vermindert, ihre Macht Gutes zu thun, noch mehr als ihre Macht Unheil anzurichten. Dies war der Grund warum Herr Thiers so heftig

stritt um das Recht zu behalten, selbst in der Kammer, auf der Tribüne zu erscheinen: nicht nur daß er sich gern reden hörte — obgleich auch das nicht zu leugnen ist — sondern weil das Reden seine Waffe ist, wie Napoleon's III. Waffe das Schweigen war; weil er wußte, daß seine Erscheinung im Hause die Meuterei zur Ruhe brachte, während ohne diese Erscheinung die Gesetzgeber wie Kinder in der Abwesenheit des Schullehrers, sich Alles erlauben zu dürfen glaubten gegen den lästigen Zuchtmeister. Dies nicht einzusehen ist die ewige Schwachheit des französischen Volkes, „immer unfähig", wie ein muthiger Franzose selbst gesagt, „die Wahrheit zu sehen, zu hören und sich zu sagen."

Auch in seiner Stellung zur Religion, zur Wissenschaft, zur Heeresorganisation ist Thiers der wahre Vertreter der Besseren unter den Männern Frankreichs, welche um die Scheide der Jahrhunderte das Licht erblickten: namentlich aber ist er der treue Ausdruck, sicherlich nicht der geräuschvollen Menge französischer Politiker, wohl aber des modernen, aufgeklärten Frankreichs, in seiner vollkommnen Gleichgültigkeit für gewisse Regierungsformen: nur mit dem Unterschiede, daß er diese seine Gleichgültigkeit zu bekennen den Muth hat. Nie hat Herr Thiers die Prätension gehabt besser als die Nation wissen zu wollen, welche Regierung sie haben will. Persönlich von der Trefflichkeit der constitutionell-monarchischen Regierungsform überzeugt, erkannte er die Republik von 1848 sowohl wie das zweite Kaiserreich an; ja er zögerte selbst nicht einer Regierung wie die der nationalen Vertheidigung zu dienen — freilich eben

nur weil, so erbärmlich diese Regierung auch sein mochte, sie doch immer die der nationalen Vertheidigung war und bei Thiers der Patriot über Alles geht. Es wäre lächerlich, selbst in der politischen Welt Frankreichs, einen General, einen Gesandten oder einen Richter als Verräther zu behandeln, weil sie ihrem Lande unter jeder Regierung dienen. Diese Art von Treue und Consequenz wird stillschweigend den Parteipolitikern überlassen. Frankreich, das wirkliche Frankreich, ist bereit jede Regierungsform anzuerkennen. So ist Herr Thiers. Er hat nie einer thatsächlichen Regierung das Recht zur Existenz bestritten; er hat nie seine Dienste von der Bedingung einer vorhergehenden Revolution oder eines Dynastieenwechsels abhängig gemacht; er hat nie den Ursprung einer Regierung untersucht. Es ist ihm nie eingekommen zu fragen, ob es schön war, daß die Bourbonen sich von fremden Siegern einsetzen ließen, oder ob Louis Philipp nobel handelte als er, Wilhelm's III. eben auch nicht allzuedlem Beispiele folgend, den Thron einnahm, der dem Haupte seiner Familie zukam: genug, die Restauration existirte, die Juliregierung existirte, war anerkannt von den Wählern und Beamten, namentlich aber von den Steuerzahlern, Gläubigern und europäischen Mächten. Er würde eine gute Regierung selbst von denen angenommen haben, die ihn am 2. December verhafteten, grade wie er die Regierung des 4. September anerkannte, die aus einem Straßenauflauf entstanden war, und wie er die republikanische Form annahm als sie eine Thatsache war, obschon er sie bekämpft hatte, so lange sie nicht zu thatsächlicher Existenz gelangt

war: „Mein Herreen, sagte er am 13. November 1872 in seiner Botschaft, die Ereignisse haben uns die Re„publik gegeben, und auf ihren Ursprung zurückzukom„men um ihn durchzusprechen und zu beurtheilen, wäre „heute ebenso gefährlich als unnütz. Die Republik exi„stirt; sie ist die gesetzliche Regierung des Landes; etwas „Anderes wollen, hieße eine neue und die furchtbarste „aller Revolutionen heraufbeschwören. Verlieren wir „unsere Zeit nicht damit sie zu proclamiren, aber trachten „wir ihr den wünschenswerthen und nothwendigen Cha„rakter zu geben."

Diese Worte sind nur der Wiederhall dessen, was jeder verständige Franzose sich selbst sagt, aber öffentlich zu sagen nicht den Muth hat. Die ungeheure Majorität Frankreichs wünscht eine gute Regierung zu haben ohne sich darum zu kümmern wem sie dieselbe dankt. Das Wohlergehen Frankreichs ist sowohl des gewöhnlichen Handelsmannes als Herrn Thiers' einzige Präoccupation. Das ist es, was ihn, nächst seiner Erfahrung, seiner Unbescholtenheit, seiner Beredsamkeit, so lange er zwischen den Parteien stand, zum Manne der Nation machte, welche sich weit weniger um Monarchie und Republik, Protectionismus und Freihandel, als um die Erhaltung einer bestehenden Regierung und der durch sie verbürgten Ordnung Sorgen macht. Wenn nun aber eine Regierung vertreten ist von einem Manne, dessen geistige und sittliche Eigenschaften ihn zur Verkörperung des Nationalgeistes und des Nationalcharakters machen, ist es nur natürlich, daß diese Nation ihm durch dick und dünn folgt, selbst wenn er Dinge sagt und thut,

die sie nicht ganz billigen kann, und es hätte noch lange so fortgehen können, hätte dieser Mann sich nicht in einem Augenblick der Gereiztheit und Schwäche, verlassen, ja bekämpft von seinen natürlichen Anhängern, mit den Feinden der Ordnung in ein Bündniß eingelassen. Das moderne Frankreich, wie es aus der Revolution und dem Kaiserreich hervorgegangen, hatte seinen Vertreter gefunden im Geschichtsschreiber der Revolution und des Kaiserreiches; und da es sicher zu sein glaubte daß er es nie zurückführen werde zum ancien régime, oder gar aus Liebe zu irgend einer abstracten monarchischen, constitutionellen oder republikanischen Theorie Experimente mit ihm anstellen werde, so wünschte es durchaus nicht sich von ihm zu trennen, und wenn es ihn endlich doch verlassen hat, so ist die Schuld daran einzig den gefährlichen Gesellen zuzuschreiben, die, indem sie sich ihm anschlossen, ihn in den Augen der Nation unwiederbringlich compromittirten.

2.

Nach dreijährigem Kämpfen und Ringen hat Frankreich in der Nacht des 19. November 1873 wieder einen entscheidenden Schritt der Rückkehr zu seiner normalen Regierungsform, der Dictatur, gethan. Der Dictator mag durch einen Andern ersetzt, sein Titel verändert werden; die Dictatur wird bleiben.

Die Interessen, welche einen gar feinen Instinct haben, begrüßten den Sieg der conservativen Partei mit raschem Steigen der Rente, obschon die Zukunft nur für sieben Jahre, kaum für diese — Mac-Mahon ist fünfundsechzig Jahre alt — gesichert scheint. Sie wissen es besser: vor achtzehn bis zwanzig Jahren kann das liberale Experiment nicht wieder erneuert werden, folglich die Revolution nicht wieder die Gelegenheit finden ihr Haupt zu erheben, und das ist Alles was sie wollen. Es ist der Mühe werth, noch einmal rasch zu übersehen, wie die beiden Centren, wie die legitime und constitutionelle Monarchie zu Schanden wurden und der Cäsarismus wieder einmal, dießmal ohne Blutvergießen, die dreifarbige Fahne aufgepflanzt und wie die Doctrinäre des Parlamentarismus selber sich dazu hergegeben diese Fahne aufzupflanzen.

Seit dem 29. November 1872 war, wie oben gesagt, Thiers' Macht virtuell gebrochen: denn von diesem Tage an endete die absolute Gewalt, die ihm die Nation und ihre Vertreter im Augenblicke der Gefahr übertragen hatten. Die constitutionelle Partei, conservativer Färbung, doctrinär wie immer, glaubte den Augenblick gekommen ihr Ideal zu verwirklichen, Frankreich die beschränkte Monarchie wiederzugeben. Der erste Schritt dazu war der Sturz des bürgerlichen Dictators, dessen man nicht mehr bedurfte und der, allen doctrinären Experimenten abhold, unbequem werden durfte. Es galt ihn durch eine fügsamere Persönlichkeit zu ersetzen. Thiers, welcher den Streich kommen sah, warf sich mit seinem ganzen Gewicht auf die linke Seite, wo er bereit-

willigste Unterstützung fand, da man hier auf des alten Herrn Erbschaft sicher rechnen zu können glaubte. Dadurch beschleunigte er seinen Fall. Eine Regierung, welche mit den Radikalen liebäugelt, ist im modernen Frankreich ebenso sicher verloren, als eine, welche mit dem ancien régime pactisirt. Sechs Monate wogte der Kampf zwischen dem rechten und dem linken Centrum, der constitutionellen Monarchie und der conservativen Republik, welche der greise Staatsmann repräsentirte. Für sich hatte diese nicht nur die große Persönlichkeit ihres Führers, sein Ansehn, sein Genie, dem Besitz der Executive, sondern auch die Unterstützung der Besten in der Nation: aber ihr Bündniß mit dem Radikalismus mußte sie früher oder später doch verderben, wie das Bündniß mit den Bonapartisten die constitutionelle Monarchie verderben mußte. Nach einem halben Jahre unausgesetzten Kampfes (29. November 1872 bis 24. Mai 1873) erfocht das rechte Centrum einen ersten entscheidenden Sieg über das linke, die Partei der constitutionellen Monarchie über die Partei der conservativen Republik; wiederum nach einem halben Jahre (24. Mai bis 19. November 1873) sah sich die siegende Partei genöthigt, um nicht zu fallen, den Cäsarismus zu seinen eigenen Gunsten zu organisiren. Wer weiß ob nicht in wenigen Jahren die eigentlichen Vertreter dieser Regierungsform selbst die Zügel wieder in die Hand nehmen, die sie jetzt noch aus naheliegenden Gründen in den Händen ihrer Gegner lassen?

„La France est centre gauche“, sagte ein hervorragender französischer Staatsmann vor einigen vierzig

Jahren und das Wort ist heute noch so gut als damals. Man darf sogar noch an einen Schritt weiter gehen und sagen: was an Redlichkeit, Intelligenz und Bildung obenansteht in Frankreich gehört dem linken Centrum an, und gehörte ihm an seit zuerst die Feuillants, dann die Girondisten vergebens versuchten die Bewegung der Revolution gerade an dem Punkte aufzuhalten, welcher Freiheit von Frechheit, Ordnung von Unbeweglichkeit scheidet. Wie kommt es nun aber, daß eine Partei, welche Frankreich, das passive Frankreich wenigstens, hinter sich zu haben scheint und unter seinen Anhängern die besten, einsichtigsten, ja scharfsichtigsten Politiker des Landes zählt, nie das Ruder hat erfassen, oder doch wenigstens nie halten können? Ist nicht die ganze Geschichte Frankreichs seit sechzig Jahren, um nicht bis auf die große Revolution zurückzugehen, in dem langsamen und furchtsamen Erheben des linken Centrums nach einer entscheidenden und beinahe tödtlichen Niederlage begriffen, in seinen ehrlichen und gesetzlichen Anstrengungen zur Gewalt zu gelangen, in der zeitweiligen Unterstützung, welche ihm die öffentliche Meinung einmüthig leiht, und in seinem unfehlbaren Scheitern nach kurzem Triumph? Das Cabinet Martignac in 1828 und 1829, die Reformbewegung in 1847 und 1848, das liberale Kaiserreich in 1869 und 1870, endlich Thiers' Versuch einer conservativen Republik, worin er wohl unumschränkter Herr, sein Nachfolger aber ein von liberalen Gesetzen gebundner Präsident sein sollte, waren ebensoviele Bewegungen des linken Centrums, welche mit einer mehr oder minder vollständigen Confiscation

der nationalen Freiheiten endeten. Nichts konnte vernünftiger und gerechter sein, Nichts leichter erreichbar, als die Ziele, welche das linke Centrum immer im Auge hatte: d. h. die Aufrechterhaltung der einmal bestehenden Regierungsform oder Dynastie zugleich mit der Entwicklung freier Institutionen. Es gereicht in der That der politischen Einsicht, dem Patriotismus und der unerschütterlichen Zuversicht der französischen Liberalen linken Flügels zur besondern Ehre, immer klar gesehen zu haben, wie wenig auf die Form ankommt, daß jede Dynastie sich mit der Freiheit vertragen könne, daß Frankreich die Etikette einerlei sei, vorausgesetzt das Wesen war was es sein sollte. Es ist noch bewundernswerther, daß sie stets ihr Vaterland über Formen, Dynastien stellten und immer bereit waren eine gute und freisinnige Regierung anzunehmen, ob sie nun von Ludwig XVI. oder der Republik, den Bourbons oder den Orleans, dem zweiten Kaiserreich oder der dritten Republik kam.

Warum denn aber, wiederholen wir, ist es dieser Partei nie gelungen eine gute und freisinnige Regierung zu begründen? Es sind der Glaube an Gesetze einerseits, der Mangel an Energie andererseits, ja sogar der Mangel an jenem Grad der Leidenschaft, welcher oft die Energie erzeugt, die alle Bewegungen dieser Partei lähmen und alle gute Eigenschaften, die sie zweifelsohne besitzt, neutralisiren. Politiker, die trotz achtzig Lehrjahren noch glauben können, die Selbstregierung werde durch freisinnige Preßgesetze, durch zweite Kammern, ein suspensives Veto, ein Wahlsystem oder andere Mit-

telchen begründet, die noch immer nicht eingesehen, daß es auf den Gebrauch der Gesetze, nicht auf die Gesetze ankömmt, daß ein Volk mit Veto, beschränktem Wahlrecht, drakonischem Preßgesetz faktisch der größten Freiheit genießen kann, solche Politiker müssen eben die Dinge beim falschen Ende anfassen. Anstatt die Bewegung zu beweisen, indem sie sich bewegen, anstatt in ihrem Wirkungskreise, an ihrem Wohnsitze, practische Selbstregierung zu treiben und so ihre Mitbürger und Untergebenen dazu zu erziehen, hecken sie noch immer neue Receptchen aus, die dem Volke als „Bürgschaften" der Freiheit dienen sollen. Als ob die Freiheit je durch einen Gesetzesbuchstaben verbürgt worden wäre. Nun sind die Männer dieser Partei überdieß noch brave und friedliche Leute und immer geneigt Andere für eben so brav und friedlich zu halten. Sie schrecken vor jedem kühnen Schritte zurück aus Furcht, es möchte für ungesetzlich, oder doch gewaltsam erklärt werden; sie haben sogar vor gewandten Diplomaten und vor Parteitaktik Angst, weil sie fürchten, solche möchten als Unaufrichtigkeit oder ungerechtfertigte Intrigue gedeutet werden. Keine Leidenschaft verblendet sie und hindert sie alle Seiten einer Frage in Betracht zu ziehen; ja, sie pflegen so lange und so gründlich alle Seiten in Betracht zu ziehen, ehe sie einen Schritt thun, daß

„. . . . . der angebornen Farbe der Entschließung
„Des Gedankens Blässe angekränkelt"

wird, und der Augenblick zum Handeln gewöhnlich vorüber ist, wenn sie endlich zur Entscheidung kommen. Einmal

von dem Ruder entfernt, macht ihr Princip selber — die Anerkennung jeder einmal bestehenden Regierung — aus ihnen Verehrer des Erfolges, obschon sie ihrem Principe die Klausel beifügen, daß „sie ihr Bestes thun wollen, die einmal bestehende Regierung auf bessere und liberalere Bahnen zu leiten.“

Der letzte Versuch einer liberalen Regierung, oder um genauer zu sprechen, einer persönlichen Regierung unter bürgerlichen Formen, den Frankreich gemacht — Thiers' Versuch einer conservativen Republik — war vielleicht nicht der letzte, obgleich selbst die Zuversichtlichsten unter den Liberalen zu verzweifeln beginnen. Allein, wenn er fehlgeschlagen ist, so ist dies Fehlschlagen ebenso sehr der Furchtsamkeit des linken Centrums, als der Kühnheit der Rechten zuzuschreiben, oder vielmehr der Bonapartisten, welche, ohne in den Vordergrund zu treten, die Rechte und das rechte Centrum in den Kampf führten. Hätten die Herren des linken Centrums bei Zeiten und entschieden Front gemacht gegen die Radikalen unter Gambetta, sie möchten Thiers gerettet, ihrem Lande viel Unruhe erspart, und vor Allem die Rechte verhindert haben, sich mit den Bonapartisten zu verbinden, d. h. Selbstmord zu begehen. Denn ehe sie Republikaner du lendemain, Vernunftrepublikaner waren, waren und sind diese Männer doch Conservative und sogar jetzt steht zu hoffen, daß Herr Dufaure und Herr Casimir Périer selbst das unvermeidliche Kaiserreich der Republik eines Gambetta vorziehen. Schon jetzt sehen wir, daß die Einflußreichsten der Partei sich der siegreichen Rechten, d. h. der Restauration der

Bonapartes, nähern. Doch zurück zu den letzten Tagen von Thiers' Herrschaft und dem Versuche des linken Centrums die „conservative Republik" zu begründen.

Sechs Monate hatte der Kampf gedauert zwischen dem rechten Centrum, das seine Doctrin einer constitutionellen Monarchie verwirklichen wollte, und dem Retter von 1871, gestützt auf die Doctrinärs des linken Centrums und leider auch auf die Linke, ohne welche dieses in der parlamentarischen Minderheit geblieben wäre. Es mußte mit der Niederlage Thier's und der Gemäßigten endigen, sobald die Nation, d. h. die conservative Masse, zur Ueberzeugung gelangte, es sei nicht stark genug den Radikalismus niederzuhalten. Der Wahl des obscuren Schulmeisters Barodet in der Hauptstadt folgte der Sturz des bürgerlichen Präsidenten und die Einsetzung eines politisch-neutralen Militärs auf dem Fuß. Und nun hatte die andre liberale Partei freie Hand, den geträumten freien Staat mit monarchischer Spitze herzustellen, ohne die conservativen Interessen zu gefährden.

Natürlich geschah, was immer geschehen ist wenn die liberale Partei sich in zwei Hälften, das rechte und das linke Centrum, trennt. So zerspalten muß Jeder sich an die nächste extreme Partei anlehnen um mit Vortheil streiten zu können und man konnte folglich sicher sein, sie würden früher oder später den weniger gewissenhaften Verbündeten zum endlichen Siege verhelfen. Doch schienen sich die Dinge für das rechte Centrum eine Weile sehr gut anzulassen und das Gelingen schien näher als 1850. Es hatte seine Leute in

der Festung, immer ein nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil in Frankreich: die Executivgewalt war in ihren Händen, wenn auch der namentliche Chef derselben keiner Partei angehörte. Der unzuverlässige Bundesgenosse der Rechten, der Bonapartismus, zählte nur wenig Vertreter in der Versammlung, hatte das Haupt verloren, war außer Stande augenblicklich seine Ansprüche geltend zu machen. Die strengen Royalisten waren nicht mehr die Absolutisten der chambre introuvable und des weißen Schreckens, sondern lauter Leute, welche die constitutionelle Monarchie anzunehmen bereit waren, vorausgesetzt, daß die legitime Dynastie damit betraut würde. Diese möglich zu machen, mußte der jüngere Zweig der Familie, der ein gefährliches Hinderniß war, auf seine Ansprüche verzichten. Was zwanzig Jahre vorher umsonst angestrebt worden war, geschah; und wieder einmal verloren die Prinzen des Hauses Orléans, wie alle ihre Vorfahren, die Partie, weil sie allzu fein spielen wollten.

Für einen Fürsten steht in der That nur ein Weg zur Gewalt offen, der: unermüdlich sein Recht — einerlei ob göttlich, wie das der Bourbons, volksthümlich wie das der Bonaparte, vertragsmäßig wie das der Orléans — als unerloschen zu behaupten und die Gelegenheit abzuwarten, dieses Recht durch Gewalt in Macht zu verwandeln. Mit ihrer fieberhaften und würdelosen Ungeduld einerseits, ihrer weltlichen Handelsklugheit andrerseits, vermochten die Orléans dies nie einzusehen. Großmüthig hatten sie im Jahre 1848 sich geweigert Bürgerblut zu vergießen und die Februaremeute an der

Spitze der afrikanischen Armee zu erdrücken. Uneigennützig waren sie 1869 bereit selbst das Empire libéral anzuerkennen, weil sie der Freiheit und dem Glücke ihrer Nation nicht im Wege stehen wollten. Ja, sie fügten sich 1871 der Septemberrepublik, um das schon so sehr durch seine Niederlagen erschütterte Frankreich nicht noch mehr zu erschüttern. Jetzt unterwarfen sie sich dem göttlichen Recht, damit das monarchische Princip, dessen Frankreich so dringend bedurfte, nicht zu schwach sei die Anarchie zu besiegen. Edle Beispiele der Selbstlosigkeit und die den trefflichen Hauswirthen vollkommen anstehen, welche den Augenblick, wo Frankreich fünf Milliarden an den Sieger zu zahlen hatte, für wohlgewählt hielten, vierzig Millionen von ihm zurückzufordern. Ein wahrer Fürst hätte kühn seine eigne Sache über alle andern Rücksichten gesetzt und lieber 40 Millionen geborgt, ohne nur zu wissen wie, wann und ob er sie zurückzahlen könnte. So ging denn der Graf von Paris, mit Bewilligung seiner Oheime, nach Frohsdorf und dankte ab in die Hände des letzten Bourbonen. Unglücklicher Weise konnte er ein so edles Opfer nicht bringen ohne das Andenken seines Großvaters zu beschimpfen und die Männer tödtlich zu beleidigen, welche ihn vor vierzig Jahren auf den Thron hoben und noch immer die Sache vertheidigten, die sein Enkel repräsentirte. Es ist ein schwieriges Ding in unsern Zeiten des übertriebenen Individualismus, wenn jedes Geschlecht vermeint, die Welt habe mit ihm begonnen und es sei nur für seine eignen Handlungen verantwortlich, den Menschen begreiflich zu machen, daß Niemand, und ein Fürst

weniger als irgend Jemand, vollständig unabhängig von dem ist, was vor seiner Geburt gethan worden; daß Jeder, in Ruhm und Schande, seines Vaters Erbe ist, und, wie er das Recht hat seines Vaters Nachlaß zu beanspruchen, so auch die Pflicht überkömmt seines Vaters Schulden zu zahlen. Dies ist in erhöhtem Maaße mit fürstlichen Prätendenten der Fall: bei ihnen, mehr noch als bei gewöhnlichen Menschen, werden die Sünden der Väter heimgesucht an Kindern und Kindeskindern. Hierin, wie in manchem Andern, ist der Volksinstinct schneller und tiefer zugleich als die Weisheit politischer Rechner. Wie der Herzog von Orléans für die französische Nation stets der Sohn Philipps Egalité's blieb, so würde der Graf von Paris in ihren Augen stets der „König der Franzosen" bleiben. Es ist das Verhängniß der Orléans, daß sie dies unbestimmt fühlen und vergebens mit sich selbst kämpfen es zu vergessen. So ist denn ihr Betragen stets durch widersprechende Motive gelähmt. Sie möchten gerne Glieder des „Hauses Frankreich" bleiben; und doch halten sie's für ihre Pflicht die Revolution zu achten, welche das „Haus Frankreich" des Thrones beraubt. Indem sie sich so nicht wirklich als legitime Fürsten fühlen, wissen sie nie als Fürsten zu handeln. Ein Fürst ist, im Guten wie im Schlimmen, kein gemeiner Sterblicher, und weder Mit- noch Nachwelt beurtheilen ihn wie einen gemeinen Sterblichen. In ihm wird der Egoismus eine Tugend und ihm ist Beschränktheit des Geistes oft von größerem Werthe als hohe Intelligenz. Ein Prätendent aber, der, wäre es auch nur für einen Tag, das Recht eines an-

dern Prätendenten anerkennt, hat seinen Rechten für immer entsagt: und so, sollen wir ja glauben, meinten's auch die Prinzen von Orléans.

So konnte man denn getrost an die Wiederaufrichtung der constitutionellen Monarchie gehen. Die mehr fortschrittlich gesinnten Orléanisten waren freilich in's republikanische Lager getrieben worden; dagegen mochten die Männer des rechten Flügels dieser Partei sich wohl bewußt geworden sein, daß von allen Revolutionen der letzten achtzig Jahre diejenige von 1830 die verhängnißvollste gewesen und daß die Sache der constitutionellen Monarchie ohne sie jetzt vielleicht eine gewonnene wäre. Sie vergaßen nur, daß dieser Fehler auch ein nicht wieder gutzumachender war, daß jeder Versuch die Nation mit der alten geschichtlichen Dynastie zu versöhnen fortan scheitern müsse. Hatten ja doch jene Männer selber, als sie so unbedacht den König Karl X. in die Verbannung schickten, in den Augen des Volkes das Haus Bourbon mit dem ancien régime identifizirt; und die Antipathie des französischen Volkes gegen dieses ist vielleicht ebenso groß, als die gegen den Radikalismus. Einen Augenblick mochte es scheinen, als ob Alles den Doctrinären des rechten Centrums in die Hände arbeitete: der Prätendent zeigte sich willig, seinen Thron mit freien Institutionen zu umgeben. Jede neue Ersatzwahl — die Wahlen mit den Departementslisten liegen ja ganz in der Hand der städtischen Demokratie — bewies schlagender, daß die conservative Republik verloren war, daß die besten Männer dieser Partei, ein Dufaure und Casimir Périer, ein Léon Say und Graf Rémusat, nur

noch Dank der Protection und der Duldung der Radikalen auf dem politischen Schachbrette sich halten oder wieder erscheinen konnten, daß folglich alle ernstlich conservativen Elemente sich um die neuerstandene liberale und legitime Monarchie schaaren würden. Und doch mißlang der Versuch. Warum? Weil Frankreich die constitutionelle Monarchie nun einmal nicht mehr will, und sollten auch alle Doctrinärs des Landes sie als das einzige Heilmittel anpreisen.

Eine constitutionelle Monarchie könnte in der That nur dann in Frankreich Wurzel fassen, wenn eine zugleich volksthümliche und durch die Geschichte gegebene Dynastie an ihrer Spitze stünde: keine künstlich fabricirte, von außen hereingeführte Dynastie, wie die belgische, hätte in diesem Lande irgend eine Aussicht ihr Leben zu fristen. Dies fühlte der Chef des Hauses Bourbon — jeder Zoll ein König — sehr wohl. Er war offenbar aufrichtig, wenn er versprach alle Freiheiten zu geben, deren der moderne Staat bedarf; aber ebenso entschieden war er das monarchische Ansehen nicht durch aufgezwungene Contracte in den Augen der Nation zu vermindern, nicht die Legitimität der Revolution anzuerkennen, nicht die geschichtliche Continuität der Nation und der Dynastie, wie sie sich in der weißen Fahne versinnbildlicht, zu verleugnen. Mit vollstem Rechte und mit all der Ueberlegenheit eines Mannes, der sich als den verantwortlichen Vertreter des ältesten und glorreichsten Fürstengeschlechts Europa's, den möglichen Vertreter Frankreichs fühlt, über die Verfassungskünstler, die Nichts vertreten als ihre abstracten Theorien und ihre

vereinzelten Individualitäten, behauptete er, wie sein Großoheim, dem es doch gelungen war seinem Lande zehn Jahre der Ordnung und der Freiheit zu geben, an 1788 anknüpfen zu müssen. Dadurch aber verscherzte er die Möglichkeit seiner Dynastie die andere nothwendige Eigenschaft zu geben, die Volksthümlichkeit. Die französische Nation ist seit dem Verkauf der Nationalgüter, namentlich aber seit den Ordonnanzen von 1830, die man ihm als ein Attentat auf die aus der großen Revolution hervorgegangenen gesellschaftlichen Zustände dargestellt, überzeugt daß die weiße Fahne Wiederaufrichtung der Privilegien, der Frohnden und Zehnten, bedeutet und hat demgemäß für diese genau dieselben Gefühle wie für die rothe Fahne, welche ihrerseits auch den Umsturz der bestehenden Eigenthumsverhältnisse und Gesellschaft meint. Es wäre möglich gewesen bei der Furchtsamkeit der Nation und ihrer Unbehülflichkeit, durch eine List, ein Abstimmungsmanöver, die legitime Monarchie wiederherzustellen. Der Prätendent aber, wenn er überhaupt auf diesem Weg zum Throne seiner Väter hätte gelangen mögen, würde keine zwei Jahre darauf geblieben sein. Eines von Beiden wäre unfehlbar eingetreten: Entweder, er hätte sich mit freien Institutionen umgeben, Presse und Versammlungsrecht unbehindert gewähren lassen; jede Gewaltmaßregel als illiberal verschmäht, in welchem Falle er den Radicalismus, der selbst von der revolutionären Dynastie der Bonaparte die Freiheit nicht annehmen wollte, durchaus nicht versöhnt hätte und, von den conservativen Elementen, die sich als verrathen betrachtet hätten, verlassen, bald den Angriffen der Revo=

lutionspartei erlegen wäre. Oder, er hätte sich nach Rechts geworfen, der nimmersatten Kirche Schutz angerufen: dann wäre das Schlimmere geschehen. Da die Kirche ihrer Natur nach wie der Communismus den Staat leugnet, oder doch sich dienstbar machen will, so hätte sie mit alle der Logik und dem Fanatismus, die ihr eigen sind, immer heftiger gegen die bestehende Ordnung Sturm gelaufen, ein Bollwerk derselben nach dem andern niedergerissen, bis endlich die Masse der Nation, im Muthe des blinden Selbsterhaltungstriebes sich aufgerafft und alle Priester Frankreichs wie 1835 in Spanien mit Knüppeln todtgeschlagen, alle Klöster abgebrannt, alle Kirchen niedergerissen und endlich den gekrönten „Pfaffenfreund" des Landes verjagt hätte.

Man weiß wie die Loyalität des Fürsten ihm selber und dem Lande die harte Prüfung ersparte. Klar muß es aber jedem Unbefangenen geworden sein, daß wenn die constitutionelle Monarchie überhaupt in Frankreich je möglich sein sollte, woran zu zweifeln wohl erlaubt sein wird, nur das Haus Bonaparte, welches allein geschichtliche Wurzeln in der Nation hat und mit der Aufrechthaltung der modernen, aus der Revolution hervorgegangenen Gesellschaftszustände identifizirt ist, dieselbe durchführen könnte. Da es aber so viel bequemer ist ohne beschränkende Staatseinrichtungen und öffentliche Controle zu regieren, da die Masse der Nation für jene Controle und jene freien Institutionen gleichgültig ist, so wird das Haus Bonaparte, wenn es, wie wahrscheinlich, wieder auf den Thron kommen sollte, schwerlich je wieder den Versuch von 1870 erneuern. In der That scheint

die Wiederkehr dieses Hauses die allgemeine Voraussetzung in Frankreich zu sein; und es würde interessant sein zu sehen, wie eine kleine Partei, wenig geachtet, wenig ausgezeichnet durch Talent und Bildung, ohne tiefgehende gesellschaftliche Wurzeln, von allen Parteien gleicherweise gehaßt, ja, man kann sagen, ein Gegenstand des Hasses und der Verachtung für alle gebildeten Classen Frankreichs, endlich über alle triumphirt, ohne Blutvergießen triumphirt. Sucht man aber nach dem Grunde des sehr wahrscheinlichen Erfolges der Wenigen ohne Verdienst und der Niederlage der vielen Wohlverdienten, so wird man es eben in der Tugend und Untugend finden, welche dem linken Centrum abgehen — Kühnheit und Gewissenlosigkeit. Und diese Eigenschaften bilden nicht allein ihre Ueberlegenheit.

Da die Bonapartisten während der letzten Jahre das Heft in der Hand gehalten, so verfügen sie über ein zahlreiches Personal, eine Regierungsmaschine, welche allen andern Parteien abgeht, den drei conservativen Parteien, weil sie keine praktische Erfahrung haben, obschon der theoretischen Studien genug, der radicalen, weil sie weder Studien noch practische Erfahrung irgend einer Art hat. Endlich haben die, so einmüthig von den gebildeten Kreisen Frankreichs gehaßten Bonapartisten noch nicht aufgehört von der Masse der Landbevölkerung unterstützt zu werden. Das Raisonnement dieser ist freilich roh, aber nicht ohne Plausibilität. „Wir haben zwanzig Jahre Wohlergehen und Frieden gehabt, so lange der Kaiser selbst regierte; sobald er den Liberalen einen Theil an der Regierung gab, hatten wir Krieg,

Niederlage, Revolution." Und noch mehr als ihr Raisonnement ist ihre Furcht zu fürchten. Kein französischer Bauer, für den Henry V. nicht gleichbedeutend wäre mit ancien régime, für den die Republik nicht Metzelei und Straßenkämpfe in Permanenz bedeutete, während der demokratische Absolutismus, welcher das Wesen der cäsarischen Regierung ausmacht, sie gegen beide Extreme sichert. Die Bonapartisten kennen diese Stimmung zu wohl um nicht von Anbeginn an ein Plebiscit verlangt zu haben. Nun, da sie, virtuell, wenn auch nicht nominell, den Sieg davon getragen, selbst wo die geringste Aussicht für sie zu sein schien ihr Haupt zu erheben, — in der parlamentarischen Versammlung — würde es durchaus nicht überraschend sein, wenn sie endlich ihren appel au peuble durchsetzten.

Einstweilen hat Frankreich was es wünscht: eine starke Regierung, ausgerüstet mit beinahe allen Machtbefugnissen, welche sich Napoleon III. einst am 2. Dec. eroberte, und — die dreifarbige Fahne, welche in den Augen der Nation die moderne Gesellschaftsordnung repräsentirt. Der Fahnenträger mag und wird höchst wahrscheinlich wechseln: aber die Sache, der Cäsarismus, die Tyrannis hat triumphirt: die Rückkehr zum alten Régime, wie die Erneuerung constitutioneller Experimente, sei's monarchischer, sei's republikanischer Art, sind wieder einmal für lange Jahre unmöglich gemacht worden. Ob Frankreich Recht hat jene von dem ersten Napoleon eingerichtete Organisation zu bewundern, welche keine Revolution bis jetzt hat umzustürzen vermocht, das ist eine ganz andere Frage. Der Fremde mag seine

Gründe haben daran zu zweifeln; aber ein französischer Staatsmann braucht sich nicht um das zu bekümmern — und sicherlich weder Herr Thiers noch Marschall Mac Mahon, noch die Herren Rouher und Magne bekümmern sich darum — was die Fremden meinen. Die Franzosen aber, die sich als Politiker auf der Pariser und Versailler Bühne umhertreiben, und entweder wie die Fliege am Wagen sich einbildeten sie vollbrächten etwas, weil sie summend dem Manne folgten, welcher den eingefahrnen Staatskarren allein aus dem Kothe zu ziehen im Stande war, oder aber diesen Mann mit ihrem Geschrei aufzuhalten und zu hindern suchten, wie sie jetzt mit seinem Nachfolger und dessen zukünftigen Nachfolgern thun, sollen doch ja nicht glauben, die Augen Europa's seien auf sie gerichtet, voller Interesse um die großen Principienfragen, die von ihnen ventilirt und entschieden würden. Europa sah und sieht noch immer ängstlich zu, daran ist kein Zweifel; aber nur weil es ein Tollhaus zu sehen glaubt, dessen Bewohner jeden Augenblick den klugen Arzt, der sie leitete, oder den braven Gefangenwärter, der sie seitdem überwacht, umbringen können und welche, einmal freigelassen, nicht länger von ihrer Familie, der großen, klugen, ehrenhaften, aber schwachen und muthlosen französischen Nation, im Zaume gehalten, nicht gehindert werden könnten, Streiche des Wahnwitzes zu begehen. Nun ist auch diese Sorge durch Anlegung der Zwangsjacke für's Erste gehoben. Daß aber irgend ein Fremder glauben sollte, in all dem politischen Getriebe von Kampf und Intrigue, das sich um Herrn Thiers' und Marschall Mac Mahon's Person abspielte

und abspielt, sei noch ein Princip, ein allgemeines Interesse, eine Idee in Frage, darüber wird man sich eben in diesen von Leidenschaft verblendeten Kreisen nie klar mehr werden können.

Von historischem, philosophischem, moralischem Standpunkte hat dieses Parteigetreibe für uns Fremde nicht mehr Interesse als die byzantinischen Kämpfe der Blauen und Grünen, oder die spanischen der Moderados und Progresistas: denn für den Geschichtschreiber und den Denker hat die politische Barbarei in ihrer Monotonie kein Interesse. Was aber ist Barbarei? Ist's nicht wenn der Blick sich trübt für das Allgemeine, für das Gesetzliche, für das Ewige? wenn der Mensch sich nicht über seine persönlichen, oder Familien- und Partei-Interessen zu erheben vermag, wenn er nur individuellen Leidenschaften, Begierden und Interessen sich hingibt? In solchem Zustande aber ist das politische Frankreich. Wolle Gott, daß das nichtpolitische Frankreich nicht demselben Zustande anheimfalle! Und das muß ihm früher oder später widerfahren, nicht weil es ihm an politischem Verstande fehlte — im Gegentheil hat die friedliche Masse der gebildeten Franzosen ein treffliches politisches Urtheil — sondern weils ihm an politischem Charakter fehlt: denn alle Tugenden des öffentlichen Charakters gipfeln in der Einen, die ihnen gänzlich abgeht, dem öffentlichen Muth.

IV.

Schlussbetrachtung.

Und was denken die Bessern in Frankreich von der Gegenwart, von der Zukunft ihres Vaterlandes? Wie stehen die wenigen Erwählten, die jede Nation in ihrem Busen hegt, die Weisen, welche über dem Parteigetriebe erhaben, über ihrer Zeit, ihren Leidenschaften und Vorurtheilen stehen, wie verhalten sie sich zu dem öffentlichen Leben, das um sie her tobt, wie zu der Todesstille, welche sich plötzlich um sie lagert? Der Besten, der Tiefsten und Einsichtigsten Einer, ein Historiker in des Wortes schönstem Sinne mag es uns sagen; hören wir Ernest Renan, den Patrioten und Denker.*)

---

*) Man hat dem Verfasser den Vorwurf gemacht seinen „representative man" schlecht gewählt zu haben; man achte Renan als Schriftsteller, als Moralisten, als Kritiker, aber seine politischen Meinungen seien doch gar zu „singulières". Nun war gerade diese Singularität von Renan's politischen Ansichten der Grund warum wir sie anführten. Wer in der Hitze des Kampfes ist, wird nicht in der Lage sein den Sinn dieses Kampfes, seine

Niemand ist strenger zu Gericht gegangen mit seiner eigenen Nation als Renan; aber sein Zorn ist Zorn aus Liebe. Gerade weil er in Frankreich das auserwählte Volk sieht, ist er so unerbittlich gegen seine Schwächen und Irrthümer: „Eine Nation, die eine so edle Vergangenheit besitzt, hat nicht das Recht, sich selbst aufzugeben, ihren Beruf zu versäumen.“ Bei jeder Gelegenheit, und so wieder in seinem neuesten Werke, sucht Renan, als ein gewissenhafter, freimüthiger, unermüdlicher Arzt die Uebel seiner Nation zu erforschen und aufzudecken, ihr die traurigste Zukunft zu weissagen, wenn sie jene Uebel nicht beizeiten bekämpft, ihr bittere Heilmittel vorzuschlagen. Leider ist er, wie so mancher geniale Arzt, stärker in der Diagnostik, ja in der Prognostik, als in der Therapeutik. Fassen wir in wenigen Worten seine Krankengeschichte und sein Heilsystem zusammen:

Ursachen und seinen Fortgang zu schildern. Ein bedeutender Mann, der abseits steht und beobachtet, dürfte wohl das ganze Schauspiel besser überblicken und folglich besser zu charakterisiren im Stande sein. Ein großer Irrthum aber ist es zu glauben, Renan stehe allein mit diesen seinen Ansichten: wir führten oben Tocqueville's ganz mit diesen übereinstimmende Außerung über Frankreich's Zukunft an. Auch Mérimée urtheilte ähnlich (ce qu'il y a de sûr c'est que nous nous en allons à tous les diables, sagte er schon vor 1870) und es wäre uns leicht hunderte von Männern zu nennen, die mit derselben Besorgniß in die Zukunft, mit demselben Bedauern auf die Vergangenheit ihres Vaterlandes schauen: und diese Männer sind wahrscheinlich weder sittlich noch geistig die untergeordnetsten: und wenn die Franzosen wirklich nie fragten, was ein Renan von ihrer politischen Lage denkt, so wären sie wahrlich noch mehr zu bedauern, als wir es voraussetzten.

Frankreich schuldet Alles seinen Königen — Einheit, Macht, die Nationalität selbst, aber auch die Centralisation, die jene Macht am Ende untergräbt. Sie tödteten den Adel, hielten das Volk in Unwissenheit und Unsittlichkeit, bereiteten die Revolution vor. Diese wollte die falschen Grundsätze Rousseau's verwirklichen; „der Leichtsinn der Advocaten von Bordeaux, ihre hohlen Declamationen, ihre sittliche Leichtfertigkeit thaten das Uebrige … und als Frankreich endlich seinem Könige das Haupt abschlug, beging es einen Selbstmord." Was die „unwissenden und beschränkten Köpfe vom Ende des vorigen Jahrhunderts" verschuldet, konnte nur schwer wieder gut gemacht werden; doch war man auf dem Wege, als im Jahre 1830 das Königthum seinerseits den größten aller Fehler beging. Die Zeit hätte vielleicht noch die jüngere Linie des alten Königshauses befestigt, wie sie's in England gethan, wenn die Nation sich nicht wiederum „einer ganzen Reihe unverzeihlicher Leichtfertigkeiten schuldig gemacht hätte". Aber so groß war das Bedürfniß nach Frieden im Lande, so stark waren die conservativen Instincte, daß man bald ein drittes Mal seit der Revolution sich der Hoffnung hingeben durfte, eine nationale Dynastie herstellen zu können. Renan hat den in Frankreich unerhörten Muth, Napoleon III. gerecht und billig zu beurtheilen, obgleich er ihm mit Recht vorhält, daß „der einfachste Menschenverstand ihm verbot, Krieg zu führen"; doch scheint er mir sich zu irren, wenn er ihm militärische Ruhmsucht vorwirft und die Nation bis zu einem gewissen Punkte von der Schuld am Kriege freisprechen will. „Das Verbrechen Frankreichs war das

eines reichen Mannes, der sich einen schlechten Verwalter seines Vermögens erwählt und ihm unbegrenzte Vollmacht gibt. Ein solcher Mann verdient zu Grunde gerichtet zu werden; aber es ist nicht gerecht zu behaupten, daß er selbst die Handlungen begangen hat, die sein Bevollmächtiger ohne ihn und gegen seinen Willen (sic) gethan.“ Die Nation war durchaus friedlich; sie neigte sich zu amerikanischen Sitten und Anschauungen; die materiellen Interessen herrschten vor, das germanische Element — das kriegerische in der Nation — war zurückgedrängt; das celtische — friedliche*) — hatte die Oberhand gewonnen; man begann die höheren Interessen, Ruhm, Vaterland, geistigen Genuß, den roheren und gemeineren aufzuopfern; jede Tradition einer nationalen Politik war so schon verschwunden vor dem Kriege. Frankreich war „ein Herd ohne Flamme und Licht geworden; ein Herz ohne Wärme, ein Volk ohne Propheten, die sagen könnten, was es fühlte; ein ausgestorbener Planet, der in mechanischer Bewegung seinen Kreis durchlief ....“ Dazu die Sorglosigkeit, die Faulheit in der Regierung: „Jedes Amt war eine Sinecure geworden, das Recht auf eine Rente, um nichts zu thun ... und die Opposition vertrat keineswegs ein höheres sittliches Princip.“ So war Frankreich schon auf dem Wege der Mittelmäßigkeit.

Endlich die äußere Politik Frankreichs: Nur eine Minderheit bekannte sich zu rationellen Principien, d. h. befürwortete die Nichtintervention. Nach Rom zu gehen,

*) Was wird da aus Cäsar's Beobachtungen über die celtische Rauflust?

Deutschland nicht gewähren zu lassen, „zum Krieg zu treiben, wie's die Opposition that seit Sadowa", waren grobe Verstöße gegen die „moderne" Politik jener aufgeklärten Minderheit, und „Die, welche die Lehre von den natürlichen Grenzen und den nationalen Interessen gepredigt, haben nicht das Recht, sich zu beklagen, daß ihnen geschieht, was sie selbst Anderen anthun wollten". Das System, nach welchem das moderne Frankreich seine Regierenden aussucht, die Wahl, erlaubt es nicht der aufgeklärten Minderheit, die bei Favoritismus oder Geburtsadel durchdringen könnte, ans Ruder zu kommen. „Der Wahlkörper, den Alle bilden, ist weniger werth, als der mittelmäßigste Monarch früherer Zeiten..." denn „der mittelmäßigste Mensch ist mehr werth, als die Gesammtresultate von sechsunddreißig Millionen Individuen, deren jedes für eine Einheit gilt." In anderen Worten: das Uebel ist in der Demokratie. „Die Selbstsucht, diese Quelle des Socialismus, der Neid, diese Quelle der Demokratie, werden immer nur eine schwache Gesellschaft schaffen, die unfähig ist, mächtigen Nachbarn zu widerstehen. Eine Gesellschaft ist nur dann stark, wenn sie die Thatsache natürlicher Ueberlegenheiten anerkennt, die sich im Grunde auf eine einzige zurückführen lassen, die der Geburt; denn die geistige und sittliche Ueberlegenheit ist ja auch nur die Ueberlegenheit eines Lebenskeimes, der sich unter besonders günstigen Bedingungen entwickelt hat." Und wie die Gesellschaft und die bürgerliche Verwaltung, so wird auch die Armee durch die Demokratie zerrüttet, wie es das Jahr 1870 nur zu deutlich gezeigt. Doch Alles ist nicht verloren; neues

Leben blüht aus den Ruinen und das „französiche Bewußtsein, obgleich furchtbar getroffen, hat sich wiedergefunden". Eine Verjüngung, eine Wiedergeburt ist noch möglich. Also frisch an die Arbeit: laboremus. Allein was wird die Arbeit fruchten, wenn man schon vor Beginn sich halblaut gesteht: nil expedit? Ohne Zuversicht ist die uneigennützigste Arbeit mit Unfruchtbarkeit geschlagen. Doch weiter in unserer Analyse.

Wo könnte Frankreich ein besseres Beispiel finden, dem es nacheifern sollte, als beim Feinde, in dem Preußen Stein's und Scharnhorst's? „Preußens Wiedergeburt hatte eine Gediegenheit, welche die bloße patriotische Eitelkeit nicht zu geben vermag; sie hatte eine sittliche Grundlage; sie war gegründet auf die Idee der Pflicht, auf den Stolz, den das edel ertragene Unglück gibt." Die Sühne besteht nicht in Kasteiung; sie besteht darin, daß man seine Fehler einsehe, sich bessere. Und welches ist der schlimmste Fehler Frankreichs? Ist's nicht „der Geschmack an oberflächlicher Demokratie"? Ein aufgeklärter Patriot dürfte demnach anrathen, die alte National-Dynastie wieder anzunehmen; nur an die Stelle der absurden Theorie des „göttlichen Rechtes" das historische Recht zu setzen; durch die Landwehr und ihre Cadres eine Art kleinen Adels zu schaffen. „So würden die Wurzeln des Provinzial-Lebens ein braver loyaler Landedelmann sein und ein guter Dorfpfarrer, der sich ganz der Volkserziehung widmete." Also vor Allem das preußische Militärgesetz; aber das setzt ja doch schon jenen kleinen Landadel voraus und wird eben mit der Demokratie nicht leicht einzuführen sein; doch muß es immer-

hin versucht werden, denn „sonst, das versichere ich euch, ist Frankreich verloren ... Wenn es wahr ist, wie es fast scheinen will, als seien das Königthum und die adelige Heereseinrichtung bei den lateinischen Völkern verloren, so muß man zugeben, daß die lateinischen Völker eine neue germanische Invasion herausfordern und sie hinnehmen müssen".

Aber gibt es nicht ein anderes Mittel, wenn auch nicht unsere Wiedergeburt zu erlangen, so doch unser Rachegefühl zu befriedigen? Versuchen wir die Demokratie, in der wir uns leider befinden, lebensfähig zu constituiren; sie wird Deutschland anstecken und Deutschland wird an ihr zu Grunde gehen. Diese Demokratie nun zu constituiren schlägt Renan verschiedene Mittelchen vor: Zweikammer-System, indirectes allgemeines Wahlrecht und ein ständiges Wahlmänner-Corps; Aufhebung der Oeffentlichkeit der parlamentarischen Verhandlungen, des Princips der municipalen Selbstverwaltung in der Hauptstadt, der Clubs; Aufrechthaltung der Preßfreiheit, Decentralisation in Verwaltungssachen, ohne bis zum Föderativ-Princip zu gehen, das tödtlich für die Staaten ist; Colonisation in großem Maßstabe; vor Allem aber Schulreformen, und da ist wiederum Deutschland das wahre Muster. Ein schwer zu erreichendes Muster für katholische Nationen: denn sein wissenschaftlicher, sein classischer, sein populärer Unterricht beruhen alle gleicherweise auf dem Protestantismus. Doch mag's immerhin versucht werden. Vielleicht wird die Schöpfung einiger Universitäten möglich sein, sie würden den größten und besten Einfluß ausüben, doch wäre dazu die Mitwirkung

des Clerus nöthig; es gibt noch liberale Priester; folgen wir dem Beispiele Döllinger's, suchen wir eine nationale fortschrittliche Kirche zu gründen, ein Schisma herbeizuführen, so die schon erstarrte Religiosität wieder zu beleben.

Aber wird Frankreich es je über sich gewinnen, auch nur diese so bescheidenen Reformen zu verwirklichen? Werden sein Materialismus, seine Trägheit es nicht an einem solchen Auffluge hindern? Manchmal will es Einem bedünken, als seien „eine Folge von wankelhaften Dictaturen und ein Cäsarismus wie zu den Zeiten des Verfalles die einzige Aussicht für die Zukunft". — „Der Bischof wird bald allein in der Provinz noch aufrecht stehen, inmitten einer entfesteten Gesellschaft". Denn „wenn man nicht beizeiten einlenkt, ist der Tag nicht mehr fern ... wo die Nation in zwei Theile getheilt sein wird, einer zusammengesetzt aus Intriguanten aller Art, die von Revolutionen und Restaurationen leben, der andere bestehend aus braven Leuten, die es sich zum absoluten Gesetze machen, sich um die Regierungswechsel nicht zu kümmern und die düster daheim den Spruch des Geschickes erwarten."

Mit solchen trüben Ahnungen — und sie wurden schon 1868 niedergeschrieben — mit einer solchen Kenntniß der französischen Schäden, die sich alle im Grunde auf Katholicismus und Demokratie zurückführen lassen, geht man natürlich nur halben Herzens an die Arbeit der Wiedergeburt. Renan sieht ein, „daß die Kraft einer Gesellschaft in zwei Dingen besteht: in der Volkstugend, diesem großen Reservoir von Hingebung, Opfer-

sinn, instinctivem moralischen Sinn, den die edlen Racen in sich tragen als eine Erbschaft ihrer Ahnen; und in dem Ernste, in der Bildung der höheren Classen" — und er findet in seiner Nation weder die eine, noch den anderen.

Im Allgemeinen will es uns bedünken, daß der schwarzsehende Denker den historischen, gesellschaftlichen und geistigen Eigenthümlichkeiten seiner Nation einen viel zu bedeutenden Einfluß auf die traurige politische Entwicklung des Landes zuschreibt und daß er die Charakter-Eigenschaften als bestimmende Grundursachen derselben lange nicht genug betont. Es ist immer schwer, in der halbverborgenen Kette von Ursachen und Wirkungen ein einziges Moment herauszugreifen und zu sagen: dies allein ist schuld an Allem; die Zusammen- und Wechselwirkung ist so eng mit einander verbunden, daß man sie kaum mit der Verstandes-Analyse trennen kann, geschweige denn im lebendigen Werden eines Volkes. Geschichte, Einrichtungen, Gesellschaft sind ja doch immer Folgen der geistigen und sittlichen Eigenschaften einer Nation und diese sind wieder von jenen bedingt oder modificirt. Ein Versuch mag immerhin gewagt werden.

Was Frankreich seinen Königen schuldet, was die Männer der Revolution an Frankreich verbrochen, kann man mit Renan nicht hoch genug anschlagen, obgleich im Einzelnen mit ihm zu rechten wäre. Worauf er unserer Ansicht nach nicht genug Gewicht gelegt, ist dies: es sind weniger die von der Revolution gegründeten Staatseinrichtungen, als die von ihr zur Herrschaft gebrachten Ideen, welche Frankreichs politische Entwicklung

seit beinahe hundert Jahren hemmen, irreleiten, von Extrem zu Extrem führen. Auch mit der Centralisation haben große Staatswesen lange und kräftig geblüht, allen anderen voran Frankreich selbst unter Heinrich IV., Richelieu, Ludwig XIV. Es war gewiß ein großes Unglück für die Nation, mit seiner Dynastie zu brechen; ein großes, aber kein unwiederbringliches. Selbst nach dem 21. Januar 1793 war es ja noch möglich gewesen, diese Dynastie wieder herzustellen; und es war viel mehr die Schuld der politischen Doctrinäre, Fanatiker oder Intriguanten, als des Monarchen, wenn dieser Versuch 1830 fehlschlug. Selbst die Substitution einer jüngeren Linie hätte vielleicht gelingen können, wie in England; aber Regierung und Opposition unter Ludwig Philipp wetteiferten in blinder Leidenschaft und der Versuch mißglückte. Auch eine neue National-Dynastie zu begründen, wäre leichter gewesen in Frankreich, als z. B. in Schweden oder Belgien; denn der Gründer der Bonaparte'schen Dynastie war nicht nur mit allem Glanze eines Karl des Großen umgeben, er hatte sich auch mit der neuen Aera der Nation identificirt und war der Urheber seiner neuen Institutionen: wieder war es die vereinigte Schuld des Monarchen und der Nation, die eine solche Neugründung unmöglich machten. Auch jene neuen Staatseinrichtungen, wie sie der corsische Cäsar ins Leben gerufen, waren nicht schuld an dem Mißglücken. Sie im Gegentheil überlebten alle Revolutionen und Dynastiewechsel. Wir haben es mehrmals zu wiederholen Gelegenheit gehabt: die Organisation des Heeres, der Justiz, des öffentlichen Unterrichts, der Geistlichkeit,

der Finanzen, der Verwaltung, sind unberührt geblieben von allen Stürmen seit 1804 und haben sich lebenskräftig erwiesen. Ebenso ist es mit der Institution, die der Neffe des großen Mannes in Frankreich, man kann sagen, eingebürgert: das allgemeine Stimmrecht ist durchaus kein Unglück für Frankreich. Die Modification desselben durch indirecte Wahlen, wie es Renan vorschlägt, existirt schon de facto: der Einfluß der gebildeten Classen auf die unteren Volksschichten ist so groß, daß überall sich von selbst eine Mittelstufe bildet; die Arbeiter würden doch nur den Journalisten und Advocaten, der sie jetzt führt, als Wahlmann wählen; der Bauer doch sich immer, wie jetzt, an seinen Gutsherrn halten. Es genügt an Stelle der unsinnigen Wahlmethode nach Departementslisten die Wahl nach Bezirken wiedereinzuführen, um dem ganzen System seine Wahrheit zurückzugeben und allen berechtigten Einflüssen, die jetzt von einer tumultuösen Stadtdemokratie unterdrückt werden, wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das Unglück Frankreichs kommt von den Mittelclassen, nicht von der Masse noch von den höheren Ständen. Wo die Massen sich von den letzteren führen lassen, wie in den Wahlen ihrer Repräsentanten, oder ihrem eigenen Instincte folgen, wie in den Plebisciten, haben sie immer das Richtige getroffen; wo sie sich dem Mittelstande anvertrauen, wie in den großen Städten, sind sie immer zum Schlimmsten verleitet worden. Und warum das? Weil, wie wir oben sagten, die Revolution die Ideen der Mittelclassen verwirrt und verderbt hat. Renan, der in seinem unnachahmbaren Aufsatz über Béranger

diesen Revolutionsgeist in seiner Plattheit und Mittelmäßigkeit so treffend geschildert, meint heute, der Rationalismus führe nicht zur Demokratie. Das will uns denn doch ein allzustarkes Paradoxon bedünken. Es ist, unserer Ansicht nach, geradezu der politische Rationalismus, den die Revolution unter den Mittelclassen verbreitet, welcher die geistige Hauptquelle alles politischen Unheils der Nation ausmacht und, da er in den sittlichen Untugenden des Neides, der Unwahrheit und der Eitelkeit drei mächtige Verbündete findet, sich zum Despoten des ganzen Volkes aufgeworfen hat. Es gibt gewisse einfache, mechanische, oberflächliche Ideen, die, der Mittelmäßigkeit leicht zugänglich und dabei ihren schlechten Instincten schmeichelnd, recht eigentlich für die Mittelmäßigkeit gemacht zu sein scheinen; sie sind es, welche die französischen Mittelclassen verderbt haben. Aus Haß gegen die höheren Stände ebensosehr, als aus politischem Rationalismus haben sie die speciösen Ideen der Gleichheit und alles dessen, was damit zusammenhängt, zu einer Religion der Mittelmäßigkeit erhoben; und wehe dem, der diese Religion zu mißachten wagt! So war es in jeder Demokratie, welche die Geschichte gekannt; nicht die Institutionen, selbst so tolle Institutionen als das Loos in Athen und Florenz, haben zur Tyrannis (ich sage nicht zur Tyrannei) geführt, sondern die falschen Gleichheits-Ideen. Was die Franzosen nicht einsehen wollen — und dieß gereicht ihrem Idealismus zur höchsten Ehre, wenn es auch nicht ihren politischen Verstand in ein günstiges Licht setzt — ist eben, daß sie zum Principat oder Cäsarismus verdammt sind, und daß es ihnen nie

und nimmermehr gelingen wird, was unter viel günstigeren Umständen weder Athen und Rom, noch Florenz und Holland gelungen ist: der Herrschaft eines Tyrannos zu entrathen.

Die Illusion der französischen Mittelclassen, Demokratie und Selbstregierung miteinander vereinigen zu können, hat auch den letzten Cäsar gestürzt. Ich will mich hier nicht auf eine Apologie, noch weniger auf eine wiederholte Charakteristik des oft so hart beurtheilten Napoleon III. einlassen; die Geschichte wird, glaube ich, einst milder urtheilen. Und doch war er an seinem Falle ebensosehr schuld als die Nation. Renan — und die Wenigen, die seiner Ansicht waren — möchten heute die Nation freisprechen von der Kriegserklärung, die diesen Fall nach sich zog. Sie berufen sich auf die Berichte der Präfecten über den Stand der öffentlichen Meinung in Bezug auf die Kriegsfrage im Juni 1870. Das heißt mit Worten spielen. Die Masse einer Nation ist immer friedfertig; denn alle ihre Interessen leiden unter dem Krieg. Was in der politischen Sprache „Nation", „öffentliche Meinung" heißt, ist nicht, was der Bauer, ja kaum was der Kleinbürger denkt — es ist, zumal in Frankreich, was die gebildeten lesenden, sprechenden, schreibenden Classen: Advocaten und Richter, Beamte und Lehrer, Künstler und Journalisten, Aerzte und Ingenieure denken, wollen und aussprechen. Sie führen die Nation und reißen, namentlich in Frankreich, auch die Regierung mit sich fort. Alle politischen Parteien wollten den Krieg: die Gemäßigt-Liberalen, — Prévost Paradol sagte es ausdrücklich noch ein Jahr vor dem Ausbruche des

Krieges — weil es die traditionelle Politik Frankreichs erfordere, kein einiges Deutschland aufkommen zu lassen; die ultra-imperialistische, weil sie durch Gewinnung der Rheingrenze ihrem Cäsar neuen Glanz verleihen wollte; die republikanische, weil sie ihn zu stürzen hoffte, jedenfalls, weil sie durch Wachhalten der verletzten National-Eitelkeit seit Sadowa sein Ansehen zu schwächen wünschte. Renan spricht mit tief historischem Sinne von dem „bedauernswerthen Principe, das da will, daß eine Generation die folgende nicht binde"; sollte man nicht dasselbe sagen von einem Theile der Nation, der den anderen fortreißt? Wenn in obengenannten Parteien und obgedachten Ständen, deren Leitung sich Nation und Regierung hingaben, ein paar hundert Leute wie Renan den Frieden und Deutschlands Einigung wünschten, so ist die Zahl hochgegriffen; und klingt es nicht wie die Geschichte des Schiff-Capitäns, der lieber für einen Trunkenbold als für einen schlechten Reiter gelten wollte, wenn heute Frankreich lieber die Schmach auf sich nimmt, sich von Einem, noch dazu unfähigen, Manne einen Krieg gegen besseres Wissen und Wollen haben aufzwingen zu lassen, als einfach zuzugestehen, daß man in blinder Leidenschaft gehandelt?

Auch die Organisation der französischen Gesellschaft ist es ebenso wenig als die Geschichte oder die Institutionen, welche Frankreich an einer gedeihlichen politischen Existenz hindert. Diese Organisation ist beiweitem günstiger für politisches Leben, als in den meisten Ländern Europas: ein Mittelstand, zahlreicher als in Italien, wohlhabender als in Deutschland, gebildeter als in Eng-

land; eine natürliche Aristokratie — ich verstehe darunter die nicht zur Arbeit gezwungenen, unabhängigen und begüterten Bürgerlichen sowohl als die Adeligen — die sich wie in England, fortwährend verjüngt, im Allgemeinen eine ziemlich hohe Bildung besitzt und der es nicht an praktischer Erfahrung und Kenntniß realer Interessen fehlt; ein gelehrter Stand, der materiell und sozial viel höher gestellt ist, als in Deutschland, denn sein Einkommen und sein gesellschaftliches Ansehen bringen den Anwalt, den Arzt, den Publicisten ersten Ranges zu den höchsten gesellschaftlichen Ehren, die er in Deutschland nie erreichen könnte. Wenn endlich der Arbeiter der Städte immer kriegsbereit gegen die Gesellschaft ist, so ist dagegen der Bauer eine feste Stütze der Ordnung und des Gesetzes.

Nein, das Uebel liegt tiefer als in der Gesellschaft, den Institutionen, den Schicksalen der Geschichte; es liegt zum Theile in dem Verstandesfehler, den ich oben gerügt, in der falschen Weltanschauung, welche die Revolution zur Herrschaft gebracht in den Mittelclassen; es liegt aber vor Allem im Charakter.

Wenn ich vom französischen Charakter rede, so spreche ich — ich kann es nicht oft genug wiederholen — von dem öffentlichen Charakter, nicht vom privaten: ich habe den Franzosen als Staatsbürger im Auge, nicht als Menschen. Nichts wäre ungerechter, als die Privat-Tugenden des Franzosen zu verkennen. Wer unsere Ausführungen in den ersten Kapiteln dieses Büchleins gelesen und einem unparteiischen Beobachter Glauben schenken will, wird zugeben müssen, daß der Franzose

im Privatleben liebenswürdig, mäßig, hilfreich, sparsam, gewissenhaft redlich in Handel und Wandel, und ebenso vorsichtig und bedacht, als er im öffentlichen Leben leichtsinnig und unbedacht ist. Der Familiensinn ist in Frankreich durchaus nicht erstorben: im Gegentheil ist die Liebe der Eltern meist übertrieben; die der Kinder, namentlich gegen die Mutter, rührend und schön; selbst die Gattenliebe ist viel allgemeiner, als man es im Auslande nach französischer Roman-Lecture anzunehmen beliebt. Gewisse Dinge, die den Germanen unangenehm berühren und unseren Begriffen von Sittlichkeit widersprechen, sind deßhalb noch durchaus keine Hindernisse für eine gesunde staatliche Entwicklung. Wir haben gesehen, daß die Religion und die Moral dem Franzosen nicht Gefühls- und Herzenssache, sondern gegenseitige Uebereinkunft, äußerlicher, gesellschaftlicher, utilitarischer Natur, jedenfalls Verstandessache sind, und daraus entspringen dann Vernunftheirathen, Beschränkung der Nachkommenschaft und andere Folgen, die indirect einen schlimmen Einfluß auf den Staat ausüben; doch haben viele Staaten der Geschichte auch mit einer solchen conventionellen Religion und Moral lange und kräftig geblüht.

Schon viel schlimmer sind andere Untugenden, wie übertriebene Eitelkeit und Anlage zum Neid, welche beide der schlimmsten Art von Demokratie Vorschub leisten; auch Routine, die leicht das Leben lähmt; vor Allem Unwahrheit oder, richtiger zu reden, ein Mangel an Wahrheitsgefühl, der durch die ganze Lebensgewohnheit geht; Abwesenheit von lebhaftem Rechtsgefühl, die sich, trotz der tadellosen Unbestechlichkeit der französischen

Richter, in allen Urtheilen der öffentlichen Meinung offenbart — haben einen bedeutenden mittelbaren Einfluß auf das Staatsleben, der gewiß vom Uebel ist.*) Doch verschwinden sie alle vor dem Grundübel des französischen Charakters, sobald öffentliche Zustände in Betracht kommen: dem Mangel an bürgerlichem und moralischem Muth. Nicht die bestehenden Gesetze müssen geändert werden, um Frankreich wieder zur Gesundheit und Macht zu verhelfen — der Muth muß wieder gefunden werden, die bestehenden Gesetze und Einrichtungen zu benützen, anzuwenden, zu interpretiren. Merkwürdigerweise hat Renan gerade diesen Charakterfehler auch nicht mit Einem Worte erwähnt in seinen Untersuchungen über die Quellen der politischen Krankheit Frankreichs, und doch ist er die Hauptquelle.

Noch einmal: wir sind weit davon entfernt, die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten als eine Bürgerpflicht anzusehen. Im Gegentheile ist es unsere feste Ueberzeugung, daß in einem gesunden, wohlgeordneten Staatswesen und in normalen Zeiten jeder ehrliche Bürger zuerst und vor Allem seines Amtes und seines Berufes warten muß. „Es ist ein übles Zeichen, wenn der Bürger an Werktagen feiert", um Politik zu treiben, meint Egmont. Aber es gibt kritische Augenblicke und

*) Die Routine allein z. B., um nur Einzelnes zu citiren, hat bis jetzt die Universitäts-, und Gerichts-Reform unmöglich gemacht; der Mangel an Wahrheitsliebe die Ein- und Durchführung der Einkommensteuer verhindert; die Abwesenheit des Rechtsgefühles die Institution der Geschwornengerichte vollständig gefälscht.



kranke Staatskörper, wo das Individuum sein persönliches Interesse dem allgemeinen Wohle hintansetzen muß und am Ende dadurch sein persönliches Interesse am sichersten wahrt. In einem solchen Momente, in einem solchen Staatskörper lebt der französische Bürger seit achtzig Jahren. Wenn die Unwissenden und Unbesitzenden die Existenz des Staates bedrohen, in ihrem eigenen Interesse oder in dem ehrgeiziger Demagogen, so wird's eine Pflicht hinabzusteigen in die Arena, um den Staat zu schützen. Thut's der freisinnige Bürger nicht, so wird die blinde Masse der Landbevölkerung das conservative Interesse, auf dem am Ende jede Gesellschaft beruht, dadurch retten, daß sie die Freiheit über Bord wirft, um den staatlichen Frieden zu retten.

Wir wissen so gut wie Renan, daß die Majorität des gebildeten Frankreich, namentlich in der Provinz, gemäßigt liberal gesinnt ist. Manchmal, wenn sie sich recht ruhig und sicher glaubt, dringt auch diese furchtsame Majorität hervor, wie 1829, 1847 und 1869; aber sobald sich der Feind zeigt, verkriecht sie sich wieder und läßt ihn gewähren. Indem sie sich so die Revolution von den Pariser politicians und ihren demokratischen Prätorianern, oder den Staatsstreich von der durch einen Cäsaren vertretenen, in ihm verkörperten Landbevölkerung auferlegen läßt, ohne sich zu wehren, wird sie mitschuldig aus Feigheit. Niemand wird sagen wollen, daß die Majorität der Franzosen der Thaten der St. Barthélémy, der Dragonnaden, der Septembertage, der Vertreibung der Deutschen im Sommer 1870, der Schandthaten des 18. März fähig wäre; aber eine Na-

tion ist solidarisch. Dadurch, daß man jene Gräuel aus Mangel an Muth geschehen ließ, machte man sich mitschuldig. Und wiederum kann es uns nicht einfallen, zu behaupten, alle gebildeten Franzosen billigten die Staatsstreiche des 18. Brumaire und 2. December, die Ueberrumpelungen des 24. Februar und des 4. September; aber die Gebildeten, Gemäßigten, Freisinnigen haben sich zu Mitschuldigen gemacht, als sie dieses Treiben gewähren ließen. Nehmen wir an — was wir persönlich nicht zugeben — die Majorität der Gebildeten habe Tocqueville's oder Renan's Ansichten über die französische Revolution, warum haben sie nicht den Muth, die immortels principes de 89 zu verleugnen, anstatt vor ihnen mit der Menge anbetend niederzuknieen? Nehmen wir an, die Gebildeten seien gegen den Krieg gewesen im Jahre 1870; warum haben sie ihre Stimmen nicht erhoben? Einfach, weil sie den Muth nicht hatten aufzustehen, wie sie am 18. März den Muth nicht hatten das Beispiel nachzuahmen, das die Londoner Bürgerschaft den Chartisten gegenüber im Jahre 1848 gegeben hatte. Hat man ja nicht einmal den Muth oder die Selbstüberwindung, zur Wahlurne zu gehen. So fügt man sich dem Joche der Parteien, wie man sich dem der Mode, der Convention fügt im Privatleben.

Die Mehrzahl der gebildeten Franzosen — wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt es zu sagen — ist gleichgiltig gegen die Etiketten des Staates, wenn dieser Staat ihnen nur Ordnung, Gesetz und Freiheit verbürgt; aber kein gebildeter Franzose hat den Muth es zu gestehen; denn er macht sich lächerlich, wenn er

eine bestehende Regierung nicht bespöttelt und ihr wenigstens eine Wortopposition macht: fronder le gouvernement, cela est bien porté, das gehört zum fashionablen Ton. Man gilt für einfältig und naiv (das Unerträglichste für einen Franzosen), wenn man an der bestehenden Regierung etwas Gutes findet, und da bequemt man sich lieber dazu auch seine kritischen Augen zu schärfen und die Splitter zu entdecken, die in jeder Regierung so leicht zu entdecken sind. Im Geheimen gesteht man sich wohl, daß es im Grunde doch wirklich einerlei ist, ob die Fahne Frankreichs weiß oder dreifarbig sei, wenn das Land nur moderner Einrichtungen, wohlthätiger Gesetze und ehrlicher Geschäftsführer sich erfreut. Aber so etwas offen zu gestehen, wagt Niemand; da läßt man sich lieber Alles gefallen, als daß man die Gestalt oder die Farbe der Sache opfere. In den langen Zwischenräumen, wo die Revolution scheinbar besiegt, an den Thoren des Staates in leichtem Schlummer liegt, wie die Erinnyen des Orestes vor dem Tempel, in den er sich geflüchtet, verfälscht dieser Mangel an öffentlichem Muth alle staatlichen Institutionen. Wo ist der Franzose der guten Gesellschaft, der es wagen — oder, wenn man so lieber will, der sich der Unbequemlichkeit unterziehen wollte, — einen bestimmten Mißbrauch irgend einer Art in der Presse, vor den Gerichten, oder auf der Tribüne zu denunziren, zu verfolgen oder zu rügen? Man hat Verbindlichkeiten; man muß Rücksicht nehmen; es kann ein langwieriger Prozeß entstehen; es hilft doch zu Nichts: derart sind die Entschuldigungen, die man fortwährend zu hören bekommt. Während das

englische Parlament, die englische Presse, die englischen Gerichtshöfe widerhallen von männlichen Anklagen und Beschwerden gegen Leute im Amt, gegen Polizeimißbräuche, gegen Uebergriffe irgend einer Art, gegen Eisenbahnverwaltungen oder Postbeamte, sind die französischen Versammlungen und die französischen Zeitungen immer seit der Revolution Kampfplätze geblieben für Parteileidenschaft oder für rhetorische Uebungen, und zwar immer aus demselben Grunde, aus Mangel an moralischem Muthe. Persönlich will man's mit Niemandem verderben. Man weiß nicht, wie man den Mann, den man jetzt öffentlich anklagt, ein andermal brauchen, wieviel er kommenden Falles Einem schaden kann; denn das ganze Staatswesen ist ja auf gegenseitige Hilfe, Dienstbeflissenheit und persönliche Interessen angelegt. Trotz aller Concours und Examina werden beinahe alle Stellen nur nach Gunst und auf Empfehlung hin vergeben. Jeder Mann der Mittelclasse hat in jeder Verwaltung wie in jeder Partei einen Vetter zu protegiren und einen andern Vetter, der ihn selber protegirt. Die Spitze der Regierung mag alle zwanzig Jahre wechseln; die Bureauchefs vererben sich und mit ihnen alle indirecten Einflüsse. Es ist die Freimaurerei des Mandarinenthums. Da man demgemäß alle Personen und alle concreten Mißbräuche schonen muß, wirft man sich auf Abstractionen, für die man Lanzen bricht und auf Formen und Worte, die man ritterlich tapfer, ja leidenschaftlich bekämpft. Selbst der Oppositionsdeputirte, der heute auf der Tribüne den Minister als einen Tyrannendiener gebrandmarkt, geht nach der Sitzung in das

Cabinet des allmächtigen Wessyr's, schüttelt ihm die Hände und bettelt ihn an um ein bureau de tabac für die Wittwe eines alten Freundes.

Diese moralische Feigheit, diese Furcht vor der Verantwortlichkeit lähmt alles öffentliche Leben in Frankreich. Sie ist es, die das Geschwornengericht in politischen Angelegenheiten zu einer Posse, in Criminalprocessen nur zu häufig zu einem Scandal macht. Sie ist es, welche die allgemeine Dienstpflicht, wie die allgemeine Schulpflicht immer nur auf dem Papier wird figuriren lassen; denn

„Il est avec le ciel des accommodements."

Wenn Mißbräuche sich einschleichen, ja zur Regel werden, es wird sich keine Stimme erheben sie zu brandmarken. Vor Allem aber ist dieser moralische Muth der „öffentlichen Meinung" und der gesellschaftlichen Convention gegenüber nirgends zu finden. Nicht ein Mann wagte aufzustehen in Frankreich nach Sedan und den Kaiser zu vertheidigen, dem man so lange gedient hatte, den man sicherlich hochgepriesen hätte, wäre er siegreich heimgekehrt. Es war ein Wetteifer, wer dem Gefallenen die empfindlichsten Fußtritte versetze. Ihn zu vertheidigen der „öffentlichen Meinung" gegenüber, wagte Keiner, wie Keiner gewagt hatte, der „öffentlichen Meinung" gegenüber den rohen Wuthausbruch, den Ruf „Nach Berlin! Nach Berlin!" zu brandmarken. Dieses ungroßmüthige Imstichelassen und dieses blinde Miteinstimmen sind Beide nur Folgen und Aeußerungen der moralischen Feigheit. — Und ebenso ist es, wie wir gesehen haben, mit dem Conventionalismus. Es gilt für

geschmacklos ein Freidenker, für lächerlich ein eifriger Frommer zu sein. Irgendwie dem Herkommen, der allgemeinen Norm in Ansichten, Neigungen, Gewohnheiten entgegenzutreten, gilt für unschicklich oder bizarr, oder „original", oder kindlich — da läßt man's lieber bei dem Hergebrachten. Männer, die wagen aller Welt zum Trotz ihren eigenen Gang zu gehen, werden entweder ausgelacht wie Graf Chambord, oder erst geächtet, dann vernichtet, wie Capitän Rossel.

Bei solcher Stimmung in der friedlichen liberalen Mittelclasse ist es natürlich, daß sie, die herrschen sollte, nicht zur Herrschaft gelangen kann und daß die politischen faiseurs sich des Staatsruders bemächtigen. Schon ist Frankreich beinahe auf dem Punkte angekommen, den ein ausgezeichneter amerikanischer Schriftsteller als den Zustand der transatlantischen Republik schildert, wenn er sagt, daß „eine vollständige Trennung eingetreten ist zwi„schen den politischen Classen und dem Publikum, da ge„bildete Leute auf die Manövers der Politicians nur noch „mit Verachtung und Ekel blicken." Aehnlich in Frankreich, wo diese Stimmung natürlich nach jeder neuen Revolution wächst, anstatt daß diese ein Anstoß sein sollten für die liberale Mittelclasse sich zu ermannen und das Heft zu ergreifen. Immer größer, immer allgemeiner werden die Müdigkeit, der Ueberdruß. „Ich kann", schrieb mir ein edler Freund, ein gebildeter Kaufmann, glühender Patriot und ehrlicher Liberaler, „ich „kann unsere unglückselige Gesellschaft nur mit einem „Menschen in reifem Mannesalter vergleichen, der, nach„dem er die Ideen und die Dinge des Lebens aus-

„genossen, im delirium tremens hinsiecht ... Ich isolire „mich soviel ich kann, in That, Wort und Gedanken „von diesen Possenreißern (den Politikern) und bin über„zeugt, daß, was es noch Anständiges in diesem un„glücklichen Lande gibt, bald nur noch in der Zurück„gezogenheit und in der Enthaltung (vom öffentlichen „Leben) zu finden sein wird."

Dieser Gram ist tief, aufrichtig, allgemein bei allen guten Franzosen; und man begreift nur zu gut, wie den großen Männern zu Muthe sein mag, die, geboren mit dem Jahrhundert, gewohnt waren in der Revolution und in ihrem Vaterlande das Evangelium und das auserwählte Volk zu sehen. Nirgends war der Patriotismus aufrichtiger und gerechtfertigter als in jener Generation; nirgends kann der Schmerz aufrichtiger und gerechtfertigter sein. Ein mildes Geschick hat es einem Sainte-Beuve, einem Cousin, einem Villemain erspart, diesem Schiffbruche ihrer Lebensüberzeugungen und ihres heißgeliebten Vaterlandes zuzuschauen; ihnen wäre das Herz gebrochen, wie es dem armen Mérimée brach, oder sie hätten in Stumpfsinn hingesiecht nach diesem Anblicke wie die Besten der Ueberlebenden es thun. Sie hätten das Recht dazu gehabt: aber die Generation, die jetzt im besten Mannesalter steht, sollte der Schmerz nicht lähmen, sondern zur mannhaften That anspornen. Und wahrlich, wahrlich, geschieht das nicht, so ist Frankreich verloren, wie Renan es voraussagt. Noch ist's zu retten. Tief gesunken, wie es ist, ist es nicht auf der Stufe des sittlichen, geistigen und materiellen Elends angelangt, worin Deutschland im XVII. Jahrhunderte schmachtete. Ja,

in mancher Hinsicht ist es nicht einmal so tief gesunken, als es Deutschland zu Zeiten des Rheinbundes war; man denke, was die deutschen Heere waren; wie die deutschen Fürsten und freien Städte um Fremdherrschaft bettelten; welche Corruption unter den deutschen Beamten herrschte; wie es zuging in Rastatt und Regensburg, wie in den säcularisirten Landen; wie angegriffen selbst Norddeutschland war zu den Zeiten von Haugwitz und Lombard; welch ein Egoismus in den gebildeten Kreisen herrschte — freilich ein idealistischer, nicht ein materialistischer, wie im Frankreich unserer Tage — und man wird sich sagen müssen, auch Frankreich könne wieder genesen, wenn es Männer fände, wie wir sie fanden, und Muth, wie unsere Väter ihn bewiesen. Die geistige Ebbe von heute ist nicht schlimmer als die zwischen Voltaire's Tod und Chateaubriand's Auftreten; sittlich stand das Land schon auf derselben Stufe zur Zeit der Regentschaft und des Directoriums; materiell ist es blühender als je. Nur politisch liegt es anscheinend unrettbar darnieder, weil es sich zu retten den moralischen Muth nicht hat.

Denn nur ein Weg der Rettung steht Frankreich offen. Es muß einsehen lernen, daß es kein Regenerations-Recept gibt und daß nur Quacksalber derlei Panaceen bieten, nur Tröpfe sie annehmen. Man geht nicht direct an seine Regeneration, wie an ein Rechen-Exempel. Jener einzige Weg ist die Einsicht, zu der die gebildeten, freisinnigen Mittelclassen kommen müssen: daß die Untugenden des politischen Charakters durch die Schärfe und Kraft des Verstandes bekämpft und besiegt

werden müssen. Ein so eminent gescheidtes Volk, wie das französische, das in allen Lebensverhältnissen die Verstandesrichtung vorherrschen läßt, muß diesen seinen Verstand dazu brauchen, um sich seines revolutionären Credos, dann wo möglich seiner schlechten Angewöhnungen, womit man, wie Hamlet meint, oft so weit kommt, daß fast der unveränderliche Charakter selber verändert zu sein scheint, zu entledigen; es muß einsehen, was ihm frommt und wie es dasselbe erlangen und erhalten kann. Es muß sich überzeugen, daß „Eines schickt sich nicht für Alle"; daß es seine politische Blüthe, ja seine Wohlfahrt immer nur unter der absolut-monarchischen Staatsform hat verwirklichen können. Gibt es denn wirklich kein Heil außer dem parlamentarischen System und der Selbstverwaltung? War denn Frankreich so zu bedauern unter Heinrich IV. oder unter Napoleon III.? Eine durch Presse, öffentliche Meinung, Mitwirkung der Besten gemilderte absolute Monarchie allein kann endlich die Aera der Revolutionen und Staatsstreiche schließen; aber sie ist nur möglich, wenn alle guten Bürger des französischen Staates entschlossen sind, auf Träumereien zu verzichten und sich dem Ehrgeize oder Fanatismus der Parteimänner und Politiker von Profession mannhaft zu widersetzen. Zahlreich, intelligent, gebildet, ehrlich, äußerlich unabhängig genug sind sie dazu; werden sie auch den Muth dazu haben?

Ermannen sie sich nicht, so ist's geschehen um Frankreich: entweder roher Despotismus, oder Revolution und Anarchie werden das Land ertödten oder zerfleischen. Man gebe sich doch nur keiner Selbsttäuschung

hin. So glänzend auch die Rolle Frankreichs in der Welt noch nach 1830 war, es ist auf dem abschüssigen Wege, der immer schneller und unaufhaltsamer fortreißt, je näher man der Tiefe kommt. Auch Spanien herrschte noch am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Italien und den Niederlanden, ja in beiden Welttheilen; eine spanische Dynastie saß auf dem deutschen Kaiserthrone; die Kirche war beherrscht von spanischen Ideen und spanischen Mönchen; alle Höfe Europas ahmten Spanien nach; alle Litteraturen holten noch in Spanien ihre Muster: Cervantes, Lope de Vega, Calderon und hundert Andere blühten noch — und fünfzig Jahre darauf war Spanien, was es heute ist, ein geistig und materiell verarmtes Land, eine politische Macht zweiten Ranges. Der sittliche und materielle Verfall Frankreichs wird weder so rasch noch so tief sein können, aber ermannt sich der gute und friedliche Franzose nicht, so wird sich im politischen Leben grausam erfüllen, was Renan schon im Jahre 1868 prophezeit:

„Erst edel, dann schwach, endlich verachtet, werden „die anständigen Menschen von Tag zu Tag mehr aus„sterben und nach hundert Jahren werden nur kühne „Abenteurer übrig bleiben, die unter sich das blutige „Spiel des Bürgerkrieges spielen, und ein Pöbel, den „Sieger zu beklatschen. Die Auftritte, welche die Re„gierungswechsel im römischen Reiche während des ersten „und dritten Jahrhunderts begleiteten, werden sich er„neuern. Am Morgen, wo man erfahren wird, daß um „den Preis des Todes oder der Verbannung einiger „Hundert von einflußreichen Männern ein kühner Streich

„die Zukunft des Friedens gesichert hat, werden die fried-
„lichen Leute Beifall rufen. Der Mann, der, befleckt
„mit Blut, Verrath und Verbrechen, als Sieger seiner
„Nebenbuhler dasteht, wird als der Retter des Vater-
„landes gepriesen werden. Zwei Ursachen: der Druck
„des Auslandes, das nicht dulden wird, daß eine Nation
„sich allzusehr von der gemeinen Ordnung Europas
„entfernt, und die moralische Autorität der Bischöfe, ge-
„stützt auf die katholische Partei, werden allein fähig
„sein, einen Ballast zu schaffen für das herumgeworfene
„Schiff. Offenbar werden diese beiden Interventionen
„nicht uneigennützig sein. In dem verhängnißvollen
„Kreislaufe der Revolutionen führt ein Abgrund zum
„anderen Abgrund. Es gibt Nationen, die, einmal ein-
„getreten in diese Dante'sche Hölle, daraus zurückgekom-
„men sind. Aber was soll man zu der Nation sagen,
„die, nachdem sie herausgekommen, sich zwei-, dreimal
„wieder hineinstürzt?"

Anhang.

Französische Stimmen

über

Deutschlands Gegenwart und Zukunft.

1.

Der Glanzzeit französischen Geistes und französischer Cultur (1725—1775) war die Glanzzeit französischer Waffen und französischer Staatseinrichtungen gefolgt; und auch sie war vorübergegangen.*) Ein zahlreiches Geschlecht reichbegabter Epigonen, denen nichts fehlte als Originalität und Neuheit der Ideen und Standpunkte, um eine Cultur zu begründen, war schon auf der Neige. Die Dichter, Maler und Musiker, die Philosophen, Geschichtsschreiber und Kritiker, die Redner, Naturforscher und Novellisten, die am Anfang des Jahr=

*) Zu nachstehenden Kapiteln gaben zwei neue und bedeutende literarische Publicationen Anlaß, deren eine wir Ernest Renan's geistreicher und feiner Feder, die andere einem weniger bekannten, doch nicht minder über Nationalvorurtheile erhabenen jungen Franzosen, Gabriel Monod, danken. Renan's Werk (La Réforme intellectuelle et morale. Paris, Michel Levy 1872) schließt sich an seine im Jahre 1868 veröffentlichten Questions contemporaines an und besteht aus einer Sammlung verschiedener Aufsätze aus den letzten Jahren; Monod's Büchlein (Allemands et Français, souvenirs de campagne, Paris, Sandoz et Fischbacher 1872) ist die Frucht der von dem trefflichen Verfasser als Krankenpfleger während des Krieges gemachten Erfahrungen. Siehe unten Nr. 3.

hunderts geboren, hatten ihr Tagewerk schon vollendet. Da klangen uns Deutschen in Frankreich wohlbekannte Weisen aus dem Vaterlande herüber, bald in anmuthigen, bald in scharfen, ja grellen Tönen, immer deutlich erkennbar. Es waren die alten, schönen Gedanken des Werdens und des Organismus, die unsere Väter gedacht in der Glanzzeit deutschen Geistes und deutscher Cultur (1775—1825), mit denen wir in unserer Jugend genährt worden und die nun herüberdrangen von jenseits des Rheins.*) Es waren Herder's, Wilhelm v.

*) Nicht als ob die Franzosen vorher nichts von Deutschland gewußt hätten. Im Gegentheil haben sie seit den Tagen Mme. de Staëls und Benjamin Constant's nicht aufgehört, eifrig die Erzeugnisse der deutschen Litteratur zu studiren — nur auf ihre Weise. Man kann keine Nummer der „Revue des deux Mondes", aufschlagen, des Blattes, das in den Händen aller Gebildeten ist jenseits der Vogesen, ohne neben irgend einem anregenden Aufsatze über englische Sitten und Erscheinungen Arbeiten über deutsche Bücher und Ideen zu begegnen. Uebersetzungen von den Gesammtschriften, wie von den einzelnen Werken unserer großen Dichter existiren mehrfach: Goethe's „Dichtung und Wahrheit", sowie „Die italienische Reise", die „Campagne in Frankreich", die „Tag- und Jahreshefte" sind sogar zwei- bis dreimal, der „Faust" zehnmal übertragen; ja selbst Eckermann's „Gespräche" sind zweimal französisch erschienen — natürlich nur im Auszuge. In der That scheint Goethe, der Mensch wie der Dichter, unsere Nachbarn am Meisten zu interessiren, und der gelungenen Uebersetzung von Lewes' „Leben Goethe's" (durch Hedouin) folgten bald Faivre's naturwissenschaftliche Werke Goethe's; dann Caro's geistreiches Buch: „La philosophie de Goethe"; endlich ein Band von Bossert über Goethe's Leben und Werke, dem schon ein zweiter gefolgt ist und dem ein Band über die deutsche Poesie des Mittelalters vorausgegangen war; und das zweibändige Werk A. Mézières' über Goethe's Leben nach seinen Schriften. Man füge J. J. Am-

Humbold's, Fr. Aug. Wolf's, Savigny's, Bopp's weltumgestaltende Anschauungen, die sich geltend machten im Lande Montesquieu's, Rousseau's und Voltaire's. Die jugendlichen Waghälse aber, die solche Waaren nicht heim-

---

père's, Ozanam's, Ph. Chasles' Studien und von noch Jüngeren, Heinrich's deutsche Litteraturgeschichte in drei Bänden, Delerot's, Richelot's, St. René Taillandier's, Crouslé's, Fontané's, Assailly's, Challemel-Lacour's, Schuré's, Charles', Grucker's, Hallberg's, Schmidt's und andrer Elsässer Schriften über deutsche Dichter und Dichtungen hinzu, und man wird zugeben müssen, daß die Ignoranz bezüglich des Ausländischen nicht gerade so groß ist in Frankreich, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt.

Und doch irrt sich der Instinct nicht, der uns sagt, sie wissen nichts von uns — wie wir nichts von ihnen wissen, gestehen wir es uns nur. Vor Allem werden jene angeregten Schriften wenig gelesen und dringen durchaus nicht in die Nation; dann aber sind die Verfasser selbst nie eingedrungen in das Geistesleben des deutschen Volkes. Man sieht, die Herren nehmen sich eines schönen Morgens vor, über deutsche Litteratur zu schreiben. Geschwind nehmen sie die betreffenden Bände zur Hand, lesen dieselben mühsam durch mit Hilfe des Wörterbuches oder irgend einer ungeprüften Uebersetzung — an Geist fehlt's ja nicht; man schreibt einen angenehmen Styl, wie sollte man da nicht ein Buch fertig kriegen? Daß man erst in einer Atmosphäre gelebt haben muß, ehe man eine Erscheinung der geistigen Vegetation vollständig erfassen kann, daß man wenigstens Umgebung und Boden ein wenig kennen sollte, davon hat man keine Ahnung. Selbst bedeutende Schriftsteller und gewissenhafte Arbeiter, wie Taine, gehen ihren Gegenständen auf diese Weise zu Leibe; wie viel mehr die große Masse. Wenn sie doch wenigstens mit diesem selbst so isolirten Gegenstande erst längere Zeit vertraut gelebt hätten, ehe sie es unternähmen, davon zu schreiben! Nein, jedes dieser Werke trägt die unverkennbaren Spuren bestimmter, nur für den Zweck der Veröffentlichung unternommener, absichtlicher Lecture. Nicht so mit Renan, noch mit der jungen Gelehrtengruppe, die sich theils

lich einzuschmuggeln, sondern auf offenem Markte auszustellen sich nicht entblödeten, traf der Zorn der Getreuen, die nicht lassen wollten von dem Credo des XVIII. Jahrhunderts: Montégut, ward lächerlich gemacht — und die Lächerlichkeit tödtet in Frankreich; Taine, erst kurzweg als Materialist verdammt, konnte nur dadurch seine Verzeihung erhalten, daß er seine Herder'schen Grundsätze durch extreme, echt französische Logik ad absurdum trieb, wie einst Robespierre Rousseau ad absurdum getrieben; Renan zehrt der Gram um das Schicksal seines Landes am Herzen und, müde der Kassandra-Rolle, stimmt er ein, wenn auch immer mit weicher und wohllautender Stimme, in das wüste Geschrei der blinden Menge gegen seine Idole von vordem. Im Kampfe zwischen den deutschen und französischen Ideen auf gallischem Boden sind die ersteren unterlegen; der Geist, den einst Renan so beredt geschildert in dem National-Dichter Béranger, triumphirt, und an diesem Triumphe verblutet die Nation.

Niemand sah besser, daß es so kommen würde, als Renan, und in allen seinen Wandlungen finden wir als Grundton diese trübe Ahnung. Denn mehr als Eine Wandlung hat der geistvolle Mann über sich ergehen lassen, trotz des Einen Hauptgedankens, den er immer im Auge gehabt. Er begann voll Eifer und Fleiß,

---

um die Revue critique, theils um die école des hautes études gesammelt. Sie haben sich mit deutschen Ideen von Jugend auf genährt, kennen unsere Civilisation und Sprache, wenden unsere wissenschaftlichen Methoden an, theilen auch bis zu einem gewissen Grade unsere Weltanschauung.

kriegstüchtig in seiner Polemik gegen die Kirche (in der „Liberté de penser“), gewissenhaft, unpopulär, gediegen in seinen gelehrten Arbeiten („Die Geschichte der semitischen Sprache“ u. s. w.). Aber wer lebt lange in Paris, mit leichter und anmuthiger Feder, ohne der Versuchung zu erliegen, vor das große Publicum, das gebildete große Publicum — ein Frankreich eigenthümliches gesellschaftliches Product — treten zu wollen? Bald brachten die „Revue des deux Mondes“ und die dritte Seite des „Journal des Débats“ jene wunderbar schönen Essays über Gegenstände der Religionsgeschichte, Sittenstudien und Portraits von Zeitgenossen, die leben werden, so lange die Menschen noch den Reiz und die Schönheit vollendeter französischer Prosa werden zu würdigen wissen. Indeß, der Vorwurf der „Oberflächlichkeit“, den man, namentlich in Deutschland, so gerne den Gelehrten macht, die ihre Forschung nicht auf entfernte oder unklare Gegenden richten, war empfindlich für Renan, der Deutschland nie aus den Augen verlor. Er unternahm es, seine beiden ersten Richtungen mit einander zu verbinden: gründlichste wissenschaftliche Studien in populäre künstlerische Form zu gießen; er gab das „Leben Jesu“, die „Apostel“, „St. Paul“. Aber mehr, Renan versuchte es zugleich, die deutsche Anschauung mit der französischen zu vermählen: die Idee des unbewußt Mythen schaffenden Volksgeistes mit der Idee des machenden Gesetzgebers, und, wie natürlich, befriedigte er keine Seite. Die Gelehrten warfen ihm vor, die Wissenschaft erniedrigt zu haben, die große Masse der Leser fand sein Buch zu gelehrt und den Inhalt

weniger populär, als die Form. Während die Deutschen sich verletzt fühlten durch die Unzartheit, mit welcher der Heiland als ein bewußter Thaumaturg dargestellt worden, begriffen die Franzosen der alten Schule nichts von der ehrfürchtigen Scheu, mit welcher der geistreiche Schriftsteller die geheimnißvollen Anfänge einer Religion behandelte, die in ihren Augen nichts ist, als eitel Betrügerei. Renan war tief verletzt; der ungeheure Lärm, der sich um sein Werk erhob, konnte ihn nicht darüber trösten, weder von den Besten seiner Nation, noch von den hochbewunderten Deutschen anerkannt worden zu sein. Kein Wort des Zornes entfuhr ihm gegen die schnöden und rohen Angriffe der katholischen Sansculotten, ruhig ließ er den vorausgesehenen Sturm über sich ergehen. Bei der Elite der Nation keinen Anklang gefunden zu haben, das wurmte ihn, verbitterte ihn. Dazu die politischen Ereignisse.

Wie alle gebildeten und ehrlichen Franzosen seiner Generation war und ist Renan gleichgiltig gegen Regierungsformen und dynastische Fragen; wie allen seinen Gesinnungsgenossen fehlt es ihm an der thatkräftigen Leidenschaft, die in die Ereignisse bestimmend eingreift. So sah er seine Nation — trotz alles bessern Wissens und Wollens — sich dem Joche der Parteien fügen und somit jede Regierung unmöglich machen; er sah sie, wie er sich selbst ausdrückte, ins Verderben eilen, ohne die Kraft in sich zu fühlen, sie aufzuhalten. Er theilte keines der Vorurtheile, die gegen Napoleon III. in den sogenannten liberalen Parteien herrschten, und hätte, ohne den Mann zu überschätzen, auch von ihm die end-

liche Befestigung gesunder staatlicher Zustände angenommen. Natürlich ward er verdächtigt, denn es ist und war stets ein Verbrechen in Frankreich seit 1789, sein Land mehr zu lieben als eine Partei. Er hatte die Ueberzeugung, daß Alles für dies sein Land besser sei als eine neue Revolution, und mußte sehen, wie Alles darauf hinarbeitete. Die Ueberzeugung kam bei ihm wie bei den Besten der Nation zum Durchbruche, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern sei, wo kein wirklich achtbarer, feinfühlender Franzose mehr an der Politik theilnehmen könnte, ohne sich zu beschmutzen. „Die Theilnahme der Litteraten an der thätigen Politik bezeichnet eine Schwächung des politischen Sinnes bei einer Nation," sagte Renan, und überhaupt war er der Ansicht, daß „ein ernster Mann nur dann thätig in die Ereignisse seiner Zeit eingreifen dürfe, wenn er durch seine Geburt oder den spontanen Wunsch seiner Mitbürger dazu berufen sei; denn es gehört eine große Ueberhebung und viel Leichtsinn dazu, freiwillig die Verantwortlichkeit der menschlichen Dinge auf sich zu nehmen" — und doch fühlte er, wie die Scheu vor Verantwortlichkeit eine Ursache des Verfalles seiner Nation war, und doch bewarb er sich 1869 um einen Sitz im gesetzgebenden Körper! So ansteckend war noch der morbus politicus des unglücklichen Landes, daß selbst ein Renan sich weder bei der von ihm selbst so beredt gepriesenen, umfriedeten, uninteressirten Thätigkeit des Benediktiners, noch bei der Rolle des geistreichen und sinnigen Zuschauers menschlicher Größe und menschlicher Thorheit zu bescheiden vermochte!

Zu der Mißstimmung, die ihm sein leicht vorauszusehender Mißerfolg verursachte — konnte er ja doch bei allgemeinem Stimmrecht nur von der Leidenschaftlichkeit roher Gegner der Kirche, nie von der heiterruhigen Unparteilichkeit seiner auserwählten Gesinnungsgenossen einen Erfolg erwarten — zu solcher, leicht vermeidbaren Verstimmung, sage ich, gesellte sich die schon lange brütende Ahnung von dem unvermeidlichen Zusammenstoße des Landes, an dem sein Herz mit tausend Fasern hängt, und desjenigen, dem er sein bestes geistiges Eigenthum dankt. „Deutschland war meine Geliebte gewesen, schreibt er noch heute; „ich war mir bewußt, ihm das Beste zu danken, was in mir ist.“ Er erkannte die Berechtigung der deutschen Einheits-Bestrebungen, obschon er ihnen abhold war.

Der Künstler in ihm, der Rom für reizlos hält, sobald Mönch und Schmutz es nicht verunzieren, konnte sich nicht befreunden mit den neuen Formen und Richtungen Deutschlands — denn der Künstler ist immer ein laudator temporis acti. Er meinte mit Recht, schon lange vor der „preußischen Zwingherrschaft“, im Jahre 1857, daß „das goldene Zeitalter Deutschlands, wenigstens in Bezug auf die äußeren Bedingungen des geistigen Lebens, vorüber sei“, konnte sich aber nicht enthalten, zwölf Jahre später diese nur zu allzu wirkliche Wandlung der „Prussification“ des armen Deutschlands zuzuschreiben — als ob die preußischen Universitäten Berlin, Halle, Bonn, Greifswalde und Königsberg unter anderen Bedingungen geblüht hätten, als die kleinstaatlichen in Heidelberg oder Tübingen. Doch wußte er,

trotz seiner künstlerischen Vorliebe für das alte pittoreske Deutschland, den Gesetzen der Geschichte und somit dem modernen Deutschland gerecht zu sein und wagte es — kein geringes Wagestück im Jahre 1868 — Napoleon's III. Politik zu billigen, der „die unvermeidbare Bewegung, welche unter dem Namen Preußen ein großes, gelehrt-liberales Deutschland bildet, sich ohne Widersetzen entwickeln ließ, ja sie in gewissem Sinne begünstigte". Er sah ein und sagte: „Bei Sadowa haben die deutsche Wissenschaft, die deutsche Tugend, der Protestantismus, die Philosophie, Luther, Kant, Fichte, Hegel gesiegt." Freilich will er heute nicht zugeben, daß es dieselben Kräfte waren, die bei Sedan gesiegt. Noch im Jahre 1868 meinte er, „der Krieg sei im Grunde ein gutes Kriterium für den Werth einer Race" und „die Barbarei, d. h. die rohe Gewalt ohne Intelligenz, sei für immer besiegt", seit die preußische Armee gezeigt habe, was Intelligenz und Wissenschaft im Kriege vermöchten. Er sah voraus, „der endliche Sieg werde dem unterrichtetsten und sittlichsten Volke gehören", indem er unter „Sittlichkeit die Opferbereitheit, das Pflichtgefühl" verstand — das sich eben auf den böhmischen Feldern bewährt hatte. Denn „das Land, welches das göttliche Recht ohne Scham und die gesellschaftliche Ungleichheit ohne Neid erträgt, das Land, das nicht daran denkt, sich gegen seine nationale Dynastie zu erheben, ist das tugendhafteste, das erleuchtetste und wird am Ende das freieste werden".

Und drei Jahre nachher:

„Comment en un plomb vil l'or pur s'est-il changé?"

Wie ist diese Armee, dieses Mittel zur moralischen Erziehung, zu einem rohen Gesindel geworden, der preußische Intelligenzstaat zum geisttödtenden Militarismus? Seien wir billig und nachsichtig. Der Verurtheilte hat das Recht, eine Viertelstunde lang seinen Richter zu verwünschen; sollten wir dem Besiegten dasselbe Recht nicht seinem Sieger gegenüber zugestehen? Auch unsere Väter waren ungerecht gegen Frankreich nach 1806 und der Haß des Erbfeindes galt für heilig zur Zeit Stein's und Arndt's. Freilich, unsere höheren Geister, Goethe, der alte Wieland, Humboldt, ja die feinsinnige Rahel, theilten weder jenen Haß, noch machten sie sich jener Ungerechtigkeit schuldig. In Frankreich hat sich auch nicht ein Mann von Bedeutung gezeigt, der den Muth gehabt hätte, dem herausgeforderten, zum Kampfe gezwungenen Sieger gegenüber Gerechtigkeit zu üben. Vielleicht kommen noch die französischen Heine und Börne, die es wagen, dem blinden Nationalhasse entgegenzutreten; bis jetzt zeigt sich keine Spur davon und es ist ein schlimmes Zeichen, wenn so durchaus edle Charaktere und leidenschaftslose Geister wie Renan sich von dem rohen Strome mit fortreißen lassen.

Als Hegel's Haus in Jena geplündert worden, entfiel ihm kein Wort des Zornes oder der Bitterkeit gegen die französische Nation. Als Ernest Renan sein Häuschen in Sèvres wiedersah — ob von Preußen oder französischen Mobilgarden so übel zugerichtet, weiß man nicht zu sagen — da wußte er sich nicht zu beherrschen. Unsere Soldaten, die im Jahre 1866 noch puritanische Rundköpfe waren, wurden „soudards, méchants, voleurs,

ivrognes, démoralisés, pillant comme du temps de Wallenstein.“ Dergleichen ist eine einfache Geschmacklosigkeit — die erste, die wir je Renan's Feder haben entfahren sehen und hoffentlich die letzte. Schaden können unserem Rufe dergleichen Injurien und Verleumdungen nicht mehr. Die Zeit ist vorüber, wo Frankreich Europas Ohr ausschließlich besessen und, die Geschichte naiv und unbewußt fälschend, sich selbst und Andere betrog. Basilio mag „verleumden, verleumden“ so viel er will, es bleibt nichts mehr hängen und die Welt wird nicht an die „Pendules“ glauben, die jedem Franzosen eine unumstößliche historische Thatsache sind, wie ehedem die Talglichter fressenden Kosaken. Unser guter Stern hat es gewollt, daß fremde Nationen ihre besten, unbefangensten Beobachter in beide Lager geschickt, und wenn auch einzelne unvermeidliche Excesse vorgefallen sind (man macht eben keinen Eierkuchen, ohne Eier zu zerbrechen) — die italienischen, amerikanischen und englischen Berichterstatter haben, trotz ihrer Sympathien für Frankreich, Alle einstimmig beurkundet, daß nie ein Krieg humaner, schonender geführt wurde. Krieg ist Krieg, und ohne Blut und Thränen geht es nicht ab. Das wußte Deutschland und wollte ihn vermeiden — aber die Leiden des Krieges auf das geringste Maß eingeschränkt zu haben, ist das Verdienst deutscher Disciplin und Europa ist uns dessen Zeuge. Die Franzosen mögen unsere Moltke, Werder und Friedrich Karl mit ihren Jourdan's, Augereau's und Davoust's vergleichen; die Welt weiß, daß keine Provinz Frankreichs das Loos Nassaus, Sachsen-Weimars oder Hamburgs

gehabt: und kann eine so blinde Leidenschaft nur bedauern. Daß nun aber gar ein Renan zu den Märchen von der deutschen „Spionirerei" herabsteigen kann, ist so unbegreiflich und dabei so bemitleidenswerth, daß wir lieber ganz darüber zur Tagesordnung übergehen.

Unter den vielen, theils unbegründeten, theils sehr gegründeten Anklagen gegen Deutschland, denen wir in Renan's Feder begegnen, haben sich auch manche eingeschlichen, die einen Schein von Wahrheit haben, und auf sie gebührt ein Wort der Vertheidigung. Deutschland ist „ausschließlich patriotisch" geworden; es ist so „chauvinistisch", als das Frankreich Béranger's nur sein konnte; es „stellt der Welt die Pflicht als lächerlich dar", es „spottet der Ideale", es „hat alle Großmuth aus der Politik verbannt", „Deutschland thut nichts Uneigennütziges für die Welt", „Deutschland ist nur noch eine Nation", wie der Künstler fein und geistreich zu all diesen, ihm so ungewöhnlichen, Gemeinplätzen hinzufügt, denn „der Patriotismus ist das Gegentheil sittlichen und moralischen Einflusses". Danken wir Gott, daß wir nicht sind, wie Dieser Einer, glaubt man zu hören, wenn man derlei Klagen von dem Munde eines Franzosen vernimmt.

Freilich hat Deutschland seine Chauvins; aber es ist dies ein alte Waare: und sie hat nicht mehr den Einfluß auf die öffentliche Meinung des deutschen Volkes, wie zur Zeit Jahn's und Wolfgang Menzel's. Renan kennt unsere Litteratur besser, als irgend ein Fremder; hat er aber auch die gefeiertsten Werke unserer Zeitgenossen aus den Jahren 1868 bis 1870 gelesen?

Hettner's französische „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts", Justi's „Winckelmann", Strauß's „Voltaire", — denen wir noch Schmidt's, Humbert's, Kreyssig's, Frenzel's, Bona Meyer's, Paul Lindau's, Baudissin's, Arnstädt's, Arndt's und so vieler Anderer Werke hinzufügen könnten — und wenn er sie gelesen hat, diese gelesensten und geschätztesten Hervorbringungen der letzten Jahre, hat er nicht überall die vollste, freudigste, anerkennendste Dankbarkeit für alles das gefunden, was wir, was die Welt Frankreich schuldet? Wo ist da eine Spur von Nationalhaß? Und war es Deutschlands Schuld, wenn es aus dieser Reaction gegen die Grimm-Gervinus'sche Schule durch die tollste Kriegserklärung herausgerissen und wieder in die anti-französischen Strömungen hineingeworfen worden? Doch möge sich Renan beruhigen: auch diese Strömungen gelten nur dem gesunkenen Frankreich des 19. Jahrhunderts; das große Frankreich des 18. Jahrhunderts wird immer unseren Dank, unsere Bewunderung zu ernten fortfahren.

Wir haben „alle Großmuth aus der Politik verbannt". Ja, wenn uns Renan auch nur ein Blatt der Weltgeschichte zeigen könnte, wo „Großmuth in der Politik" vorgekommen wäre — sollte es Campo-Formio, oder Lunéville sein, Tilsit oder Preßburg? Und wenn je mehr als ein Schein von Großmuth darin war, war es nicht ein Verbrechen gegen die eigene Nation? Wir gehören nicht zu den Verunglimpfern Napoleon's III., der das Unglück hatte, die Vorurtheile seiner Nation nicht hinlänglich zu theilen. Aber als Napoleon III. zum

Frieden mit Rußland — immer unter der Bedingung der „großmüthigen" Abtretung Bessarabiens — trieb, ohne etwas für Frankreich zu verlangen, sündigte er nicht schwer an seinem Alliirten wie an der eigenen Nation? Hat die Folge nicht bewiesen, daß dieser „großmüthige" Friedensschluß es Rußland möglich machte, vierzehn Jahre später ohne Schwertstreich den status quo ante bellum wieder herzustellen, und daß so französisches Blut und französisches Geld umsonst verschwendet worden? Daß man unseren Staatsmännern diesen härtesten aller Vorwürfe nicht machen könne, haben sie sich der „violence faite à l'Alsace et à la Lorraine" schuldig gemacht. Renan glaubt freilich, daß „diese sogenannte Bürgschaft des Friedens, welche sich die Zeitungsschreiber und Staatsmänner Deutschlands träumen, eine Bürgschaft endloser Kriege sein wird". Das ist schwer zu reimen mit Renan's Ansicht vom Verfall seines Vaterlandes. Konnte Deutschland dieses besiegen, als es noch halb gesund war, wie sollte es nicht nach neuen Jahren fortschreitenden Verfalles? Es müßte denn sein — was bei einem Renan nicht vorauszusetzen ist — daß man an kleine Ursachen, nicht an große, an Zufall, nicht an Gesetz in der Weltgeschichte glaubt. Deutschland hat Elsaß ohne Leidenschaft wie ohne Illusion, mit vollstem Gefühle seiner Verantwortlichkeit vor der Geschichte sich einverleibt. Es weiß, daß eine Generation Menschen eines kleinen Landes geopfert werden muß, um der Welt den Frieden zu bewahren; und es opfert sie in voller Achtung der schmerzlichen Gefühle des Opfers, aber mit der festen Zuversicht, daß die nächste

Generation des sprach- und blutsverwandten Stammes ihm ganz und hingebend gehören wird. Der alte Arndt sagte in seiner unpoetischen Weise: „Preußen ist wie eine wollene Jacke; man trägt sie Anfangs nur ungern; am Ende kann man sich nicht mehr von ihr trennen.“ Was Preußen mit den feindlich gesinnten Rheinlanden unter den schlimmsten Bedingungen in fünfzehn Jahren gelungen ist, dürfte doch wohl dem vereinten Deutschland unter den günstigsten Bedingungen in einem Menschenalter gelingen. Und frage sich Renan aufrichtig und offen, hätte Großmuth deutscherseits den Zweck besser erreicht? Hätte die Nation, die uns Sadowa nicht verziehen, uns je Sedan vergeben, selbst wenn wir ihre Grenzen unberührt gelassen? Und Renan weiß, wie vereinzelt er und die Wenigen dastanden, die keine Revanche für Sadowa verlangten. Er weiß, daß sein edles Billigkeitsgefühl für die Einheitsbestrebungen Deutschlands als Landesverrath dargestellt wurde, er erinnert sich, daß selbst die Wenigen, welche Deutschland gerecht sein wollten, sich nicht untersagen konnten, die Nation gegen dasselbe aufzustacheln, weil sie im neuen Deutschland eine Idee Napoleon's III. witterten — und es sich in ihren Augen zunächst nicht um Freiheit und Gerechtigkeit, sondern um den Sturz des verhaßten Emporkömmlings handelte.

Wer der Genesis des Krieges beigewohnt, der kann sich auch keiner Täuschung über die nothwendigen Folgen der Niederlage wie des Sieges hingeben. An Eroberung dachte man nur in zweiter Linie; das knabenhafte Verlangen sich mit dem preußischen Heere auf

dem Terrain zu messen, ihm einen gehörigen Denkzettel zu geben, damit es einsehe, daß es nicht die erste Klinge führe, dann aber ihm ritterlich die Hand zu bieten, und, wie mit Rußland und Oesterreich, wieder gut Freund zu werden nach der Lection, das war das Grundmotiv. Hätte die französische Armee das unbegrenzte Siegesvertrauen, das die Nation zu ihr hegte, gerechtfertigt, auf Händen hätte man den siegreichen Imperator in seine Hauptstadt getragen; als es gegen alles Erwarten getäuscht wurde, konnte Nichts der Bitterkeit und der Demüthigung des von solcher Höhe und Selbstschätzung gestürzten Volkes gleichkommen; aber man sage doch ja nicht, die Eroberung habe die eitle Nation gereizt und gedemüthigt; die Niederlage allein war es. Vor Weißenburg und Wörth existirte keine Spur von Haß gegen Deutschland. Deutschenhaß wie Deutschen-Verfolgung begannen sogleich nach diesen Niederlagen (4. u. 6. August); von Eroberung des Elsasses aber war zum ersten Male erst am 19. September die Rede. Ja, man ist versucht zu glauben, daß, wenn Deutschland „großmüthig“ gewesen wäre, d. h. gar keine Garantie gefordert hätte, Frankreich sich durch solche „Großmuth“ noch viel tiefer beschämt und verletzt gefühlt haben würde. Einfach sein Unrecht einzusehen, seine Mitschuld zu gestehen, die sittliche, militärische und politische Ueberlegenheit eines Gegners anzuerkennen in dem Gedanken, daß man, wie Frankreich dieselbe Ueberlegenheit so lange und so oft bewährt, sie einst auch wiedererlangen könne — dazu fehlt der Muth der Wahrheit, und man glaubt lieber an Verrath, Spionage, Uebermacht und was dergleichen Zufälligkeiten mehr sind.

Sich an die Stelle Anderer zu setzen — diese erste Bedingung jeder Gerechtigkeit — scheint den Franzosen absolut unmöglich: sie können sich nicht einen Augenblick denken, welcher Art die Gefühle der zu erobernden Rheinprovinzen unter französischer Herrschaft gewesen wären, noch weniger was deutsche Bürger empfunden hätten, wenn französische Heere ihre Städte und Dörfer besetzt hätten; und nun gar nicht wie eine fremde Nation sich bei einem Tilsiter Frieden befunden haben mag. Doch kann man an diesem Beispiel sehen wie mächtig solche Strömungen sind und wie wenig dabei auf den angebornen Sinn ankommt: am Unwahrsten, Rohesten, Feigsten haben sich die von deutschen Eltern in Frankreich Gebornen in der systematischen Verleumdung des Vaterlandes ihrer Väter gezeigt. Es gibt Lagen, wo das Stillschweigen, die Neutralität jedem delikaten Menschen sich von selbst aufzwingt: der französische Deutsche glaubte auch die Insulte gegen sein Stammland hinzufügen zu müssen, eine Feigheit, deren sich der Sohn, ja der Enkel eines Engländers oder Franzosen, eines Spaniers oder Italieners nie schuldig gemacht haben würde, und welche wir weiter unten historisch und psychologisch zu erklären suchen. Hier gilt es nur ein neues Beispiel zu geben von der Unfähigkeit der Franzosen, sich an Anderer Stelle zu versetzen. Einen in Deutschland gebornen Franzosen hielten sie für einen Landesverräther, wenn er die deutsche Partei ergriff, von einem in Frankreich gebornen Deutschen erwarteten sie als ganz selbstverständlich, daß er die Sache Frankreichs leidenschaftlich aufnähme. Die Gerechtigkeit der Sache selbst aber, abge-

sehen von der Nationalität, scheint ihnen von gar keinem Gewicht.

Doch weiter im Anklage-Register. Wir nehmen nicht allein die schwere Verantwortlichkeit auf uns, einer ganzen Generation, einer ganzen Provinz*) das schwerste aller Opfer aufzuerlegen; wir lachen noch dazu aller edlen Regungen, wir „spotten der Ideale". Wo Renan dies gesehen haben mag, wäre schwer zu sagen. Es ist freilich Mode geworden im idealistischen Deutschland sich etwas positiv und matter of fact zu geberden, wie der moralische Deutsche auch gar manchmal den fanfaron de vice im Auslande macht; aber eine Nation, die mit der Begeisterung von 1870 in den Kampf gezogen, spottet doch wahrlich nicht der Ideale. Es müßte denn sein, daß „Vaterland" kein Ideal mehr ist, und Renan ist nahe daran, so weit zu gehen. Der schönste Zug des deutschen Charakters, der einzige, den er sich selbst in seiner schlimmsten Zeit, in seiner tiefsten sittlichen und nationalen Versunkenheit bewahrt hatte, ist eben die Liebe zum Ideal, zur Sache, wenn man so lieber will. Nicht für ein Bändchen im Knopfloch, nicht für Gehalt und Beförderung, nicht für Ruhm und Befriedigung der Eitelkeit treibt der Deutsche Wissenschaft, Erziehung, Kunst, ja den Krieg selber, sondern allein um der uneigennützigen Liebe zur Wissenschaft, zur Erziehung, zur Kunst, ja zum Kriege selber willen treibt er sie, und das ist doch wohl Idealismus. Und nicht länger alles Ideal

*) Die liberale Partei in Deutschland war im Allgemeinen gegen die Annexion des französischen Metz.

in Don Quixotiaden oder abgenützten humanitarischen Phrasen zu sehen, deren Hohlheit man schmerzlich aus der Erfahrung gelernt hat, das wäre doch wohl eher Wahrheitsliebe, als Verachtung der Ideale zu nennen.

Freilich ist's das alte Deutschland nicht mehr, und gerade in diesem Punkte ist's schwer, es sich begreiflich zu machen, wie ein so durchaus historischer Kopf wie Renan die Nothwendigkeit solcher Entwicklung durchaus nicht einsehen will. Deutschland ist nicht länger mehr der Jüngling Posa, doch es schämt sich seiner Jugendträume nicht. Aber mag man das immerhin in Frankreich Cynismus nennen — Deutschland kann in geflissentlicher Selbsttäuschung keine Tugend sehen. Sein Idealismus besteht darin, in jeder Phase seines Lebens den idealen Sinn sich zu bewahren, die ideale Seite herauszufinden, nicht in eigensinnigem Feiern und Anbeten von überwundenen Idealen zu verharren, an die es innerlich nicht mehr glaubt. Das aber ist's gerade, was Renan uns vorwirft, daß wir nicht mehr an jene Ideale glauben; hier eben liegt die Begriffsverwirrung. Das deutsche Volk feiert noch heute die Männer des Friedens, die ihm seine nationale Cultur geschaffen, denen es seine religiöse Toleranz, sein wissenschaftliches Leben, seine Poesie und Bildung verdankt; ja selbst die Ideen dieser Männer verleugnet es nicht; wohl aber hat es die kindlichen Illusionen aufgeben müssen, denen sich jene Generationen über die politische Neugestaltung Deutschlands noch vertrauensvoll hingaben und die im Jahre 1848 so traurig zu Schanden wurden. Oder sollten wir aus lauter Consequenz die absolut als untauglich

erwiesenen Formen noch immer wieder von Neuem versuchen, anstatt diejenigen Formen dankbar anzunehmen, die uns die Ereignisse bieten und die uns erlauben, das Wesen dessen zu erlangen, was wir immer erstrebt und erhofft? Oder verbürgt die jetzige Gestaltung Deutschlands die Entfaltung dieses Wesens nicht? Verbürgt sie nicht Einheit, Sicherheit nach Außen, Entwicklung der öffentlichen Freiheit, sowie des öffentlichen Wohlstandes? Der Franzose mag sich weigern, das helle Tageslicht zu sehen, und von preußischem Militarismus, Junkerherrschaft, Pfaffenwirthschaft reden — wer den Parlaments-Verhandlungen in Berlin seit 1866 gefolgt, wer die neuen Gesetze kennt, die daraus hervorgegangen, wem der volkswirthschaftliche Aufschwung Deutschlands seit sechs Jahren nicht unbekannt ist, wer die Fragen nur nennen hört, die seit dem letzten Kriege allein das öffentliche Interesse in Anspruch nehmen — der weiß (und alle nicht französischen Ausländer erkennen es laut an) daß das neue Deutschland nicht die Pfade des Militär-Despotismus wandelt und daß es seit 1866 athmet wie der erlöste Gulliver, als die hundert kleinen Stricke durchhauen worden, die ihn fesselten; oder glaubt Renan wirklich, daß dieser Aufschwung auch in unseren Kleinstaaten möglich gewesen wäre?

Freilich ist's das alte Deutschland nicht mehr, freilich sind Politik und Handel in den Vordergrund getreten; aber sollen wir denn durchaus die Ströme aufwärts fließen machen? Und ist's denn wahr, daß die politischen und commerziell-industriellen Interessen Wissenschaft und Kunst in Deutschland ersticken? Sei man

doch wahr gegen sich selbst und Andere! Deutschlands schöpferische Epoche auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ist vorüber seit fünfzig Jahren; sie ist vorüber, weil's den ewigen Gesetzen der Natur und Geschichte so beliebt, und selbst die geliebten Kleinstaaten und der gesegnete Bundestag haben nicht vermocht, jene Epoche zu verlängern. Aber Kunst und Wissenschaft liegen darum nicht darnieder, noch sind die Bedingungen verändert, unter denen sie blühen. Ja, die wissenschaftliche und künstlerische Thätigkeit ist beiweitem verbreiteter, quantitativer, als sie es vor siebzig Jahren war. Auch die schöpferische Epoche Italiens dauerte nur fünfzig Jahre (1480 bis 1530); aber noch zwei Jahrhunderte lang pilgerten die Claude Lorrains, die Poussins und die Rubens nach den italienischen Schulen, welche die Methoden und Traditionen ihrer großen Väter noch immer bewahrten. Keine weltumgestaltende Idee hat sich seit fünfzig Jahren in Deutschland durchgebrochen; aber seine zwanzig Universitäten, seine gelehrten Schulen verarbeiten noch immer mit demselben Eifer wie ehedem die Ideen und Schöpfungen der Väter: sie haben noch allein in Europa rein wissenschaftliche Methoden und Traditionen bewahrt. Ein Blick auf die Studenten-Verzeichnisse wird Renan überzeugen können, daß die studirende Jugend sich, trotz der realistischen Tendenzen unseres Zeitalters, beinahe verdoppelt hat seit fünfzig Jahren, und der Leipziger Meßkatalog des Jahres 1872 mag ihm zeigen, daß der wissenschaftliche Bienenkorb Deutschlands mehr Honig als je in seinen Zellen sammelt.

Wir wissen nicht, welche Nation berufen ist, uns in der Rolle des geistigen Protagonisten in der Weltgeschichte abzulösen, wie wir Frankreich, wie Frankreich England, England Spanien, Spanien Italien, nacheinander abgelöst. Mag sein — der Kreislauf beginnt von Neuem in Italien, mag sein, so unwahrscheinlich es auch klingt — daß Rußland die Erbschaft antritt: was wir aber wissen, ist das Eine, daß wir freudig bereit sein werden, auf unsere Hegemonie zu verzichten zum Besten der Menschheit, daß wir nicht Spaniens noch Frankreichs Beispiel folgen werden, die sich in stolzer Selbstbefangenheit von allem Fremden abgewandt, sondern England nacheifern wollen, welches es nicht unter seiner Würde fand, nachdem Montesquieu und Voltaire an Newton's und Locke's Fackel die ihrige angesteckt, nun dieser Leuchte freudig zu folgen und so sich vor geistigem Untergange zu bewahren.

Auch wir hofften, eine solche geistige Mitarbeiterschaft im Sinne der englisch-französischen des achtzehnten Jahrhunderts, könne sich zwischen den Höhergebildeten Deutschlands und Frankreichs herstellen lassen; auch wir trugen unser Scherflein dazu bei, dieses Culturwerk zu fördern; auch uns war's nicht wohl zu Muthe, als diese „Chimäre auf immer zerstört ward". Aber durch wen ward sie zerstört? Durch das Volk, das sich zum wildesten Angriffe gegen unsere Existenz hinreißen ließ, oder durch uns, die wir das heiligste Gut, das Gut der nationalen Unabhängigkeit, kämpfend schützten und durch erkämpfte Bollwerke für immer in Sicherheit brachten? Möge Renan es uns glauben, die in Frankreich wohnenden

Deutschen, die berühmten Spione Moltke's, waren es nicht, denen das Herz am wenigsten blutete im September 1870. Wohl wußten wir, wie „fade ein Gericht ohne Salz ist“, aber wenn man zur Wahl gezwungen wird, muß man es nicht der „Schüssel Salz“ vorziehen? Und war es Deutschland, das zu dieser traurigen Alternative zwang? Ist es Deutschland, das Frankreich von der kommenden Culturarbeit ausschließen will? Uns will es scheinen, daß der gebildete Deutsche nie seinen Nationalhaß auf Einzelne übertragen, wie es der Franzose seit 1870 mit uns thut; daß er selbst in der schlimmsten Zeit, als eine französische Besatzung und Verwaltung auf Berlin lastete, dem edlen Beispiel einer besseren Zeit und besserer Männer, dem Beispiel eines Voltaire und Maupertuis folgte, welche viel zu hoch dachten, als daß sie dem Sieger von Roßbach, geschweige denn einem Unterthan desselben, der persönlich Nichts gegen Frankreich gethan, hätten gram sein sollen, weil die Politik einen Zusammenstoß beider Nationen herbeigeführt hatte. Man erinnere sich nur, wie ein Campan, wie der junge Custine in der Berliner Gesellschaft von 1806—1810, während Fichte den Nationalhaß predigte, aufgenommen waren; wie man dort zwischen dem Individuum und dem Staat zu unterscheiden wußte; wie wenig man es heute in Paris versteht: und dann frage man sich ehrlich, wo die tiefergehende Cultur herrscht.

Viel Treffendes sagt Renan über deutsche Nationalfehler; er rügt geistreich unsere Härten, unseren Hochmuth, gewisse Geschmacklosigkeiten des deutschen Lebens, unsere noch so wenig vorgeschrittene gesellschaftliche Ent-

wicklung, die Ignoranz der deutschen Mittelklasse über französische Zustände und die falschen landläufigen Urtheile, welche daraus entspringen. Und doch scheint er mir in seinem Bilde nicht immer die richtigen Schatten und Lichter getroffen zu haben.

2.

„Jetzt, da Jeglicher liest und viele Leser das Buch nur
Ungeduldig durchblättern und, selbst die Feder ergreifend,
Auf das Büchlein ein Buch mit seltener Fertigkeit pfropfen,"

ist es eine Gewissenspflicht, solchem Beispiele nicht zu folgen, selbst wenn die Versuchung so nahe läge, wie in unserem Falle. Wer alle die tiefen Beobachtungen, glänzenden Paradoxien und muthigen Wahrheiten, oder auch nur die unglaublichen Ungerechtigkeiten und Naivetäten, die Renan hier in einem Bande zusammengestellt hat, aufzeichnen, wer alle Feinheiten unterstreichen wollte, alle bedeutenden Gedanken hervorheben, alle trefflichen Rathschläge in Erwägung ziehen; wer gar alle Irrthümer berichtigen, auf alle Anklagen antworten, dem Schriftsteller alle Widersprüche aufmutzen wollte, die hier friedlich und in reizendster Form nebeneinander liegen — der müßte in der That mehr als ein Buch schreiben. Der Widerspruch zumal muß dem Franzosen zugegeben werden: ist er doch das einzige Correctiv für die unerbittliche Logik seines Verstandes, und wie man sich die Geschichte der Nation nicht klar machen kann, ohne einem Montaigne einen Rancé gegenüberzustellen, so kann man Renan's Gedankengang nicht folgen, wenn man seine

Widersprüche nicht hinnehmen will; sind ja doch diese Widersprüche das Resultat seiner Stimmungen, und ist es doch die Stimmung, nicht das System, was die Originalität und Individualität Renan's ausmacht. So sei es uns denn erlaubt, aus der Fülle dessen, was der geistreiche und bedeutende Schriftsteller uns diesmal bietet, einen Punkt hervorzuheben und, ohne eine allzu leichte Polemik in's Unendliche auszuspinnen, den Ansichten Renan's unsere Ansichten gegenüberzustellen.

Dieser Punkt betrifft die Zukunft Deutschlands, und da wir unsere Ideen eben nur als Ansichten geben, so dürfte schon dadurch jeder Gedanke an eine litterarische Fehde ferngehalten werden. Wir zweifeln sogar nicht, daß Manches von dem, was wir auf dem Herzen haben und einmal aussprechen möchten, Wasser auf Renan's Mühle sein wird, wie so Vieles, was er über Frankreich und Deutschland gesagt, uns in unseren Ansichten bestärkt hat.

Ueber das Vergangene hätten wir wenig zu rechten mit Renan. Seine kurz zusammengedrängte Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen ist trefflich; und wenn auch manche Irrthümer und Vorurtheile in der Schilderung des deutschen Volks-Charakters mit unterlaufen, so ist auch diese im Ganzen lebendig und wahr; viele eingestreute Bemerkungen sind sogar der feinsten und treffendsten Art. Da wollen wir uns denn nicht zu laut beklagen, wenn er uns „eine harte, keusche, starke und ernsthafte Race“ nennt; auch daß wir uns „auf Ruhm und point d'honneur nur mittelmäßig verstehen“, wollen wir uns gefallen lassen, ja sogar, daß

wir „nachtragend und ungroßmüthig“ sein sollen, der „gutmüthige, leichtsinnige Franzose dagegen leicht das Uebel vergesse, das er zugefügt“, wollen wir zugeben; aber daß der Besiegte von Waterloo auch „das Uebel leicht vergesse, das man ihm zugefügt“ — ist doch eine etwas zu starke Forderung an unsere Erfahrung. Solche Concessionen an die National-Eitelkeit und Selbstverblendung muß selbst der vorurtheilsfreieste und muthigste Franzose machen, wenn er sich nur irgendwie Gehör verschaffen will; und es ist schon ein so großer Beweis von Wahrheitsliebe, eine solche Probe von Muth, wenn ein französischer Schriftsteller die Berechtigung der deutschen Einheitsbestrebungen zugibt, wie Renan es thut, daß man ihm dergleichen captationes benevolentiae wohl verzeihen kann.

Natürlich kommt auch bei aller Anerkennung jener Berechtigung die alte Märe wieder vor, die in allen fremden Köpfen spukt, von einem undeutschen Preußen und einem unpreußischen Deutschland, von einem Aufgehen des ersten in das zweite oder des zweiten im ersten, das man bei einem unterrichteten und geschmackvollen Schriftsteller, wie Renan gerne vermißte. Aus den Preußen „eine im Grunde mehr slavische als germanische Bevölkerung“ machen zu wollen, heißt doch nur mit Worten spielen. Ist die „Grundbevölkerung“ des Königreiches Sachsen nicht noch beiweitem slavischer als die Brandenburgs und Schlesiens — der einzigen altpreußischen Provinzen, auf die Renan anspielen kann — und wer hat je daran gedacht, Sachsen ein slavisches Land zu nennen? Freilich wird auch in England nach-

gerade „die celtische Grundbevölkerung" wieder vorherrschend über die angelsächsischen Eroberer — wenn wir Renan Glauben schenken dürfen. Auch sollte man von einem Kenner der deutschen Geschichte voraussetzen, er wisse, daß die „Preußen" Winckelmann, Kant, Herder, Schleiermacher, Alexander und Wilhelm v. Humboldt, Tieck — und wie die Namen alle der Brandenburger, Schlesier, Ost- und Westpreußen lauten, die an unserer nationalen Cultur mitgewirkt — etwas für „Deutschland" gethan, sowie daß die „Deutschen" Stein, Scharnhorst, Niebuhr, Savigny, Hegel, Bunsen — und leider auch General-Superintendent Hoffmann — auf „Preußen" einen gewissen Einfluß ausgeübt. So scheint Renan die Idee der kleindeutschen Partei trefflich zu würdigen, aber — kaum glaublich! — er bildet sich ehrlich ein, die großdeutsche Partei habe sich an Preußen angelehnt, in Preußen concentrirt; die kleindeutsche dagegen in Süddeutschland und den Kleinstaaten! Ein so grober Irrthum verrückt natürlich auch vollständig seine Gesichtspunkte in Bezug auf die zukünftige Politik des neuen deutschen Reiches. Wer nicht weiß, daß dieses Nationalreich gerade der Reaction gegen das geträumte und angestrebte Siebzig-Millionen-Reich sein Entstehen verdankt, kann offenbar nur falsche Folgerungen auf die Zukunft desselben ziehen.

Wie alle Franzosen, sieht auch Renan in dem Staate Friedrichs des Großen den „Herd des Feudalismus" und den „Hauptsitz des ancien régime" mit ganzen Kategorien „geopferter" Unterthanen. Nun galt bislang Preußen gerade als der moderne Staat par

excellence, wie ihn Tanucci und Pombal, Gustav III. und Struensee, Aranda und Joseph II. und alle die andern „aufgeklärten und philosophischen" Staatsmänner des 18. Jahrhunderts angestrebt, Friedrich und Leopold allein aber hergerichtet; und die Reformen Stein's oder Scharnhorst's konnten doch wahrhaftig nicht als ein Zurückführen auf das ancien régime gelten. Weil in Preußen noch ein zahlreicher kleiner Adel existirt und das traditionelle Loyalitäts-Verhältniß zwischen Volk und Königthum noch lebendig ist, so werden darum seine bürgerliche Bureaukratie, sein Volksheer, seine Handels- und Gewerbe-Gesetzgebung, sein Schulwesen, seine Justiz und Verwaltung doch nicht nothwendig feudalistisch sein müssen. Daß ein übrigens von Renan höchlich bewundertes und beneidetes Loyalitäts-Verhältniß zwischen Unterthan und Krone durchaus das ancien régime nicht ausmacht, hätte er selbst in England sehen können, wenn auch dort mehr Spuren davon zu finden sind, als in Preußen; daß aber in den so viel gelobten — und so wenig nachgeahmten — Kleinstaaten Deutschlands keine Junker zu finden sein sollten, das ist eben eine jener in der Fremde landläufigen Ideen, die es schwer halten wird auszurotten, da sie so äußerst bequem ist für die Leute, die nicht sehen wollen.

Die Gefahren, die dem neuen Deutschland drohen, sind mannigfachster Art, wenn wir Renan Glauben schenken dürfen. Das Glück — denn der Geschichts-Philosoph Renan, der so klar sieht in der tiefen Kette von Ursache und Wirkung, dessen durchdringendem Blicke die Gesetze der Geschichte sich gewiß nicht verbergen,

glaubt auch an Glück, Zündnadelgewehre, zufällige Napoleons und zufällige Moltkes — das Glück kann sich von uns wenden. Die katholische Partei, die Feudalen, die Internationale werden uns im Innern, Rußland, Oesterreich von Außen bedrohen. Um unser geistiges Leben ist's geschehen, seit wir uns auf's Nationsein-wollen verlegt haben — das hätten wir Frankreich lassen müssen, für das natürlich eine Schande ist, was für uns ein Lob: d. h. das „Verzichten auf Alles, was Ruhm, Kraft, Glanz“ ja auch Patriotismus heißt. Auch der Föderalismus, ja schon eine energische Decentralisation — zwei Principien, die Frankreichs Tod bezeichnen würden — könnten Deutschland nur heilsam sein; denn nur unter ihnen blüht Deutschlands eigenthümlicher Genius. (Die größte Blüthe Deutschland's sollten wir demnach wohl in's 17. Jahrhundert setzen.) Denn obschon Renan nicht so kindisch ist, in Einem Athem von preußischem Cäsarismus und Feudalismus zu sprechen, so kann doch auch er's nicht lassen, vom preußischen Militär-Despotismus und der preußischen Centralisation zu reden. Neben diesen ererbten Krankheiten sieht er aber auch noch andere, die unsere Gesundheit untergraben könnten, und wie ein französisches Journal im Sommer 1870 vorschlug, ein paar hundert Pariser Freudenmädchen in's deutsche Lager zu senden, um die deutsche Jugend zu vergiften, so hofft Renan, das Gift der französisch-demokratischen Ideen werde auch Deutschland ergreifen und früher oder später zu Grunde richten.

Und nicht ganz unbegründet ist seine Hoffnung leider; denn nur anscheinend haben wir die französisch-

demokratischen Ideen überwunden, die seit den Dreißiger-Jahren bei uns eingedrungen, herausgefordert durch eine blinde Reaction. So lange im deutschen Reichstage und in der deutschen Presse noch gewisse abstracte Schablonen spuken, so lange ist der Feind in uns nicht besiegt, so lange ist die ansteckende materia peccans noch nicht herausgeworfen aus unserem Blute. Und wir sprechen hier von abstracten conservativen Begriffen gerade sowohl, als von abstracten fortschrittlichen Begriffen.

Unsere Mittelclassen haben sich den Gebrauch des französischen politischen Wörterbuches noch nicht abgewöhnt; nur schlagen es die Einen bei Louis Blanc und Jules Favre auf, die Anderen bei Royer-Collard oder Guizot. Die Namen sind zwar vergessen, über Gebühr vergessen, aber die unfruchtbaren Begriffe, die sie in Umlauf gebracht, gehen noch allerwärts um. Erst wenn die Conservativen einsehen, daß Religion nicht auf starrem Festhalten der Confession, sondern auf dem religiösen Gefühle beruht, welches sich zeitgemäße Formen schafft; daß der Adel nicht auf Reinheit der Adelsregister, sondern auf Grundbesitz und angehäufte Bildung gegründet ist; daß nicht Abwehren der öffentlichen Controle durch Preßgesetze und ähnliche Maßregeln, sondern die Verbindung aller realen Interessen in der Gesellschaft den staatsmännischen Conservatismus ausmacht; erst wenn die Mittelclassen begreifen werden, daß die politische Gleichheit ein Wahn ist, wie die gesellschaftliche; daß ein Staat nicht gedeihen kann, wenn jeder Bürger thätigen Antheil am politischen Leben nimmt — man nennt das heutzutage Gemeinsinn und ist sehr stolz auf die

rohe Anschauung, die im Staate den Hauptzweck, nicht das Mittel der Gesellschaft sieht; — daß das Heil einer Nation nicht in politischen Formen, zumal des Auslandes, sei es nun Englands, Amerikas oder Frankreichs, liegt, sondern in dem Wesen, das heißt einer guten Verwaltung, die Jedem seine Freiheit läßt; daß das Regieren ein schwer zu erlernendes Geschäft ist, das weder der Gesammtheit noch einer Kaste zukommt, sondern einem stets sich erneuernden und verjüngenden Stande (in England Aristokratie, in Deutschland Bureaukratie genannt); daß Opponiren nicht den Liberalismus ausmacht und nicht alle Leute im Amte nothwendigerweise „Volksfeinde“ sein müssen; erst wenn die Arbeiter der Städte wie die des Landes wieder zur Ueberzeugung gekommen sind, daß der einzige sichere Weg zum Wohlstand und Ansehen Thätigkeit und Sparsamkeit ist, und daß man den Strom des socialen Blutes nicht in eigens zugerichtete Canäle und Canälchen lenken kann — erst dann mag Deutschland sich rühmen, die französischen Ideen überwunden zu haben; erst dann wäre die Gefahr vorüber, die Renan uns voraussagt. Man sieht, es hat noch Weile; und für's Erste thun wir noch wohl daran, auf der Lauer zu bleiben und das Uebel mit jeder Art Gegengift unverdrossen zu bekämpfen. Die Frage ist ja nicht, ob Deutschland eine große Zukunft vor sich hat — das erkennen ja Alle an, Freund und Feind, freudig oder unwillig; — auch nicht, ob es ewig jung und kräftig bleiben könne; sondern wie es durch Weisheit, Mäßigung und Selbsterkenntniß sein Mannesalter verlängere, seine Gesundheit nicht vor der Zeit

zerrütte. Auch es hat, wie jeder lebendige Organismus, die Keime des Verfalles in sich. Diese zu erkennen im staatlichen und gesellschaftlichen Leben, ist die Aufgabe des denkenden Patrioten.

Unsere Feinde sprechen nur immer von Militarismus, Despotismus, Feudalismus, Centralisation, Eroberungslust, als von solchen Keimen kommenden Verfalls; uns kommen gerade diese Gefahren nur scheinbar vor und wir sehen die wirklichen Schäden anderswo. Wir werden nie zugeben, daß eine Volksarmee, wie diejenige, welche den Angriff Frankreichs abgewehrt, je zum Militarismus führen könne, und sehen in ihr im Gegentheile die beste Garantie gegen Prätorianismus, die beste Schule für Vaterlandsliebe, Pflichtgefühl, Bürgersinn. Wir wissen, daß eine gelehrte, arbeitsame, durchaus ehrenwerthe Bureaukratie, überwacht und vorwärtsgetrieben von einem freigewählten Parlamente, von Volksversammlungen und Vereinen aller Art, wie sie kein Volk der Erde freier und zahlreicher besitzt, und von einer viel gelesenen, nur zu freimüthigen Presse, kein Despotismus zu nennen ist. Wir können nur lächeln, wenn man von unserem ganz modernen Staatswesen, in dem auch nicht Ein Adelsprivileg mehr erhalten ist, als von einer Feudalität, oder von unserem Kaiserhause, das seit mehr als zwei Jahrhunderten mit dem protestantischen Deutschland zusammengewachsen ist, als von einer Cäsaren-Familie spricht. Wir vertrauen zuversichtlich auf die Dauerbarkeit unserer Einheit, ohne uns durch die Phantome der übertriebenen Centralisation und des daraus als natürliche Reaction entspringenden Föderalis-

mus irremachen zu lassen; denn wir wissen ja, daß Preußen nie seine Provinzen gewaltsam nivellirt und uniformirt hat, und daß unsere junge Einheit ein Recrutirungs-, Garnisons- und Mobilisations-System gefahrlos verträgt, das selbst der altzusammengewachsene französische Staatskörper Frankreichs nicht anzuwenden wagt.*) Wir glauben endlich, daß die klein-deutsche Idee, d. h. der Gegensatz zu Allem, was an die alte Kaiser-Idee universal-monarchischer Tendenz erinnert, so tief eingedrungen ist in das deutsche Volksbewußtsein, daß es uns nicht leicht einfallen wird, Friedrich Barbarossa aus seinem Schlummer zu wecken, seit das deutsche Reich, wie es Heinrich der Finkler einst gewollt, so stattlich dasteht. Die Annexion Schleswig-Holsteins aber oder Hannovers „der deutschen Eroberungslust" zuschreiben zu wollen, überlassen wir den sentimentalen und schwachen Gemüthern, für welche das Recht aufhört, Recht zu sein, sobald es die Macht hat, und für die das Unrecht interessant wird, sobald es besiegt und schwach geworden. Mögen die Franzosen immerhin uns entrüstet zurufen:

Que c'est un méchant animal!
Quand on l'attaque, il se défend;

*) Natürlich gebe ich hier für's deutsche Publikum nur Andeutungen: weiterausgeführt habe ich die Gründe, die gegen die Wahrscheinlichkeit einer allzu centralistischen Entwicklung Deutschlands sprechen, zuerst in einer Reihe von Aufsätzen im Journal de Débats (Jahrg. 1866), dann in meiner Prusse contemporaine (Paris Germer Baillière 1867), in drei Aufsätzen der Nuova Antologia (Jahrg. 1868 Mai, Juli, October) unter dem Titel Storia dell' Unità alemanna und endlich in einem Aufsatze der Fortnigthly Review (October 1871) über The Prospects of Liberalism in Germany. S. auch meine Arbeiten über Deutschland in der Revue des Deux Mondes, passim.

wir suchen unsere schwachen Seiten anderswo und finden sie in gewissen Staatsformen, in unseren gesellschaftlichen Zuständen; in Untugenden unseres Geistes und Charakters.

Das Grundübel des neuen deutschen Reiches, seine Zwitterform, die ihm noch viel zu schaffen machen wird, ist eben für's Erste nicht zu entfernen, doch dürfte es der natura medicans unseres sonst gesunden Staatskörpers mit der Zeit gelingen, es zu heilen. So lange der Kanzler an der Spitze der Geschäfte steht, wird die widersinnige Organisation des Bundesrathes auch noch vorhalten; aber die Zeit wird kommen, wo er nothwendig reformirt werden muß, und wird erst ein wirkliches Oberhaus daraus gemacht, so werden sich's auch die heute noch souveränen Fürsten nicht verdrießen lassen, wenn auch nicht selber darin zu sitzen, wie seit 1815 die durch den Reichs-Deputations-Hauptschluß mediatisirten Fürsten in den ersten Kammern der Einzelstaaten sitzen, so doch sich darin durch einen Prinzen von Geblüt vertreten zu lassen. Schon ihre Söhne werden sich mehr als Unterthanen denn als Vasallen fühlen; und damit wird, wenn nicht de jure, so doch de facto, der Einheitsstaat, wie er uns in Großbritannien als Muster vorschwebt, ja hergestellt sein.

Schwieriger wird es sein, den auf unsere Bureaukratie gepfropften Parlamentarismus mit dieser zu fruchtbarer, gemeinsamer Thätigkeit zu verbinden. An eine Alleinherrschaft des Reichstages im Sinne des englischen Unterhauses zu denken, wäre ein Vergehen gegen unsere Geschichte und abstractester, unheilvollster Doctrinarismus.

Daß aber das Beamtenheer vermindert, dagegen materiell besser bedacht, daß ihm auf jeder Stufe der Verwaltung ein controlirender, nicht ein regierender, Electivkörper zur Seite stehe, wie dem Bürgermeister der Gemeinderath, dem Oberpräsidenten in gewissen Provinzen der Provinzial-Landtag und sein ständiger Ausschuß, wie dem Bundeskanzleramte der Reichstag — leider noch ohne ständigen Ausschuß — das können, das wollen, das müssen wir anstreben. Aber klar müssen wir uns darüber werden, daß wir nicht mehr anstreben dürfen, ehe sich unsere gesellschaftlichen Zustände gänzlich geändert haben. Deutschland hat noch keine regierenden Classen, und mit dem Entwicklungsgange, den unsere Gesellschaft genommen, wird es sobald keine haben. Demzufolge muß es sich seine Regierer heranbilden und dazu dient ihm die Beamten-Carrière. Jedes System hat seine Licht- und Schattenseiten; ist's aber nicht ein leidiges Vorurtheil, wenn man annimmt, ein deutscher unabsetzbarer Regierungsrath, auf einer Universität gebildet, im praktischen Staatsdienste herangezogen, verstehe sein Metier weniger gut, als ein englisches Parlaments-Mitglied oder der Verwandte eines englischen Parlaments-Mitgliedes? Die Bureaukratie wird nur dann gefährlich, wenn sie sich, wie in Frankreich — und wie in Preußen von 1786 bis 1806 — durch Favoritismus recrutirt, oder wenn sie sich dem Tageslichte entzieht und der Nation nicht erlaubt, ihr auf die Finger zu sehen, und frische Luft, helles Licht in ihre Bureaux dringen zu lassen — wie das in ganz Deutschland der Fall war noch vor wenig Jahrzehnten.

Unsere geschichtliche Entwicklung, die unseren großen Adel vernichtet und damit die politische Freiheit unseres Vaterlandes um Jahrhunderte verzögert, hat dagegen auch wieder durch den kleineren Adel uns die Möglichkeit gegeben, ein Volksheer zu halten, das keiner Berufsarmee nachsteht. Denn ohne unseren kleinen Adel ist unsere Armee undenkbar; nur Standesvorurtheile in der That können eine intelligente und gebildete Jugend dazu bestimmen, einer gewinnreichen, freien Carrière eine ehrenvolle, aber beinahe mittellose Unfreihheit vorzuziehen. Aber eine solche Entwicklung hat auch im Voraus dem deutschen Parlamentarismus ganz andere Bahnen vorgezeichnet, als dem englischen. Unsere Parlamente werden noch auf lange hin Organe der öffentlichen Meinung, Controle übende Gewalten sein, wie es die Presse in England ist — zu regierenden Mächten werden sie nicht werden, solange unsere Gesellschaft noch keine müßigen Classen besitzt. Die Advocaten, Aerzte, Professoren, Ingenieure, Richter, die in unseren Kammern sitzen, haben die Zeit und die Mittel nicht, sich mit der Politik ausschließlich zu beschäftigen — und man sollte doch denken, das Regieren wäre ein Geschäft, ernst und wichtig genug, um ausschließlich getrieben zu werden — sie sind nicht für diese Laufbahn vorbereitet worden. Die ganze Theorie der Selbstregierung, wie sie in Deutschland so verbreitet ist, beruht auf unklaren Ideen. Eine moderne Nation kann sich nicht direct selbst regieren; deßhalb hat sie Vertreter, die sie regieren; erlauben es ihr ihre gesellschaftlichen Zustände nicht, solche Vertreter unentgeltlich und durch eigene Wahl zu finden, so nimmt sie Beamte,

welche sie besoldet und wählen läßt. Wie gewöhnlich verwechselt man Rechte mit Aemtern. Gleiche Rechte haben wir Alle oder beanspruchen sie Alle; Aemter können nur die dazu Befähigten versehen. Aus dieser Verwechslung leiten sich alle unsere politischen Enttäuschungen her. Fürst Bismarck fühlte es wohl, als er die Beamten vom Reichstage ausgeschlossen, die Diäten abgeschafft wissen wollte. Er war darin offenbar parlamentarischer im englischen Sinne, als der liberalste Fortschrittsmann; aber auch er war doctrinär. Man führt keinen englischen Parlamentarismus in einem Lande durch, das keine gesellschaftlichen Vorbedingungen dazu hat. Unsere Kammern müssen fortfahren, die Rolle eines controlirenden, officiell constituirten Organs der öffentlichen Meinung zu spielen, bis die Entwicklung unseres Handels und unserer Industrie uns, neben unseren Beamten, eine politische Classe geschaffen hat. Mit anderen Worten: nur angehäuftes Kapital, angehäufte Tradition, angehäufte Bildung und Muße — nicht Müssiggang — machen eine Gesellschaftsclasse aus, die sich ausschließlich mit Politik beschäftigen kann.

Nun ist in Deutschland noch beinahe Alles zu thun, um dahin zu gelangen. Unser kleiner Adel ist arm, unser hoher Adel sehr wenig zahlreich und bislang in — ich weiß nicht welchen — landesherrlichen Vorurtheilen befangen gewesen; unser Kaufmannsstand ist thätig, fängt auch an, sich zu bereichern, aber ist ohne alle die humanistische Bildung, die ihn im 16. Jahrhundert noch auszeichnete; unsere gelehrten Kreise sind weder unabhängig in materieller Hinsicht, noch stehen sie in Be-

ziehung mit den praktischen Interessen der Nation. Wir sind auch weit entfernt, die „oberen Zehntausend“ zu haben, welche bis auf die letzten Jahre hin England regierten, d. h. wohlhabende, durchaus nicht immer reiche Familien, deren Söhne classische Bildung in Eton, Rugby, Harrow oder Winchester erhalten, weiter in Cambridge oder Oxford, dann auf Reisen diese Bildung belebt und vollendet, darauf endlich sich dem Staatswesen gewidmet, in die Diplomatie, die Beamtenwelt, die Colonial-Verwaltung, das Parlament, die Armee und das Richteramt eintreten.

Selbst Frankreich ist in dieser Beziehung besser daran als Deutschland, was allein erklärt, wie die Nation nicht schon lange der zersetzenden Wirkung einer achtzig Jahre anhaltenden Revolution erlegen. Beinahe alle französischen Advocaten und Richter haben von Haus aus pecuniäre Unabhängigkeit; Erstere bringen es zu colossalen Einkünften sowie damit zusammenhängendem Einfluß und äußerem Ansehen im Verlaufe ihrer Carrière. Alle einigermaßen wohlhabenden Kaufleute Bordeaux', Nantes', oder Havre's senden ihre Söhne in die Gymnasien, lassen sie die Rechte studiren und nehmen sie mit dem zwei oder drei und zwanzigsten Jahre ins Geschäft auf. Kein Land zählt mehr Rentiers und Gutsbesitzer von mittlerem Einkommen, die ein Interesse daran finden, sich mit literarischen Gegenständen abzugeben; und auf dem Tische jedes dieser Rentiers oder Gutsbesitzer wird man einen Guizot oder Thierry finden, während man bei den wenigen Deutschen dieser Kategorie wohl doch eher eine gewisse Feuilleton-Litteratur antreffen

würde als Ranke und Sybel. Nirgends ist im Grunde, wenn wir wahr sein wollen, die National-Litteratur weniger durchgedrungen als in Deutschland. Unsere gelehrten Stände kennen Goethe auswendig; wie viele Kaufleute gibt es in Deutschland, die z. B. die „Wanderjahre" oder „Die natürliche Tochter" gelesen? — und der Grund davon ist leicht zu finden. Der Deutsche liebt seinen Beruf, geht darin auf und hat nicht die Zeit, sich mit „allgemeiner Bildung" zu plagen. Namentlich aber, der Deutsche ist arm. Nur ererbter Wohlstand gibt die Muße und die Sicherheit, welche dazu nöthig sind, die Reize eines höheren, geistigeren Lebens zu würdigen und zu genießen.

Die wahre Gefahr Deutschlands ist der Amerikanismus. Während der italienische und deutsche Kaufmann der Renaissance, der englische und französische des vorigen Jahrhunderts die Augen offen behielten für eine freie, offene Bildung, so sind der moderne Engländer und der moderne Deutsche in Manchester und Crefeld auf dem Wege, den die amerikanische Gesellschaft zu ihrem Verderben eingeschlagen, und der dort beinahe alle die schönen Traditionen, die sich, zumal in Neu-England, noch bis vor wenigen Jahrzehnten erhalten hatten, wegzuführen droht. Ich meine damit die ausschließlich realistische Bildung. Ein Knabe, der, auf der Realschule herangezogen, mit vierzehn Jahren ins Comptoir gekommen, wird kein besserer Kaufmann sein, als Derjenige, der zweiundzwanzigjährig, nach vollendeter classischer und juristischer Bildung, in den Handel tritt; jedenfalls wird er kein Mann freier, schöner Bildung sein. Selbst

Politiker mag er werden — ein Politiker wie Cobden oder Bright, — ein Politiker, der die moralischen und historischen Interessen der Menschheit und des Vaterlandes fühlt, wird er nie werden. Mit Luxus wird er sich zu umgeben wissen, wenn er zum Reichthum gelangt, nicht mit künstlerischer Atmosphäre; materielle Genüsse wird er auf's Höchste verfeinern, aber aus dem Getümmel der Welt zu seinem Horaz, seinem Montaigne oder seinem Goethe zu flüchten, wird ihm nicht beifallen. Immer schroffer werden sich von ihm die gelehrten und die adeligen Stände abwenden, die nichts haben als ihre Bildung und ihre Ahnen; in seinem Geldstolze wird er sie verachten; sie werden ihn als einen rohen Barbaren oder Emporkömmling ferne von sich halten. So weitert sich die verhängnißvolle Kluft. Der Adel glaubt sich etwas zu vergeben, wenn er wie der Kaufmann sein Vermögen zu vermehren strebt; der gelehrte Stand bleibt in seiner mehr als bescheidenen Lebensstellung und wird nie frei entwickeln können was Jener nicht frei zu entwickeln versteht: eine offene, schöne Bildung. Dies Eines unserer Gebrechen, das hauptsächlichste für Den, welcher im Parlamentarismus das alleinseligmachende Princip des modernen Staates sieht, das bedauerlichste in den Augen Dessen, dem eine schöne, harmonische Zusammenwirkung aller Stände im Vaterlande, eine gegenseitige Durchdringung und Solidarität, eine gemeinsame Bildung und gemeinsame Traditionen, Vergeistigung des öffentlichen Lebens, Verschönerung der Geschäftsthätigkeit, Unabhängigkeitssinn und Großsinn bei den gelehrten Ständen als das Ideal der Nation vorschweben. Aber

neben diesem socialen Gebrechen wie viele moralische, wie viele geistige Untugenden, die wir erkennen, deren wir uns entledigen sollten!

Dieser Appendix über das liebe Vaterland ist schon zu lang, als daß wir noch viel mehr hinzuzufügen wagen wollten. Nur von einigen wenigen Winkelchen rasch und auf eine Secunde den Vorhang wegzuziehen sei noch erlaubt: Der Deutsche rühmt sich so gerne seines innigen Familienlebens; wie reimt sich das mit gewissen Gewohnheiten, die den deutschen Familienvater allabendlich ins Wirthshaus ziehen? oder mit der Sitte, unsere Töchter recht weit weg vom häuslichen Herde in Institute zu senden, wo weder Mutter noch Vater und Bruder nur den geringsten Einfluß auf sie behalten? Der Deutsche ist keusch und treu im großen Ganzen? aber ist die künstliche Aufregung durch Trinkgelage viel weniger ungesund als die Verwilderung — in Frankreich nennt man's Verfeinerung — in Geschlechtsverhältnissen? Der Deutsche ist wahr und offen; treibt er aber seine Freimüthigkeit nicht oft bis zur Rücksichtslosigkeit und Schroffheit? — und würde es uns mit Polen und Elsässern nicht viel leichter gelingen, würden wir bei fremden Nationen nicht eher Sympathie erwerben, wenn wir unsere Wahrheitsliebe mit etwas weniger derben Formen umgäben? „Der Deutsche ist nicht eitel, aber er ist hochmüthig", sagten wir am Beginne dieser Studien: jenes ist das Laster kleiner Geister, dieses der Auswuchs einer edlen Kraftfülle. Aber auch „Hochmuth kommt vor dem Falle". Wer gewisse deutsche Gelehrte von fremder Wissenschaft reden hört, wer andere privi-

legirte „Tüchtige" unserer Nation auf ausländische Corruption herabschauen sieht, der möchte fast jene ängstliche Bescheidenheit zurückwünschen, als der Deutsche noch alles Fremde bewunderte — aber auch kannte. Denn dem Verkennen und Mißachten sind das Nichtkennen und Verachten nahe verwandt. Wie viele junge Deutsche, die gedankenlos Lessing's Worte wiederholen, haben sich die Mühe gegeben, Racine oder Voltaire zu lesen, über die sie so absprechend urtheilen? Und wo sind unsere Schriftsteller, die, wie unsere Väter, den „Misanthropen" alljährlich lesen, den „Orlando furioso" unterm Kopfkissen halten?

Die wahre Gefahr aber für eine Nation ist das sich Ab- und Ausschließen von der europäischen Geistesbewegung. So lange ein Land sich dieses Fehlers nicht schuldig macht, darf es immerhin auf eine Zeit, ja auf Jahrhunderte hin, die Führung dieser Bewegung anderen Nationen überlassen: früher oder später wird es, wie England es heute zu thun scheint, diese Leitung doch wieder in die Hand nehmen. Ignorirt es aber die europäische Culturarbeit, weil sie gerade nicht im Vaterlande mehr ihre Hauptwerkstätte hat, so wird es ihm, wie's Spaniens Beispiel zeigt, beinahe unmöglich sein, je wieder einen hervorragenden Theil daran zu nehmen. Glücklicherweise ist jene Mißachtung aller fremden Wissenschaft, jene Ueberschätzung der allein selig machenden deutschen Methoden noch nicht allgemein: glücklicherweise gibt's noch Viele und zwar der Besten, die es nicht verschmähen von einem Darwin, einem Mill zu lernen. Dagegen leiden wir noch immer an einer gewissen Un-

gelenkigkeit des Verstandes, die uns vielfach, staatlich wie gesellig, ja litterarisch hemmt. Des Deutschen Verstand ist ehrlich und gewissenhaft; aber ist er nicht auch bisweilen gar stockig und unbiegsam? Der Deutsche begreift in Sachen der Phantasie und des Gemüthes schnell und leicht jede Schattirung; in Sachen des Verstandes ist er ein Wort- und Factenklauber, der nicht von der Stelle kömmt; erlaubt ihm seine Steifheit nie zu errathen, zu combiniren, zwischen den Zeilen, der Reden und der Handlungen wie der Bücher, zu lesen. „Diese Nation weiß durchaus Nichts zurechtzulegen," sagte Goethe zu Zelter; „durchaus stolpern sie über Strohhalmen." Dies ist heute noch viel empfindlicher, als vor fünfzig Jahren. Was würden das deutsche Staatsleben und die deutsche Geselligkeit nicht gewinnen, wenn wir uns etwas mehr von jener italienischen und französischen Eigenschaft aneignen wollten, welche die Dinge nicht so gar schwerfällig wörtlich nimmt und welche man mit dem Worte „esprit" zu bezeichnen pflegt? Denn es ist eine wohl zu erwerbende, durchaus nicht nothwendig angeborne Eigenschaft.

Man wirft uns im Auslande Neid vor, uns, die allein in der Geschichte das neidlose Verhältniß eines Schiller und Goethe, eines Moltke und Roon aufzuweisen vermögen; und doch nicht mit Unrecht: ein gewisser National-Neid, auf's Engste verwandt mit unserer Hybris neuerwachten Selbstgefühles — das sich merkwürdigerweise gar nicht seines kriegerischen Ruhmes, sondern nur seines geistigen und sittlichen Werthes überhebt — ein gewisser National-Neid regt sich bei uns schon

seit den Vierziger-Jahren, und Renan hat nicht Unrecht, wenn er von uns sagt: „Der ernste, arme, gescheidte, reizlose Mensch erträgt nur widerwillig die gesellschaftlichen Erfolge eines Nebenbuhlers, der, obschon ihm untergeordnet in gediegenen Eigenschaften, in der Welt Figur macht, die Mode regelt, und ihn mit aristokratischem Dünkel verhindert, darin einzudringen." Nun haben wir freilich die Thüre eingeschlagen und bewegen uns in der großen Welt und sind mehr als acceptés; selbst das connubium würden die alten Patricier dem neuen Eindringling, mächtig, aufstrebend, muthig und aufgeweckt, gewiß nicht versagen. Aber Parvenu's bleiben wir deßhalb doch in jedem Sinne, collectiv wie individuell: unsere National-Dynastie war noch ein armes Markgrafengeschlecht, als die Capetinger schon seit Vier Jahrhunderten die Königsthrone trugen; unser Staat war noch vor sechzehn Jahren ein Großstaat von so wenig Bedeutung, daß man ihn zum Pariser Congreß nicht glaubte einladen zu müssen; unsere moderne Bildung kam hundert Jahre und mehr, nachdem Frankreich schon seinen Racine und Corneille gehabt; unser industrieller und commercieller Aufschwung datirt von gestern. Und daß der Deutsche im Einzelnen dem Ausländer gegenüber meist als ein Parvenu erscheint, sich als Parvenu fühlt, der Sicherheit und Unbefangenheit (aisance) ermangelt, welche die Mitte zwischen Dreistigkeit und Schüchternheit hält und das Kennzeichen aller Vornehmheit ist, das wird keinem entgangen sein, der zu beobachten weiß und den Muth hat, sich selber die Wahrheit nicht zu verhehlen. Die ganze Unpo-

pularität der Deutschen im Auslande hängt hauptsächlich davon ab, wie die Bewunderung, welche den Franzosen als Nation gezollt wird, nächst der Flachheit und Faßlichkeit ihrer demokratisch-rationalistischen Ideale, hauptsächlich dem höheren Alter ihrer gesellschaftlichen Cultur zuzuschreiben ist; man sieht in ihnen eine Nation von Gentlemen, in uns ein Volk von pedantischen Schulmeistern und reichgewordenen Handwerkern. Daher auch die merkwürdige Erscheinung, daß, während des großen Krieges, Alles was in England und Rußland, in Amerika und Italien zur „guten Gesellschaft" gehört — oder gehören will — einmüthig die französische Partei ergriff und festhielt, während diesseits und jenseits des Meeres Alles was sich zum Mittelstande bekennt und Rechtsgefühl höher stellt als Fashion, die deutsche Partei ergriffen und festgehalten hat, — eine Thatsache, welche die natürliche Sympathie der schwachen Seelen für den Schwächeren, selbst wenn er der Angreifende und Ungerechte ist, nicht hinreichend erklärt. Freilich, früher, zu Zeiten unserer Demuth, als wir noch ein „Volk von Träumern und Dichtern" waren, da waren wir recht liebe, brave Leute, de bonnes bêtes d'Allemands, etwas schwerfällig, aber gar gutmüthige, bescheidene Wesen. Seit wir uns fühlen, sind wir nirgends mehr wohl gelitten: einzeln wie als Nation. In aller Herren Ländern bildet die Colonie selbst der wohlhabendsten Deutschen in der „Gesellschaft" die wenigst angesehene Gruppe; und mehr als Ein Deutscher war feige genug, seine Nationalität zu verleugnen, um diese Art

äußeren Ansehens zu erkaufen.*) Dieß mehr als alles Andere erklärt das niedrige Betragen der in Frankreich geborenen Deutschen während des letzten Krieges, das ich oben gerügt. Denn während noch die Großenkel spanischer oder englischer Auswandrer sich ihres fremden Ursprungs rühmen, so ist schon der Sohn eines deutschen Vaters und einer deutschen Mutter auf französischem Boden beflissen, sich das Vaterland seiner Eltern durch übertriebnen französischen Patriotismus verzeihen zu machen. Auch die Zähigkeit, mit welcher der vornehme Elsässer der Nation anzugehören behauptet, die ihn stets verlachte und geringschätzte, hat ihre erste Ursache in dieser adeligen Superiorität der Franzosen und jenem, der Geringschätzung der Juden ähnlichen, Gefühle, welches das deutsche Volk im Auslande inspirirte.

Die Franzosen selbst fühlen jene Superiorität sehr wohl und nur Wenige wagen sich zu gestehen, daß die fremden „Gallomanen nur die französischen Laster und Fehler lieben, und den Franzosen ihre Sympathie zu beweisen glauben, indem sie über das spotten, was ihr eignes Land am Meisten ehrt" (Aug. Langel). Aus jeder Seite von Renan's Werken guckt die Eitelkeit des Altadligen gegenüber dem Emporkömmling her-

*) Die Thatsache, daß andere Germanen — Engländer, Holländer, Deutschrussen — unsere gesellschaftlichen Untugenden nicht haben und deßhalb so viel besser gelitten, für sovieß aristokratischer gehalten werden als wir, während die deutschen Schweizer im Auslande genau so wie wir angesehen sind, beweist auch eine wie viel größere Rolle das Gefühl, einem Großstaat anzugehören und altererbter Wohlstand in dieser Sache spielen als Racenanlage.

vor*): Seine ist ein „ritterliche, eine edle, eine feine Nation“; sie muß nun aufhören das zu sein, meint er mit offenbarem Bedauern, sie muß auch eine „arbeitsame, exacte“, d. h. eine vulgäre, werden wie wir; und wir mögen dem tiefgebeugten Volke diesen Trost des besiegten Atheners dem siegreichen Macedonier gegenüber wohl lassen: Es wird schon noch einsehen lernen, daß in der deutschen Civilisation doch noch etwas mehr ist als im Macedonierthum; das können wir ruhig der Zeit überlassen. Wir indeß mögen uns immerhin rühmen Parvenus zu sein und stolz auf unsere selbsterrungene Stellung hinblicken. „Neid ist süßer als Mitleiden“, sagten die Alten mit ihrem liebenswürdigen Cynismus, und warum sollten wir's nicht wiederholen? Aber zeigen wir nicht doch manchmal etwas ungentlemannischen Trotz gegen die alten Weltleute mit ihren sicheren, an-

*) Zu diesen Nationalprivilegien der Franzosen gehört auch die Humanität: Wir Germanen — Deutsche, Engländer und Amerikaner — gelten nämlich in Frankreich für inhuman, weil wir nicht Alle für Abschaffung der Todesstrafe schwärmen, weil unsre Jungen in der Schule Prügel erhalten, weil wir strenge zu sein wissen, weil wir mehr Mitleiden mit den Opfern der Verbrechen, als mit den Verbrechern haben u. s. w. Die Humanität der Franzosen besteht eben meist in weichlicher Schwäche, oft in unzeitiger Vertraulichkeit oder noch unzeitigerer Nachsicht, in sentimentaler Rücksichtnahme, was denn freilich weder den Ausbruch der Leidenschaften, noch das Uebergreifen der Laune verhindert: gewöhnlich sind es sogar gerade die Leute, die für die humanen Principien schwärmen, welche am leidenschaftlichsten und grausamsten wüthen, wenn sie der Zorn übermannt, welche am willkührlichsten ihre Untergebenen, Kinder, Diener behandeln, wenn ihre Laune sie fortreißt. Das öffentliche und das Privatleben der Franzosen bietet dafür hundert Belege.

muthigen Formen? Und könnte es uns im Ernste viel schaden, wenn wir die etwas herabgekommenen vornehmen Herren — England, Frankreich, Italien, Spanien u. s. f. — unter denen wir uns jetzt mehr als gleichberechtigt bewegen, höflich und zuvorkommend behandelten, sie nicht bei jedem Anlasse unsere unendliche Ueberlegenheit fühlen ließen? Unsere Kriegshelden erwiesen sich als Muster der Bescheidenheit; auf dem politischen Felde gibt uns unser großer, als so rücksichtslos verschrieener Staatsmann ein treffliches Beispiel. Möchten unsere Gelehrten, unsere Künstler, unsere reichgewordenen Geschäftsleute, unsere „Tugendhaften" doch jenen Beispielen folgen! Vielleicht würden sie dadurch dem Kanzler und seinem Nachfolger ihre Aufgabe sehr erleichtern. Ihre innere und ihre äußere Aufgabe: denn mit Milde, Versöhnlichkeit, freudiger Anerkennung alles Schönen und Guten haben unsere Väter den neuen Aufbau begonuen — möchten Milde, Versöhnlichkeit, freudige Anerkennung auch darin wohnen, auch davon ausstrahlen. Das erst wäre die sichere Bürgschaft des inneren und äußeren Friedens. Was der Muth gewagt, die Kraft erkämpft, die Gerechtigkeit festgestellt, das wird die schöne Tugend der Billigkeit allein mit drohenden Neidern versöhnen und gegen den Zorn der Götter schützen.

3.

Das Büchlein, welches Herr Gabriel Monod kurz nach dem Kriege zuerst in englischer, dann in seiner

Muttersprache veröffentlichte*), ist unzweifelhaft das Unbefangenste, Unparteiischste und Interessanteste, was eine französische Feder über den Charakter des großen Krieges geschrieben. Es erzählt ganz kurz die persönlichen Erlebnisse des Verfassers, eines sehr vielversprechenden jungen Historikers, vollständig vertraut mit der Methode wissenschaftlicher Forschung, wie sie an deutschen Universitäten gehandhabt wird, und redlich bemüht, im Vereine mit einigen Gleichdenkenden, diese Methode in seinem Vaterlande einzuführen. Gleich bei Ausbruch des Krieges hatte er den Katheder verlassen, um als freiwilliger Krankenpfleger in's Feld zu ziehen, befand sich vor Metz am Tage nach den großen Schlachten, dann wieder bei Sedan, und endlich während mehr als drei Monaten an der Loire, wo er, von der französischen Armee abgeschnitten, sich beinahe nur unter Deutschen bewegte. Der deutschen Sprache vollkommen mächtig, nicht unbekannt mit deutschen Sitten, brachte er aus seiner streng protestantischen Prediger-Familie, wenn nicht streng-orthodoxe Ansichten, von denen keine Spur in seinem Büchlein zu finden ist, so doch Traditionen von Wahrhaftigkeit, Pflichtgefühl und Unabhängigkeit, die ihn besonders befähigten, ruhig zu beobachten und das Beobachtete unverbrämt zu sagen. Dieß thut er in den vorliegenden treffenden und lebendigen Schilderungen des französischen und des deutschen Heeres, denen ein

*) „**Allemands et Français.** Souvenirs de Campagne, par **Gabriel Monod**, directeur-adjoint à l'École des Hautes Etudes, infirmier volontaire." Paris, Sandoz et Fischbacher. 1872.

reizendes Capitel über die Mythenbildung im Kriege beigefügt ist. Der Schluß des letzteren möchte beinahe befürchten lassen, daß der Historiker der historischen Forschung auf ewig Valet zu sagen versucht ist, wie einst Sir Walter Raleigh sein großes Geschichtswerk in's Feuer warf, als er sah, wie man sich nicht über den Streit zweier Gefängnißwärter verständigen konnte, der vor seinen Augen stattgefunden hatte. Möge Herr Monod nicht so weit gehen in seinem Skepticismus: die reine Erfindung lebt nicht fort in der Volkssage; ob aber bei Marathon oder Plataä, in den Catalaunischen Feldern oder bei Poitiers, in Austerlitz oder Sedan ein paar tausend Mann mehr auf dieser oder jener Seite gefochten und gefallen, das ändert die historischen Thatsachen und ihren Charakter nicht; denn dieser wird bestimmt durch die Folgen allein, welche ein solches Ereigniß nach sich gezogen.

Ich sagte vorhin, Herrn Monod's Büchlein sei das Interessanteste, was in Frankreich über den großen Krieg geschrieben worden; ich möchte so weit gehen, es das Beste zu nennen, nicht allein der knappen, lebendigen, geschmackvollen Sprache wegen — die ist glücklicherweise noch keine Seltenheit in Frankreich — sondern vor Allem um des Muthes und der Wahrhaftigkeit willen, die den Schreiber auszeichnen, den es einem reinen Sinne unmöglich ist, nicht lieb zu gewinnen und hochzuachten, selbst da, wo man seine Ansichten nicht theilen kann. Ich habe in dem letzten Abschnitt dieses Buches schon ausgeführt, wie meiner Ansicht nach das Schwinden des moralischen Muthes, die Angst vor dem qu'en

dira-t-on und jeder Verantwortlichkeit, das bedenklichste Symptom in dem durch die große Revolution von Grund aus zerrütteten Volke ist, dessen Haupteigenschaft noch zur Zeit Voltaire's und Diderot's gerade der moralische Muth war. Was die „freiwillige Verblendung „anlangt, welche die Franzosen unfähig macht, die Wahr„heit zu sehen, zu sagen und zu hören", so hat sie Niemand besser geschildert, als Herr Monod, Niemand sich selbst besser davon frei zu halten gewußt. Auch hat man nicht verfehlt, dem „Verräther" vorzuwerfen, er ginge zu weit in seiner Parteilosigkeit, der Augenblick sei nicht gekommen für einen Franzosen, billig gegen die Deutschen zu sein, worauf er stolz antwortet: „Ich denke „anders. Die erste Pflicht des Patriotismus ist in mei„nen Augen die Billigkeit gegen unsere Gegner und die „Aufrichtigkeit gegen uns selbst."

Und in der That: cecy est un livre de bonne foy. Die erste Bedingung einer vergleichenden Charakteristik, wie sie Herr Monod unternommen, ist, keine vorgefaßten Meinungen mitzubringen, und der Verfasser ist in einer zu gewissenhaften historischen Schule gebildet, um dies nicht zu beherzigen. Er hat sich „von der „Ungerechtigkeit überzeugt, absolute Urtheile zu fällen, „die eine Nation auf Kosten der anderen herausstrei„chen" — ein Fehler, in welchen, gestehen wir es nur, die Deutschen ebensogerne verfallen als die Franzosen. Er wagt es also, in den Siegern von Sedan keine leibhaftigen Teufel noch Barbaren zu sehen, er läßt ihnen jede Gerechtigkeit widerfahren, lobt ihre Religiosität, ihren Patriotismus, ihre Disciplin, ihre Achtung vor

den Frauen, ihre Liebe zu den Kindern, ihre Volksbildung. Er hat sogar den Muth, seinen Landsleuten viele unliebsame Wahrheiten zu sagen und unter Anderem seine Verachtung für die französischen Offiziere auszusprechen, die trotz ihres gegebenen Wortes wieder Dienste nahmen. Daß die Deutschen rauh und hart sein können, daß unter dieser trefflich disciplinirten Armee leicht ein 10,000 Plünderer sein konnten, daß zumal im Schweife des deutschen Heeres unsaubere Elemente sein mochten, daß das anfängliche Zartgefühl sich nach und nach abgestumpft*) und der Sinn der deutschen Soldaten durch die Dauer des Krieges zu verwildern begann, daß sich unsere Soldaten oft gefräßig, unsere Officiere streng und unerbittlich zeigten, daß ein guter Theil der dem deutschen Heere vorgeworfenen Diebstähle wirklich stattgefunden haben, constatirt er, wo er kann, indem er sogar das Vereinzelte zu verallgemeinern sucht und ist keineswegs milde in seinem Urtheile über die feindliche Nation; aber er wagt auch zu sagen, daß unter den Zuaven „eine vollständige Gleichgiltigkeit für das Mein „und Dein herrschte", und daß sie die Niederlage in „plündernde Trunkenbolde verwandelt, furchtbarer für „die französischen Bauern, als für die Preußen". Er gibt zu, daß der alte französische Liniensoldat „trotz „seiner anscheinenden Gutmüthigkeit ein wenig achtbarer

*) Freilich erst seit der Theilnahme der Nichtmilitärs am Kampfe als francs tireurs u. s. w., d. h. nach Sedan, eine Theilnahme, die, so moralisch berechtigt sie auch sein mag, doch die regelmäßigen Truppen stets auf's Außerste zu reizen pflegt, wie man es sich in Deutschland aus Schill's Zeiten wohl erinnert, an den französischen Soldaten gesehen zu haben.

„Typus ist" und daß „die Abwesenheit jedes großen „Gedankens, jedes höheren Gefühls" die Mobilgarden „entnervte". Mit Recht nennt er die Deutschen geradezu „lächerlich", wenn sie die francs-tireurs im Namen der Moral tadeln; aber er erkennt doch an, daß die deutschen Heerführer das Recht hatten, sich ihrer durch die energischesten Mittel zu entledigen. Ja, Herr Monod geht so weit, zu zweifeln, „ob das Betragen einer französischen „Armee erbaulicher gewesen sein würde in Deutschland, „als es das des deutschen Heeres in Frankreich war"; er meint, „der französische Bauer könne sagen, ob der „französische Soldat das Eigenthum des Landsmannes „besser respectirt, als der Deutsche das des Feindes", und er erzählt zum Belege das Heldenstückchen einiger französischer Officiere im Schlosse Ecomans, das eben nicht sehr erbaulich ist.

Aus alledem, sollte man meinen, müsse Herr Monod die Folgerung gezogen haben, daß dergleichen Excesse, die von beiden Seiten begangen worden, nicht, dem National-Charakter, sondern dem Kriege und — der menschlichen Natur zuzuschreiben sind, daß es eben so lächerlich ist, in Deutschland so freigebig mit dem Prädicate „deutscher Tugenden" zu sein, wie in Frankreich von „deutschen Lastern" den Mund voll zu nehmen; aber dazu kann er sich denn doch nicht entschließen. Auch er will nicht einsehen, daß nur von Verschiedenheit, nicht von Ueberlegenheit der Nationen zu reden ist? Der Mensch ist, wie Pascal sagte: „ni ange, ni bête", und da der Franzose und der Deutsche doch wohl Menschen sind, so sind auch sie weder „anges" noch „bêtes",

sondern haben ihre guten und schlimmen Seiten; nur wiegen die einen oder anderen vor zu gewissen Zeiten. Der Deutsche von 1648 war unendlich viel tiefer gesunken, geistig, sittlich und politisch, als der Franzose von 1870; er hat sich doch wieder emporgearbeitet, und so wird's der Franzose thun. Volks-Charakter und Umstände spielen in der Geschichte eine immerhin bedeutende, aber doch weit geringere Rolle als große Persönlichkeiten, zumal bei einer Nation, die offenbar für den Cäsarismus geschaffen ist; man gebe den Franzosen einen Luther, Friedrich Wilhelm I., einen großen Friedrich, einen Stein, einen Scharnhorst, einen Moltke, und auch sie werden wieder werden, was sie gewesen sind: eine mächtige und achtungswerthe Nation — vorausgesetzt, daß sie solche Männer anerkennen und gewähren lassen. Es bedurfte dreier Jahrzehnte, um die in der Pfaffenwirthschaft verkommenen Rheinländer zu erziehen; es wird ebensolange dauern mit gewissen in der Kleinstaaterei versumpften und demoralisirten Süddeutschen, bis sie sich in die von Stein und Scharnhorst geschaffenen Staatsordnungen hineinleben werden. Leider sind die von Napoleon I. für Frankreich geschaffenen Ordnungen ebenso haltbar als die preußischen, ja nur zu haltbar und unveränderlich, und in ihnen ist der moderne Franzose groß geworden; ein Mann, der das Genie und die Energie hätte, sie umzustoßen, oder doch zu modificiren, könnte ganz Frankreich wieder in andere Bahnen lenken; aber solche Männer erscheinen nur alle Jahrhunderte und die Masse schafft nichts, sie strömt nur mehr oder minder mächtig in dem Bette weiter, das

ihr der politische Genius gegraben, der freilich nur die Personification einer Nation und das Erzeugniß einer historischen Entwicklung ist.

Wenn sich nun Herr Monod wohl hütet, irgend eine Superiorität des französischen Volkes über das deutsche oder vice-versa stabiliren zu wollen und mit gewissenhaftester Unparteilichkeit die so verschiedenen Laster und Tugenden beider Nationen abwägt, wenn er sogar mit lobenswerthester Billigkeit vom gemeinen Manne in Deutschland spricht, so ist er gar bitter, wenn er auf die „aufgeklärten Stände", zumal auf die Pfarrer und Professoren zu reden kommt, deren Eroberungslust allein schuld ist, wenn der Krieg ausgeartet, wenn alle jene von ihm gerügten Excesse haben vorfallen können. Sein ganzes Buch resumirt sich in folgenden Sätzen, die immer wiederkehren:

„Der Geist des Hasses und der Eroberung bei den Deutschen ist schuld an der Fortsetzung des Krieges nach Sedan, „indem er Gebietsabtretungen verlangte. Das Uebrige war „nur die verhängnißvolle Folge dieses ungerechten Verlangens." . . . Die Deutschen „durften nicht ohne absolute Nothwendigkeit einen Krieg fortsetzen, der sie zu solcher Strenge zwang." . . . Nur dadurch wurde er „ein Eroberungs- und Plünderungskrieg".

Also an der Fortsetzung des Kampfes ist nicht Derjenige schuld, der sich nicht ergeben will, sondern Derjenige, dem der Preis des Sieges vorenthalten wird! Die Behauptung ist so naiv, sie ist französischerseits so oft erhoben worden, deutscherseits so unnöthig oft zurückgewiesen worden, daß wir uns nicht noch einmal der Mühe unterziehen wollen, einem von Schmerz und

Scham geblendeten Gegner die allerelementarste aller Wahrheiten zu beweisen. Vor dem Jahre 1870 ist es Niemandem im Traume eingefallen, Hannibal vorzuwerfen, daß er nach Italien gedrungen, oder Scipio anzuklagen, daß er bis Zama gegangen. Aber in solchen Dingen läßt sich eben mit den Besten und Aufgeklärtesten der Franzosen nicht raisonniren, und es darf ihnen nicht zu sehr verdacht werden. Es ist ein schöner Zug beim Franzosen, sein Vaterland so hoch zu halten, daß er nicht um den Preis einer Provinz den Frieden erkaufen will, wie es doch Spanien und Oesterreich, Rußland und Preußen, ja England selbst immer gethan; aber er vergißt, daß er den Luxus dieses edlen Gefühls bezahlen muß. Moralisch wäre der Widerstand Frankreichs nach Sedan sehr schön gewesen, wenn er spontan gewesen wäre, politisch war er, unter jeder Bedingung, ein Wahnsinn. Auch Rußland konnte im Jahre 1855 den Kampf noch fortsetzen, aber es war klug genug, keinen Volkskrieg zu organisiren und seinen Vortheil abzuwarten. Hätte Kaiser Franz Joseph nicht nach Solferino die Lombardei herausgeben wollen, so wäre der Krieg fortgesetzt worden bis vor Wien, daran zweifelt gewiß kein Franzose, und nicht Frankreich, sondern Oesterreich wäre als der Fortsetzer des Krieges betrachtet worden.

Nichts ist im Grunde natürlicher, als daß eine Nation, die so lange eine durchaus hervorragende und bevorrechtete Stellung eingenommen, einen solchen Territorialverlust schwerer verschmerze als andere Nationen, die das Glück weniger verzogen. Auch ist's natürlich, daß der Franzose, wie jeder andere Mensch, seine Ge-

fühle und Eindrücke, unbewußt, beinahe ungewollt, zu einem Systeme erhebt und was er als Schmerz empfindet, auch vor der Vernunft als ein Unrecht hinstellen möchte. Thun wir nicht alle dasselbe? Wo ist der Gesunde und Glückliche, der nicht optimistisch in seiner Philosophie, wo der Unglückliche und Kranke, der nicht pessimistischer Weltanschauung wäre? Und haben nicht auch die Deutschen sofort geschichts-philosophische Systeme auf ihren Sieg angewandt? Was uns frappirt, ist vielmehr die Natur der Beweisgründe, welche Männer wie Herr Monod anrufen, um darzuthun, daß das Unglück Frankreichs ein Unrecht Deutschlands war. Sie beweisen, wie tief der politische Rationalismus, der seit der großen Revolution in Frankreich zur Herrschaft gekommen, Deutschland zeitweise ergriffen, Englands sich zu bemächtigen droht, selbst in die besten Köpfe gedrungen. Sogar ein Historiker wie Herr Monod, selbst ein Denker wie Renan können sich von dieser oberflächlichen Weltanschauung nicht frei machen, welche einem Montaigne, einem Pascal, einem Montesquieu so seicht erschienen wäre, daß sie sich nicht die Mühe gegeben hätten, sie nur zu widerlegen. Nichts beweist schlagender, wie die französische Civilisation in ihren besten Vertretern sich seit hundert Jahren verflacht hat. Wenn Männer wie diese sich mit Wagner freuen, „daß wir's nun so unendlich weit gebracht“, und auf ihre Ahnen, ja auf ihre Väter als auf Barbaren zurück- und herabschauen und sich mit dem naiven Stolze des Fortschrittlers blähen, für welchen die Welt erst mit ihm selbst beginnt; wenn Männer wie diese sich ernstlich ein-

bilden, die Geschichte sei heute etwas Anderes als sie gestern war — wie soll es da um die Masse einer Nation stehen?

Wir möchten nicht gerne auf die Annexion des Elsaß und Lothringens zu sprechen kommen: wir haben genug davon für und wider hören müssen; aber indem wir die Frage verallgemeinern, ist es wohl erlaubt, die Vortrefflichkeit des ganzen Plebiscit-Systems zu bezweifeln, das Herr Monod als das ideale Staatsrecht der Neuzeit zu betrachten scheint, das aber weder er noch irgend ein liberaler Franzose zu Hause anwenden möchte, weil sie wohl wissen, daß das so pompös getaufte „Selbstbestimmungsrecht" wahrscheinlich die Dynastie Bonaparte, jedenfalls den Absolutismus herstellen würde. Also der augenblickliche Wille einer Generation soll mehr wiegen in der Geschichte als das permanente Interesse einer Nation? Also morgen soll es einer Provinz, einer Stadt — dem Sonderbunde zum Beispiele — freistehen, sich von der Nation zu trennen, zu der sie gehört, und sich durch Abstimmung zu einem anderen Staatsverbande zu schlagen.*) Also der Rechtstitel Frankreichs auf Nizza wäre die Volksabstimmung von 1860, nicht der Vertrag mit dem Könige von Sardinien? Und Italien besäße Rom und Neapel, die Lombardei und Venedig nicht

*) Ein interessanter Beleg, wie die „Liberalen" und „Modernen" sich die Sachen bequem machen, ist die allgemeine Verurtheilung, die den Südstaaten Nordamerika's in jenem Lager zu Theil ward, und hier handelte es sich doch nicht um die rebellische Provinz eines alten Einheitsstaates, sondern um die beinahe gleiche Hälfte eines jungen Staatenbundes, deren Interessen und Sitten ganz verschieden von denen der anderen Hälfte waren.



durch das Recht der Thatsachen, sondern durch die Formalität der verschiedenen Plebiscite? Noch einmal, derlei Dinge im Munde eines politischen Dilettanten, eines Gymnasiasten oder improvisirten Journalisten lassen sich begreifen; in der Feder eines Historikers sind sie geradezu unerhört. Es ist eben doch noch immer der alte Spuk, der seit Rousseau alle Franzosen, mit Ausnahme des vielleicht einzigen Tocqueville, gefangen hält: „le culte de la deésse Raison", die platte, mechanische Anschauung, derzufolge eine Nation, eine Constitution, ein Kunstwerk, eine Religion, eine Sprache gemacht wird, willentlich, wissentlich nach den Principien abstracter Zweckmäßigkeit und Gerechtigkeit.

Wie für den wirklich historischen Geist das Gesetz, die Verfassung eines Landes nicht ein gewolltes System a priori, sondern ein gewordener Organismus ist, der a posteriori codificirt oder, was noch besser ist, nicht codificirt wird, so auch die Nation selbst. Die größte Civilgesetzgebung, die römische, beruht auf den gesammelten Rechtssprüchen der Prätoren; die vollendetste politische Verfassung, die englische, ist die Gesammtheit von hunderterlei Detailbestimmungen, die im Kampfe der verschiedenen Parteien und Gesellschaft-Classen erobert oder verjährt worden sind; der reinste Typus einer Nation, die französische, ist geworden nicht durch Volksabstimmungen, sondern durch Eroberung, Heirath, Erbschaft, Vertrag. Ein Votum kann einen vierjährigen Präsidenten, eine periodische Kammer wählen, aber kaum eine lebensfähige Dynastie einsetzen, geschweige denn eine Staatsgrenze bestimmen. Und sollte die Laune einer

Generation das Werk von Jahrhunderten zerstören können? Oder kommt es nicht vielmehr der Weisheit der Staatsmänner zu, nothwendige Modificationen durch Verträge zu constatiren oder zu sanctioniren?

Ein internationaler Vertrag aber ist nicht ein Instrument, das nach den Principien abstracter Gerechtigkeit abgefaßt wird, sondern nach den Erfordernissen der Interessen; er ist nicht ein rationalistisches Machwerk, er ist eine Regelung der gegenseitigen Machtverhältnisse. Ein Vertrag ist gerecht oder ungerecht, oder — um genauere Ausdrücke zu gebrauchen — er ist weise oder unweise, je nachdem er diese Machtverhältnisse mehr oder minder richtig constatirt; denn diese Richtigkeit allein verspricht Dauer, und nur die Dauer ist der Prüfstein der Verträge. Die von Münster, von Utrecht und von Wien galten nur deshalb so lange, weil sie die Machtverhältnisse am richtigsten abgewogen und bestimmt hatten; vor der abstracten Gerechtigkeit waren sie alle drei wahre Attentate gegen Deutschland; doch lassen praktische Politiker und historische Denker die Klagen darüber dem politischen Sentimentalisten und Kannegießer: Deutschland war ohnmächtig im Jahre 1648 und der westfälische Friede constatirte diese Ohnmacht; es war schon etwas stärker, oder vielmehr Frankreich etwas schwächer geworden im Jahre 1713 und Utrecht registrirte diese relative Erstarkung und Schwächung ein, indem es der Herrschaft Ludwig's XIV. engere Grenzen setzte; der Wiener Congreß endlich bestimmte auf's genaueste die Machtverhältnisse zwischen Deutschland und Frankreich, Preußen und Oesterreich. Mittlerweile hat sich die

wachsende Kraft Deutschlands und Preußens in fünfzigjährigem Frieden entwickelt und die Verträge von Prag und Frankfurt hatten nichts zu thun, als diese Veränderung der Machtverhältnisse zu constatiren. Da aber die benachtheiligten Staaten derlei Veränderungen nie gutwillig anerkennen — noch je anerkennen werden — mußte die Berechtigung und die Kraft derselben sich erst durch den Krieg beweisen.

Wie die Verträge von 1648, 1713 und 1815 als Muster weiser Verträge gelten in den Augen jedes unbefangenen Geschichtsschreibers, so werden, der vier ersten Verträge Ludwig's XIV. nicht zu gedenken, die Friedensschlüsse von Campo Formio, Lunéville, Preßburg, Tilsit, Wien als Muster unweiser Verträge gelten müssen. Für die drei letzten geben das die Franzosen selber meist zu; Lunéville aber gilt in ihren Augen und besonders in denen Herrn Thiers' als ein Meisterstück; er dauerte keine zwei Jahre und im Vergleiche mit dem Frankfurter Frieden von 1871 ist er exorbitant zu nennen. Ein Blick auf die Landkarte und die 1802 cedirten Territorien wird hinreichen es zu beweisen.*) Wir glauben,

*) Unglaublich ist es, wie wenig die Franzosen in geschichtlichen Dingen klar sehen, sobald ihr eigenes Interesse ins Spiel kommt. So lese ich am selben Tage in zwei Artikeln des „Journal des Débats", des gemäßigtesten und besonnensten aller französischen Blätter, „daß der Friede von Frankfurt der härteste Friedensschluß ist, zu dem je ein Volk in Verzweiflung gezwungen worden", und „der härteste und nothwendigste Frieden, der je abgeschlossen wurde". Schreiber dieses fühlt sich geehrt, ein Mitarbeiter und Freund beider Verfasser jener Artikel gewesen zu sein; er weiß, daß nicht eine Spur von mala fides an diesen Aussagen ist; aber er kann nicht umhin, zu bedauern, daß die ehrbarsten und ge-

daß auch der Frankfurter Friede zu weit gegangen ist, und wie die meisten wirklich liberal Gesinnten in Deutschland tadeln und bedauern wir die Annexion von Metz, welcher sich auch der leitende Staatsmann Deutschlands widersetzt haben soll; aber was ist dieser Mißgriff im Vergleiche mit denen von Lunéville oder Campo Formio? Metz überschreitet eben die Grenze, bis wohin die Interessen des Sieges gewahrt werden mußten, weil Deutschland durch seinen Besitz an moralischer Sicherheit einbüßt, was es an materieller gewinnt. Dem ist nicht so mit dem Elsaß, und die Prätension, daß die zufällige Neigung oder Abneigung einer Generation einer kleinen Provinz in die Wagschale fallen sollte gegen das Interesse der Menschheit (der Erneuerung eines Krieges wie der von 1870, vorzubeugen), ist beinahe sündhaft zu nennen.

---

scheidtesten Leute sich durch die Leidenschaft zu solchen Uebertreibungen hinreißen lassen. Also der Vertrag von Frankfurt, der Frankreich eines Zwanzigstels seines Gebietes beraubt, ist härter als der Friede von Tilsit, der Preußen um zwei Fünftel verminderte? (von 5570 □ Meilen wurde Preußen auf 2877, von 9,743,000 Einwohnern auf 4,938,000 reducirt). Also fünf Milliarden auf eine reiche Bevölkerung von 38 Millionen und bei einer dreifachen Verminderung des Geldwerthes seit 1807 sind mehr als die 154½ Millionen, die auf ein armes Volk von vier Millionen Seelen gelegt werden? Also die Besetzung von sechs Departements durch 50,000 Mann und die vollständige Freiheit der Heeres-Reorganisation sind drückender als die Besetzung des ganzen Landes durch 150,000 Mann und das Verbot, mehr als 42,000 Mann Truppen zu unterhalten? Und Campo Formio, Lunéville, Preßburg und Wien waren nicht viel weniger drückend als Tilsit. Mit solchen Uebertreibungen macht man eine Sache gewiß nicht besser. Man nenne, wie Herr John Lemoinne, den Frankfurter Frieden den härtesten, den das moderne Frankreich unterzeichnen mußte, und man wird im Rechte sein.

Selbst wenn Elsaß länger als die Rheinprovinzen schmollen sollte, war seine Eroberung eine Nothwendigkeit. Was Frankreich zum Kriege getrieben, war die Eifersucht auf Sadowa: was ihm heute den Durst nach Rache einflößt, ist die Niederlage von Sedan, keineswegs der Verlust des Elsaß, wie denn auch der Ausbruch des Rachegefühles von der ersten Niederlage (4. Aug.) durchaus nicht von der Forderung der Rheinprovinz (19. Sept.) datirt. Hätte Deutschland ohne Gebietsabtretung und Kriegscontribution Frieden gemacht nach Sedan, so wäre heute der Krieg schon wieder entbrannt, dessen kann Herr Monod ganz sicher sein, und der Krieg mit einem ungeschwächten Frankreich.

Gegen all das wird uns Herr Monod freilich einwerfen, daß die Welt nicht mehr dieselbe ist, daß seit fünfzehn Jahren eine neue Aera datirt, daß unsere politischen Ansichten veraltet sind und daß Deutschland berufen war, das gelobte Reich der internationalen Großmuth, der modernen Ideen, der unsterblichen Principien von 1789 zu inauguriren, da Frankreich selbst versäumt hat, es zu thun.*) Darauf wollen wir nicht mit dem wohl-

*) Manchmal freilich will es bedünken, als bräche die Stimme des Historikers durch und lasse sich vernehmen trotz der des Demokraten. Er begreift zum Beispiele, daß die deutschen Völker verantwortlich sind für die Politik der deutschen Fürsten und solidarisch mit ihnen; und wenn es sich um den dreißigjährigen Krieg oder um die Liga von Augsburg handelt, dann sieht er wohl ein, was er von Frankreich nicht zugeben mag, daß vor der Geschichte Regierung und Nation identisch sind. Für Deutschland ist Louis XIV. und Napoleon I. so gut Frankreich, als die Constituante oder der Convent, wie für Frankreich ein entthronter König von Hannover oder ein mediatisirter König von Sachsen,

feilen Witze erwidern, der gegen Abschaffung der Todesstrafe erfunden wurde: „Que Messieurs les aggresseurs commencent.“ Nein, sollte je jenes millenarische Reich eine Wahrheit werden können, so war es an Deutschland, es zur Wahrheit zu machen; aber daran eben glauben wir nicht und antworten einfach und offen auf das Ansinnen der „Modernen“: Ja, wir sind conservativ; ja, wir glauben mit Faust, daß wir's nicht „bis an die Sterne weit“ gebracht; wir wissen, daß die Menschen nicht besser sind als zur Zeit der Perikles und Sokrates; ja, wir glauben, daß die Politik, wie die Kunst, wie die Moral, keines wesentlichen Fortschritts fähig ist, daß, wie in diesen, nur die Mittel und Formen sich ändern und vervollkommnen; daß mit Einem Worte Leidenschaften und Interessen (freilich auch zu Leidenschaften und Interessen gewordene Ideen), nicht aber Principien die Politik leiten, heute wie vor zweitausend Jahren, und daß, sollten Principien Einfluß darauf haben, wir für unseren Theil diejenigen von 1789 nicht anrufen würden, und das Recht, die Freiheit von 1789 nicht zu bewundern, darf man doch wohl beanspruchen von den Verfechtern der Freiheit. Im Wesen ist alle Politik, zumal alle internationale, eine Machtfrage; aber jede wahre Macht beruht auf sittlicher, geistiger und ökonomischer Grundlage: das ist unser Idealismus.

Ob uns Herr Monod so viel zugestehen wird, be-

---

ein bezwungenes hannöver'sches Volk und unterjochtes Sachsenland sind, wenn auch die Bevölkerung dem Sieger zujauchzt. Wir Conservativen geben die Berechtigung dieser Anschauungsweise ohne Zögern zu.



zweifle ich. So unabhängig er zwischen den Nationen steht, so befangen scheint seine Stellung gegenüber den Parteien zu sein; wie aus einer charakteristischen Aeußerung über den Kaiser erhellt. Dieser Haß des Kaiserthums wurde, wie wir schon früher constatirten, beinahe von allen gebildeten Franzosen getheilt; aber welch eine Idee gibt es pon der sittlichen Energie einer Generation, die sich von der unwissenden Menge eine Regierung aufzwingen läßt und dieselbe zwanzig Jahre erträgt? Herr Monod geht nicht so weit, wie die meisten seiner Landsleute, die Schuld an diesem Kriege von der Nation ab auf den Kaiser zu wälzen; aber er macht sich doch gewaltige Illusionen über die Stimmung der „gebildeten" Classen Frankreichs, wenn er meint, daß unter ihnen „jede Idee einer Eroberung lebhafte und zahlreiche Protestationen hervorgerufen hätte". Wo hat denn Herr Monod gelebt? oder wie hat er seine Ohren und Augen gebraucht? Er meint, in Deutschland haben die „Gelehrten der Universitäten den Nationalhaß geschürt", und er vergißt, daß in Frankreich die Journalisten und Advocaten, Aerzte und Richter, Beamten und Lehrer einstimmig nach dem Kriege riefen, worüber wir ihm persönlich drastischeste Belege liefern könnten.

Das Volk ist überall friedlich, in Frankreich wie in Deutschland, heute wie ehedem. Aggressiv ist nur die sogenannte öffentliche Meinung: diese wird aber allein von jenen gebildeten Classen producirt; so war es vor 2000 Jahren, so ist es noch heute; so verhält es sich im republikanischen Amerika wie im despotischen Rußland. Nur sind diese Classen heute und in unseren Ländern

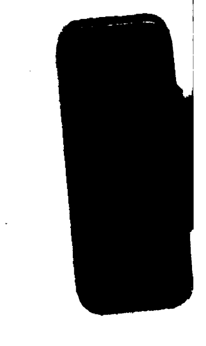
zahlreicher als zuvor und anderswo. Der gut geordnete Staat ist der, wo der lenkende Staatsmann die öffentliche Meinung beherrscht, anstatt sich von ihr beherrschen zu lassen. Letzteres that Napoleon III. gegen Ende seiner Regierung, und darin, darin allein liegt seine Schuld als Staatsmann. Denn was Herr Monod von der französischen Armee sagt, könnte er noch viel besser von den gebildeten Classen seines Landes sagen: „Nie haben sie die lächerliche Idee getheilt, daß Frank„reich die von den Preußen unterdrückten Deutschen be„freien wolle, wie es die kaiserlichen Manifeste behaup„teten. Die einzigen Gefühle Derer, die den Krieg „billigten, waren eine kleinliche Eifersucht gegen Preußen, „dessen wachsende Macht die französische Eigenliebe ver„letzte, eine alte Hefe des Hasses von 1815 und das „kindische und unsittliche Vergnügen, seine Kraft zu „zeigen, seinen Nachbar zu klopfen, als Triumphatoren „in irgend eine Hauptstadt einzuziehen." Diese so vortrefflich geschilderten Gefühle aber, namentlich das letztere, waren beinahe ausnahmslos unter den „liberalen" Classen Frankreichs. Um so unentschuldbarer, würdeloser und — man verzeihe das Wort — roher das nun herrschende Rachegefühl. Man war schon ganz bereit, nach einem siegreichen Gange, mit dem überwältigten Gegner Kuß und Händedruck zu wechseln, wie mit Russen und Oesterreichern nach Sebastopol und Solferino. Kaum hat man selbst das Sebastopol oder Solferino erlitten, so ändert sich das Verhältniß und man hütet sich wohl selber so naive Gefühle zu hegen, die gut sein mögen für die Barbaren des Ostens, aber

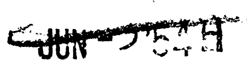
nicht für die ritterliche Nation, die „ihre eigene Art Ehre hat" wie Fürst Bismarck in einer berühmten Note sagte. Aber auch Würde und Klugheit verlangten eine andere Sprache. Mit welchem ruhigen und edeln Anstand wußte Rußland, das tiefgedemüthigte, sein Unglück hinzunehmen und vierzehn Jahre vornehmen Schweigens waren kaum vorüber, als es die vollständigste „Revanche" auf friedlichem Wege erlangte. Frankreich keift vor Wuth und übergießt seine Sieger mit den ausgesuchtesten Schimpfwörtern. Glaubt es wirklich, dieß sei der schnellere und sicherere Weg zur Vergeltung? oder gar der würdigere? Und auch eine gewisse Rohheit liegt darin, wenn in einer Nation nicht allein die Masse, sondern auch die Besten sich von blindem Nationalhaß hinreißen lassen und gar auf die Einzelnen Gefühle übertragen, die kaum dem Ganzen gegenüber gerechtfertigt sind. Wie anders die Väter, jene Heroen der französischen Cultur, die im vorigen Jahrhundert geschrieben und gewirkt. Der unvermeidliche Zusammenstoß der rohen Elemente, welche sich in der Politik begegnen, vermochte nicht die templa serena dieser Weisen zu erschüttern und, erhaben über die wilden Leidenschaften der Menge, wie über die unlautern Motive der Ehrgeizigen, bewohnten alle edleren Geister Europa's, mitten unter den Kämpfen der Staaten, das neutrale Reich der Humanität.

Auch in Deutschland waren und sind es die Gebildeten, in denen das Nationalgefühl am lebhaftesten glüht; sie hauptsächlich haben das demüthigende Bewußtsein, „lange genug die Domestiken Frankreichs gewesen zu sein", das Verlangen, nun auch ein-

mal „die erste Violine spielen zu wollen". Aeußerst natürliche, wenn auch keineswegs edle Empfindungen eines politischen Emporkömmlings, aber, während zur Zeit von Frankreichs Größe sich keine Stimme erhob, den tollen Chauvinismus zu hemmen und zu bekämpfen, mehren sich täglich die Schaaren unabhängiger Schriftsteller in Deutschland, die Billigkeit und Gerechtigkeit gegen Frankreich predigen, die vor den Gefahren der Selbstüberhebung warnen, die kühn der eigenen Nation ihre Fehler vorhalten. Unser Franzose citirt selbst einige Beispiele, aber er braucht nur irgend eine deutsche Zeitschrift oder Zeitung zu öffnen, um ähnliche Warnrufe in Masse zu hören. Kann er wirklich Deutschland ein durch den Sieg „corrumpirtes Land" nennen? Ruht Deutschland etwa auf seinen Lorbeern? Sucht es nicht durch unausgesetzte Thätigkeit und Pflichterfüllung in der Staatsverwaltung, in der Wissenschaft, im Privatleben sich der errungenen Größe werth zu erhalten? Und wenn gar Manche sich eitel überheben, sind nicht auch Viele da, die bescheiden und würdig den nationalen Ruhm zu ertragen wissen?

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.




JUN 7 '54 H


49565.25 vol.1
Frankreich und die Franzosen in der
Widener Library 003102278
3 2044 087 186 995